



PRINTED  
IN GERMANY

Ungarn Ft. 1.250,-  
Zypern CYP 3,20

Spanien / Kanaren € 4,70  
Thailand Bht 380,-  
Tschech. Republik Kč 165,-  
Türkei YTL 10,-

Schweden skr 49,-  
Slowakei Sk 205,-  
Slowenien € 4,50  
Spanien € 4,50

Japan (inkl. tax) Yen 1.764  
Norwegen NOK 47,-  
Polen (ISSN 00387452) Zł 22,-  
Portugal (cont.) € 4,50

Griechenland € 5,10  
Großbritannien £ 3,50  
Hongkong HK\$ 65,-  
Italien € 4,50

Belgien € 4,-  
Dänemark dkr 39,-  
Finnland € 5,95  
Frankreich € 4,50

Österreich € 3,80  
Schweiz sfr 6,50



# BAGDAD BABYLON

SPIEGEL-Reporter  
mit US-Soldaten  
im Irak-Krieg

## Hausmitteilung

6. August 2007

Betr.: Titel, 50 Cent, SPIEGEL SPECIAL

Der Irak ist das dominante Thema im US-Wahlkampf: Im September muss General David Petraeus, Oberbefehlshaber der Operation „Iraqi Freedom“, dem Kongress einen Lagebericht erstatten, ebenso Ryan Crocker, der neue Botschafter in Bagdad. Davon wird abhängen, ob



TINA HAGER / DER SPIEGEL / AG. FOCUS

Petraeus, Fichtner

und wann die derzeit 160 000 amerikanischen Soldaten abziehen werden. In dieser historisch aufgeladenen Situation bereisten SPIEGEL-Reporter Ullrich Fichtner, 42, und Fotografin Tina Hager, 43, drei Wochen lang den Irak und sprachen ausführlich mit beiden Männern. Es war Fichtners vierte Irak-Tour seit Kriegsaus-



TINA HAGER / DER SPIEGEL / AG. FOCUS

Hager

bruch im März 2003. Damals schon lernte er Petraeus kennen, der seinerzeit die 101. Airborne Division befehligte. Im Frühjahr 2004 traf er ihn wieder, diesmal im Norden, und schließlich Ende 2006, als Petraeus in Fort Leavenworth, Kansas, an der neuen Anti-Rebellen-Doktrin des Militärs arbeitete. Jetzt wurde Fichtner vom Vier-Sterne-General, der über die Jahre E-Mail-Kontakt gehalten hatte, wie ein alter Bekannter begrüßt. Der SPIEGEL-Mann hatte sich zuvor ein Bild vom Zustand des zerrütteten Staates verschafft. Sein Fazit: „Die Fernsehbilder immer neuer Bombenanschläge führen in die Irre. Im Augenblick sind weite Teile des Irak befriedet – aber seine Zukunft ist noch nicht entschieden“ (Seite 84).

Rendezvous mit einem Rapper: Vor einigen Wochen saß SPIEGEL-Redakteur Matthias Matussek, 53, bei der „Spiderman“-Premiere im Kino in Berlin, als Sohn Markus, 13, ihm zuzischelte: „Papa, sei jetzt bitte nicht peinlich – dreh dich nicht um, aber hinter uns sitzt 50 Cent.“



DAVID KLAMMER

50 Cent, Markus Matussek

Tatsächlich, Gangsta-Rapper 50 Cent, einer der erfolgreichsten HipHopper, war auch da, und Matussek benahm sich absolut peinlich – er bat den Muskelberg, seinem Sohn die Hand zu schütteln. Später, während der Vorbereitung eines 50-Cent-Interviews, schaltete sich Markus immer wieder ein, mit Infos, mit Ratschlägen, bis der Vater schließlich raunte: „Dann befrag ihn doch selbst!“ Das Management fand die Idee cool, und so führte der Junior das Gespräch quasi im Alleingang, sekundiert vom Vater und von SPIEGEL-Mitarbeiter Christoph Dallach, 42. Markus wollte ungewöhnliche Dinge wissen: „Wie ist es eigentlich, angeschossen zu werden?“ oder „Was haben Sie vom Drogendealen gelernt?“ (Seite 140).

Als Kanzler nannte Gerhard Schröder Familienpolitik „Gedöns“, heute hat sie hohe Priorität. Das von SPIEGEL-Redakteurin Karen Andresen konzipierte SPECIAL „Sehnsucht nach Familie – Die Neuerfindung der Tradition“ analysiert den familiären Alltag und stellt neue Konzepte vor, wie sich Erziehung und Karriere vereinbaren lassen oder wie Jung und Alt gemeinsam wohnen können. Senta Berger und ihr Mann Michael Verhoeven berichten über 41 Ehejahre; die Grüne Krista Sager erzählt vom Glück, ein Zwillingsskind zu sein. Das Heft ist ab Dienstag für sechs Euro im Handel.



**Titel**

Wie die Amerikaner im Irak Enklaven des Friedens geschaffen haben – und täglich neue Herde des Terrors bekämpfen müssen ..... 84

**Deutschland**

**Panorama:** Nachwuchsprobleme plagen Bundeswehr / Beamten droht Gehaltskürzung / Bund beteiligt sich an EADS ..... 14

**Landwirtschaft:** Die Globalisierung erreicht Europas Milchbranche ..... 18

**Außenpolitik:** International wichtige Entscheidungen werden an Deutschland vorbei getroffen ..... 22

Wie Washington vermeintliche Verbündete aufrüstet ..... 24

**CDU:** SPIEGEL-Gespräch mit NRW-Ministerpräsident Jürgen Rüttgers über Familienpolitik und die Heimatlosigkeit der Konservativen in seiner Partei ..... 26

**Extremisten:** Top-Neonazi bringt der NPD Sponti-Tricks bei ..... 32

**Sozialdemokraten:** Meinungsforscher Manfred Güllner versetzt die SPD mit seinen Prognosen in Aufregung ..... 36

**Behörden:** Umstrittene Software-Einführung kostet Länder Hunderte Millionen Euro ..... 38

**Reisen:** Britische Safttouristen machen Berlin unsicher ..... 39

**Schicksale:** Die Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten suchen ihre Väter ..... 40

**Entführungen:** Interview mit dem Rechtsmediziner Hans Dieter Tröger über die Obduktion der ermordeten Geisel Rüdiger D. ... 45

**Verbraucher:** Giftige China-Importe verunsichern europäische Kunden ..... 46

**Serie**

**Die Retter der Welt (III):** Flüsse und Seen verschwinden, der australische Kontinent trocknet aus – und Wissenschaftler suchen nach Lösungen, wie man weltweit mit immer weniger Wasser überlebt ..... 48

**Wirtschaft**

**Trends:** Geländewagenboom trotz Klimadebatte / Stromkunden wechseln bislang eher den Tarif als den Anbieter / Interview mit DIHK-Geschäftsführer Martin Wansleben über Weiterbildung im Urlaub ..... 54

**Banken:** Was die US-Immobilienkrise für das weltweite Finanzsystem bedeutet ..... 56

**Konzerne:** BMW steht vor einem einschneidenden Strategiewechsel ..... 60

**Lebensmittel:** Neue Zahlen über Krebsgift in Kartoffelchips ..... 62

**Tarifstreit:** SPIEGEL-Gespräch mit Bahnchef Hartmut Mehdorn über den Krach mit seinen Lokführern und die politischen Gegner des Börsengangs ..... 64

**Musikindustrie:** Der schrille Kampf zwischen den Musikprofis Thomas Stein und Jack White ..... 67

**Medien**

**Trends:** Edeka zieht Werbung bei Bertelsmann ab / Bundesliga-Paket von Premiere sorgt für Senderstreit ..... 70

**Fernsehen:** Vorschau / Rückblick ..... 71

**TV-Manager:** ARD-Programmdirektor Günter Struve bereitet seinen Ausstieg vor ..... 72

**Journalisten:** Dubiose Strafverfahren gegen Investigativreporter ..... 75

**Durst auf deutsche Milch wächst**

Seite 18



Milchproduktverpackungen (in Peking)

Die Globalisierung erreicht eine bislang allenfalls regional operierende Branche: die hiesige Milchwirtschaft. Weil alle Welt, sogar die Chinesen, neuerdings nach Molkereiprodukten giert, werden auch hierzulande Joghurt, Quark und Käse knapper und damit teurer. Die Angst vor Milchseen und Butterbergen war gestern. Plötzlich wollen deutsche Politiker die alten europäischen Quotierungen loswerden – zum Entsetzen vieler kleiner Bauern.

**Hitlers Platten aus der Reichskanzlei**

Seite 113



Als Souvenir nahm Sowjetoffizier Lew Belymski im Mai 1945 eine Kiste voller Schallplatten aus dem Berliner Führerhauptquartier mit in seine Heimat. Der SPIEGEL fand die Schellack-Scheiben jetzt unweit von Moskau wieder. Überraschend ist: Hitler hörte nicht nur Wagner, sondern auch jüdische Interpreten und russische Musik.

Wagner-Schwiegertochter Winifred, Hitler

**BMW-Konzern vor Kursänderung**

Seite 60

Die erfolgsverwöhnten Münchner Autobauer werden nervös: Zwar steigt der Absatz, doch der Gewinn sinkt. „Für uns gibt es keine rosa Wolken mehr“, warnt BMW-Chef Norbert Reithofer und kündigt einen teils überraschenden Strategiewechsel an. Er will künftig sogar enger mit dem Erzrivalen Mercedes zusammenarbeiten.



**Teures Spektakel**

Seite 118

Früher war Bayern Münchens Manager Uli Hoeneß stolz auf ein pralles Festgeldkonto, auf dem Spielertransfermarkt agierte er gern defensiv. Zur neuen Bundesliga-Saison gab der Club nun 70 Millionen Euro für Stars wie den Franzosen Franck Ribéry aus. Die teuerste Mannschaft der deutschen Fußballgeschichte soll für ein Spektakel sorgen.

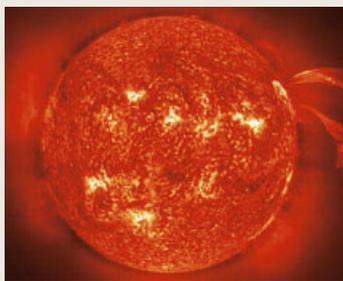
Ribéry (M.)



Downtown Manhattan (mit Brooklyn Bridge)

## New Yorker drängen ins Weiße Haus Seite 104

Zurück an der Spitze: Die Lähmung nach den Terroranschlägen ist längst vergessen, New York genießt neue Glanzzeiten und freut sich auf eine Präsidentschaftswahl als Heimspiel prominenter Lokalmatadore. Senatorin Clinton, Ex-Bürgermeister Giuliani und Bürgermeister Bloomberg könnten das Rennen unter sich ausmachen.



SOHO / NASA / ESA

## Schwache Sonne Seite 124

Ist der Mensch oder doch die Sonne schuld an der Erderwärmung? Neue, einzigartig präzise Daten liefern nun eine Antwort auf die alte Streitfrage. Die Sonne schwächelt, die globale Temperatur indes steigt weiter an.

Sonnenaufnahme der Soho-Sonde

## Beutekunst im Louvre Seite 136

Viele Museen in Russland, Polen, Ungarn, Frankreich und den USA hängen voller Gemälde, die Soldaten der Siegermächte nach dem Zweiten Weltkrieg aus Deutschland entführten. Die neuen Besitzer wollen aber nicht über die Rückgabe verhandeln.

US-Soldaten bei Beschlagnahmeaktion (1945)



GETTY IMAGES

## „Du spürst die Schüsse kaum“ Seite 140



HATEM / POPPHOTO / VANIT-DE

Mit neun Kugeln wurde Curtis Jackson als Straßendealer in New York niedergestreckt – als 50 Cent ist er der erfolgreichste und beliebteste Gangsta-Rapper der Gegenwart. Im SPIEGEL-Interview spricht er über Drogen, seinen Kollegen Eminem und Präsident George W. Bush.

50 Cent

### Gesellschaft

**Szene:** Plagiat-Aufspürer im Internet / Buch über den Alltag von Extremisten / Hundefleisch auf Bestellung ..... 77  
 Eine Meldung und ihre Geschichte – wie ein Polizist seine gestohlene Harley wiederfand ..... 83  
**Ortstermin:** Der brandenburgische Infrastrukturminister setzt auf Fahrstuhlförderung für den Aufbau Ost ..... 99

### Ausland

**Panorama:** Moskaus Druck auf Lukaschenko / Tokios Ausbruch aus der Isolation / Unruhe auf Jamaika ..... 101  
**USA:** Die glorreichen drei aus New York ..... 104  
**Israel:** Der lange Schatten des Koma-Patienten Ariel Sharon ..... 107  
**Indien:** Auf dem Weg zur Weltmacht ..... 108  
**Zeitgeschichte:** Wie Hitlers Schallplattensammlung nach Moskau kam ..... 113  
**Global Village:** Die Haushaltssklaven von Bahrain ..... 115

### Sport

**Szene:** Drogenboss streitet mit Diego Maradona / Geschäfte mit VIP-Plätzen ..... 117  
**Fußball:** Der runderneuerte FC Bayern ..... 118  
**Emanzipation:** Interview mit der Schiedsrichterin Bibiana Steinhaus über ihren Einsatz im Profi-Fußball der Männer ..... 121

### Wissenschaft · Technik

**Prisma:** Steinzeitmenschen opferten Behinderte / Schadet Ritalin dem Gehirn? ..... 122  
**Klima:** Die Sonne schwächelt – neue Messungen aus der Schweiz stellen einen Rückgang der Strahlung fest ..... 124  
**Ökologie:** Versuchslabor der Schöpfung in der Lausitz ..... 127  
**Medizin:** SPIEGEL-Gespräch mit dem US-Arzt und Autor Jerome Groopman über typische Irrtümer seiner Zunft ..... 128  
**Computerspiele:** Schnitzeljagd per Handy ... 131

### Kultur

**Szene:** Sänger Elvis Perkins über seine berühmten Eltern und altmodische Tonbänder / Die Lolitas des Malers Balthus in einer großen Ausstellung im Kölner Museum Ludwig ..... 133  
**Beutekunst:** Nicht nur Polen hält beschlagnahmtes deutsches Kulturgut zurück – sogar im Louvre hängt Kunst, die aus Deutschland mitgenommen wurde ..... 136  
**Pop:** Interview mit Gangsta-Rapper 50 Cent über seine Vergangenheit auf der Straße und die Politik von George W. Bush .... 140  
**Geistesgrößen (III):** Der Hirnforscher und Pädagoge Gerald Hüther fordert einen Paradigmenwechsel in der Biologie ..... 142  
**Kino:** Die immer aufwendigeren Computeranimationen in Filmen lassen das Publikum zunehmend kalt ..... 144  
**Bestseller** ..... 146  
**Nachrufe:** Zum Tode von Ingmar Bergman und Michelangelo Antonioni ..... 147  
**Nahaufnahme:** Der Komiker Beppe Grillo ist Italiens gefürchtetste Ein-Mann-Opposition ... 148

**Briefe** ..... 6  
**Impressum, Leserservice** ..... 152  
**Chronik** ..... 153  
**Register** ..... 154  
**Personalien** ..... 156  
**Hohlspiegel / Rückspiegel** ..... 158

**Titelbild:** Foto Tina Hager / Agentur Focus für den SPIEGEL



SPiegel-Titel 31/2007

„Bemerkenswert ist, dass die beiden Wissenschaftler den häufigsten Grund für Massenmord vernachlässigen, nämlich die Ausschaltung der Empathie und des menschlichen Moralempfindens durch die Ideologie.“

Clemens Narloch aus Lindau am Bodensee zum Titel „Das Böse im Guten – Die Biologie von Moral und Unmoral“

### Mitten ins Herz

Nr. 31/2007, Titel: Das Böse im Guten – Die Biologie von Moral und Unmoral

Menschen wie Marionetten, gezogen an Fäden von unbekanntem Kräften, das ist das Bild vom determinierten Menschen. Wenn nur das richtig wäre, befände sich der Homo sapiens auf eingleisiger Strecke, eine Art Zombie. Das kann nicht im Sinne einer alles ausprobierenden Natur sein. Eine Art Zufallsgenerator, an dem wir bewusst mitdrehen dürfen, das ist das, was wir „freier Wille“ nennen.

BERLIN

HELMUT OLSEN

Die alte Variante der Welterklärungsformel „Das Sein bestimmt das Bewusstsein“ wandelt sich bei Markowitsch in eine neue, naturwissenschaftliche Variante einer ideologischen Totalerklärung. Hier wie dort gibt es im Grunde keine Verantwortung für das subjektive Handeln, da alles determiniert ist. Recht wird durch Psychiatrie ersetzt, Sühne durch Therapie, und statt eines Urteils gibt es eine Diagnose für den Täter. Man kann nur hoffen, dass dieser Blödsinn nicht in die Realität umgesetzt wird!

HANNOVER

WERNER NIENHAUS

Es sollte eigentlich niemanden wundern, dass auch das Moralverhalten des Menschen biologisch determiniert ist. Wie schwer sich viele mit dieser Erkenntnis tun, beweisen nicht nur die weitverbreitete jahrzehntelange Ignoranz der Ergebnisse klassischer ethologischer Forschung, sondern auch die „modernen“, humanistisch geprägten Gesellschaftskreise, wie beispielsweise das Streitgespräch mit Hans Markowitsch und Philipp Reemtsma belegt: Auch nicht um den Preis der Wahrheit scheint Herr Reemtsma bereit zu sein, aufgrund neurobiologischer Erkenntnisse grundsätzliche Konsequenzen für die Gesellschaftsordnung zuzulassen – steht doch der abendländische Humanismus auf dem Spiel.

SCHAAPHEIM (HESSEN)

JENS KELLER

Im 19. Jahrhundert suchten die Mediziner nach der Seele des Menschen und konnten

sie nicht finden. Im 20./21. Jahrhundert forschten und forschen die Neurowissenschaftler nach dem Geist des Menschen und können ihn nicht entdecken. Die moralische Entwicklung des Menschen wird durch seine Umwelt und durch sein geistiges Verhalten geprägt. Nach Lawrence Kohlberg ist die Entwicklung der moralisch prinzipien-



Brudermord-Gemälde aus dem 17. Jahrhundert  
*Das Gewissen ist keine Kompassnadel*

geleiteten Persönlichkeit als verantwortlich handelnder Mensch ein Reifungsprozess, der sich auch nicht durch seine Moralstufen erzwingen lässt. Für Neurowissenschaftler bleibt trotz vieler Theorien die menschliche moralische Fähigkeit ein Geheimnis. Dass der Mensch als moralische Person handeln kann, ist ein Wunder und bedarf der menschlichen Entscheidungsfähigkeit.

MÜNCHEN

DR. HORST JESSE  
PFARRER

Es ist schon lustig, wie sich die Neurologie im Kapitalismus zum Angriff auf den Begriff des freien Willens im Strafrecht einspannen lässt, während das Bürgerliche Gesetzbuch tunlichst außen vor bleibt. Das gesamte Rechtswesen beruht auf dem in freiem Willen eingegangenen Vertrag. Ich werde meiner Bank mitteilen, dass ich den Kredit unmöglich freiwillig unterzeichnet haben kann und die Zinszahlungen einstelle.

SEEHAUSEN AM STAFFELSEE DR. PIA MAYER-GAMPE

Als die Autoren unseres Grundgesetzes die Artikel über die Menschenwürde sowie über den demokratischen sozialen Rechtsstaat für ganz und gar unantastbar erklärten, konnten sie sich noch auf das Naturrecht berufen. Seinerzeit ein überzeugendes Argument gegen das gerade besiegte Willkürregime, heute jedoch oftmals als Relikt einer Denkschule belächelt, die den Kosmos und seine Gesetze als ewig voraussetzt. Da nunmehr im Lichte der Evolutionslehre der Wandel regiert, ist es umso erfreulicher, dass jetzt eine unserer Disposition entzogene Verwurzelung des Rechts in den Tiefen des Unbewussten entdeckt wurde. Eine nicht zu unterschätzende Legitimation für unsere Verfassung!

NORTHEIM (NIEDERS.)

WERNER KAMMEYER  
AMTSRICHTER I. R.

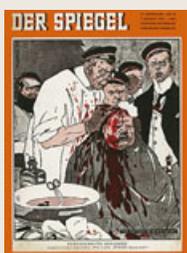
Ihren Artikel finde ich exzellent, er trifft die Schuldfrage mitten ins Herz. Das Gewissen ist keine psychische Kompassnadel, es hängt von zahlreichen Faktoren ab. Kennt die Psychiatrie doch schon lange das Phänomen des unerträglichen Schuldwahns bei endogenen Depressionen. Hier ist offenbar die Stärke der Schuldgefühle umgekehrt proportional dem Ausmaß sozial schädlichen Verhaltens.

HATTERSHEIM AM MAIN DR. GÜNTER FLECKENSTEIN

Markowitsch hat auch in juristischem Sinne recht, wenn er sagt, dass schuldig bedeute, dass sich der Täter frei entscheiden können muss, sich anders zu verhalten. Ob es diese Entscheidungsfähigkeit gibt, ist fraglich. Ich glaube wie Reemtsma, dass wir aus verschiedensten Gründen ein rechtliches Schuldssystem mit der Zuweisung von Verantwortung an das Individuum brauchen, ebendarum ist es wichtig, dieses auf ein solides und von der Mehrheit einer Gesellschaft akzeptiertes Fundament zu stellen.

REGENSBURG

DR. THOMAS GALLI



### Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL vom 7. August 1957

**Memorandum zur Rückführung Deutscher aus der Sowjetunion** Scharfe Kritik aus Moskau. **Kriegsdienstverweigerer** Asyl in der Kirche. **Londoner Abrüstungsverhandlungen** „Bescheidene Wünsche“. **Motivforschung wird immer wichtiger** „Attentat gegen das abendländische Menschenbild“. **Bayreuther Festspiele** Fanatischer Beifall. **Premiere von Eugene O'Neills „Fast ein Poet“** Ein „beinahe versöhnliches“ Stück. **Makabres Forschungsprojekt** Missgeburt aus der Retorte.

Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de) oder im Original-Heft unter Tel. 08106-6604 zu erwerben.

Titel: „Simplicissimus“-Karikatur 1914



**Anti-Bush-Demonstration (in Berlin 2002)**  
„America's best – f... the rest!“

## Großer Lernprozess

Nr. 30/2007, Hochschulen: US-Gaststudenten stoßen in Deutschland auf massive Vorurteile

Als Amerikanerin in Deutschland kenne ich dieses Problem. Dass amerikanische Studenten das als so schlimm empfinden, liegt vielleicht daran, dass wir uns in den USA für die besten und nettesten Menschen auf Erden halten und ganz überrascht und sogar verletzt sind, wenn andere uns nicht auch so sehen.

BIELEFELD

ALEXIS CONKLIN

Es gibt kaum etwas, was wir Amerikaner nicht verbrochen hätten: eine verlogene Mondlandung, den Kurdenmassenmord mittels Giftgas von Saddam Hussein, selbst die Zerstörung der Twin Towers in New York 2001 haben wir direkt veranlasst (alles dies erklärte mir eine deutsche Filmemacherin vor kurzem). Was mir als in Berlin lebender Deutsch-Amerikaner bleibt? „Echter“ Patriotismus: America's best – f... the rest! Dann kocht die deutsche (?) Seele.

BERLIN

MARK W. FINLEY

Als Absolvent eines Auslandssemesters kann ich sagen, dass die Konfrontation mit der eigenen Kultur nirgendwo stärker ist als im Ausland. Nirgendwo wird man mehr mit Vorurteilen über das eigene Herkunftsland konfrontiert als fern der Heimat. Ein großer Lernprozess und eine Chance, eigene Ideale und Wertvorstellungen zu überdenken.

SALZBURG

ANDREAS KAISER

Als amerikanischer Geschäftsmann in Deutschland mache ich die gleichen Erfahrungen wie US-Studenten. Wie weit über 50 Millionen Amerikaner habe ich George W. Bush nicht gewählt. Ich bedauere die gegenwärtige US-Außenpolitik wie viele in unserem Land. Leider bringen die deutschen Medien sowie Lehrer und Ausbilder die andere Seite Amerikas nicht genügend zum Ausdruck. Die deutsche Jugend wird mit Kritik über Amerika überhäuft, während die Gefahr echter Terroristen für Amerika und Deutschland relativiert wird.

WHITE PLAINS (USA)

ROBERT FENSTERMACHER

## Abenteuerliche Beanstandungen

Nr. 30/2007, Justiz: Interview mit Michael Buback über die Ermittlungen der Bundesanwaltschaft zum Mord an seinem Vater

Bei jahrelanger, gemeinsamer und erfolgreicher Terrorismusbekämpfung habe ich den von mir hochverehrten Generalbundesanwalt Siegfried Buback als einen äußerst bescheidenen Menschen kennen- und schätzen gelernt. Es soll ja vorkommen, dass bestimmte Charaktereigenschaften nicht an Nachkommen weitergegeben werden. Nur so ist es zu verstehen, dass Professor Michael Buback glaubt, sich im SPIEGEL über die Bundesanwaltschaft beklagen zu müssen, er habe den Eindruck, dass die Bundesanwaltschaft seinen Bemühungen, etwas zur Aufklärung (am Tod seines Vaters) beizutragen, skeptisch gegenübersteht. Hoffentlich ist dem so, kann ich nach über 30-jähriger Tätigkeit in dieser Behörde nur sagen. Mit Vermutungen hat die Bundesanwaltschaft noch nie etwas anfangen können. Mir wäre es neu, dass Professor Buback irgendetwas Sachdienliches zur weiteren Aufklärung an der Ermordung seines Vaters bisher hätte beitragen können oder beigetragen hat. Wie geradezu abenteuerlich die „Beanstandungen“ des juristischen Laien Professor Buback sind, zeigt beispielhaft die von ihm vermisste Gegenüberstellung von Verena Becker. Der Todesschütze auf dem Rücksitz des Motorrads war vollständig verummumt. Was soll da eine Gegenüberstellung! Konfuzius hat recht: „Wer sich zu wichtig nimmt, wird nicht mehr wichtig genommen.“

KARLSRUHE

PETER ZEIS  
BUNDESANWALT A. D.

## Zahlreiche neue Formate

Nr. 30/2007, Privat-TV:  
Die Misere des Fernsehjournalismus

In den Grabgesang auf Sat.1 möchte ich als Produzent (und viele befreundete Kollegen ebenfalls) nicht einstimmen: In kaum einem anderen Sender wird seit Monaten so heftig in die Konzeptionierung neuer fiktionaler Prime-Time-Formate investiert wie bei Sat.1. Egal ob deutsche Serie, Event-Fernsehen, Show oder das klassische Fernsehspiel als Einzelstück – Sat.1 hat am deutschen Produzentenmarkt zahlreiche neue Formate entwickeln lassen und in allen Sparten auch Beauftragungen in zweistelliger Millionenhöhe bewilligt. Sollte ein Vorstand wie Guillaume de Posch ernsthaft die Vorstellung haben, das Vollprogramm von Sat.1 renditestark einzudampfen, dann hätte er es im teuren fiktionalen Bereich zuerst getan. Das Gegenteil ist der Fall.

BERLIN

PROF. NICO HOFMANN  
TEAM WORX TELEVISION & FILM GMBH

Erich Böhmes „Talk im Turm“ und SPIEGEL TV hatten von Anfang an nichts anderes als eine Alibifunktion bei Sat.1. Insofern ist der weitere Ausstieg aus vermeintlichen Informations- bzw. Nachrichtenangeboten nur konsequent. Sat.1 wird somit endgültig und deutlich sichtbar für jeden zu dem, was es vom ersten Tag an war: ein grottenseichter Dumpfbackenkanal unter vielen im kommerziellen Fernsehen.

KÖLN

LUTZ-A. PFEIFER

Es ist für Privatsender nicht ganz leicht – wenn nicht gar schon unmöglich –, mit Nachrichtenformaten Erfolg zu haben. Warum? Weil die öffentlich-rechtlichen Subventionssender den Markt überfluten und die Privaten somit wahlweise in seichte Gewässer oder an den Rand der Rentabilität (N-tv, N24) drängen. Wenn es öffentlich-rechtliche Qualitätszeitungen gäbe, finanziert mit Milliarden an Zwangsgebühren, dann gäbe es auch keine Privatpresse. Im Internet wird man das wohl bald sehen können: Wenn ARD und ZDF ihre digitale Expansion wie geplant durchziehen, könnte es auch für private Qualitätsnachrichtenportale eng werden.

GREVENBROICH (NRDRH.-WESTF.)

ANDRÉ F. LICHTSCHLAG

## Unentrinnbar eingebunden

Nr. 30/2007, Zeitgeschichte: Der Schriftsteller Dieter Wellershoff über die Verstrickung der Flakhelfer-Generation in das NS-Regime

Bravo dem Artikel, er macht die Zeit für uns nachvollziehbar.

MÖNCHENGLADBACH

NORBERT MÜLLER

Wellershoff hat recht; obgleich Jahrgang 1923, kann ich nur bestätigen: Wir waren damals alle unentrinnbar in das Zeitgeschehen eingebunden. Und es war mehr oder weniger Zufall, in welche Einheit und zu welchen Kriegsschauplätzen uns das Schicksal verschlug. Die Partei spielte eine zweitrangige Rolle, der Eintritt in dieselbe schien nicht vordringlich, wurde aber auch nicht ausgeschlossen, obgleich auch wir über die meist geistig minderbemittelten „Goldfasane“ spotteten. Zunächst aber galt es, zu den Fahnen zu eilen, seiner soldatischen Pflicht nachzukommen. Fast meine ganze Klasse meldete sich freiwillig. Dies hatte zwei wichtige Vorteile: Erstens brauchte man nicht vorher zum Arbeitsdienst, und zweitens konnte man sich die Waffengattung aussuchen. Obgleich als HJ-Führer von der Waffen-SS besonders umworben, meldete ich mich zur Luftwaffe. Warum es für uns keine Alternative gab, hat Wellershoff überzeugend geschildert. Eine weitere, wichtige Motivation war die Verteidigung der westlichen Kultur gegen den Kommunismus, der sich nicht erst jetzt anschickte, Europa zu erobern!

KÖLN

HANS-OTTO VON LILIENFELD-TOAL



FRANCK FIFE / AFP

**Tour-de-France-Fahrer in den Alpen**  
*Möge die Tour die zweite Chance nutzen*

## Erheblich milderes Urteil

Nr. 30/2007, Doping:  
 Der gescheiterte Versuch des Teams T-Mobile, den schmutzigen Radsport sauberzumachen

Wir sind daran gewöhnt, mit Lebensmitteln Ackergifte, Hormone, Antibiotika oder genetisch manipulierte Substanzen aufzunehmen, wir kriegen den Nichtraucherschutz nur mit Ach und Krach effektiv geregelt, mit Hilfe von Viagra erzielen wir Leistung, wo sonst keine ist. Allein für sportliche Höchstleistungen soll aber das Siegel der Reinheit gelten! Das nenne ich gesamtgesellschaftliche Heuchelei! Am meisten tun mir die Radrennfahrer leid. Wenn Jan Ullrich gedopt war, warum hat er dann die Tour de France nicht öfter gewonnen? Weil er nicht über so effektive Präparate wie sein Konkurrent Lance Armstrong verfügte! Weil er es nicht besser wusste! Da ist der Hebel anzusetzen! Transparenzregeln sind erforderlich. Wenn alle dopen, kommt es nicht mehr darauf an, ob, sondern nur noch, wie gedopt wird!

MAINZ JÜRGEN KESSLER

Mit Blick auf unseren Zeitgeist muss man sich fragen, ob das Doping überhaupt entfernt werden kann. Nach dem Ausblick auf den medizin-, medikamenten- und gentechnischen Fortschritt ist es entweder spöttisch oder töricht zu behaupten, den Kampf durch Kontrollen gewinnen zu können.

HECHINGEN (BAD.-WÜRTT.) DIRK WAIDMANN

Der bezahlte Hochleistungssport und auch der Profiradsport sind Teile des Showgeschäfts und der Unterhaltungsindustrie. Mein Urteil über das Doping fällt angesichts dieser Zuordnung erheblich milder aus. Die Rennfahrer, abgesehen von den Stars, verdienen oft nicht so viel. Jetzt werden die armen Schweine auch noch kriminalisiert. Meine Bewunderung ist auch denen sicher, die als Letzte über den Pass keuchen. Das Drama einer Tour de France würde auch ohne Doping funktionieren.

KEHL (BAD.-WÜRTT.) SILVAN SIMON

Die Tour de France als berühmtestes und lukrativstes Radsportereignis der Welt hat die Möglichkeit, auch in Bezug auf den Anti-Doping-Kampf unabhängig von Radsportverbänden und anderen Veranstaltern eigene

Maßstäbe zu setzen. Von ihr muss der Impuls für eine neue, saubere Zukunft im Radsport ausgehen. Möge die Tour de France, unterstützt von Sponsoren und TV-Sendern, die zweite Chance nutzen und zum Vorbild für andere Sportveranstalter werden.

WINTERTHUR (SCHWEIZ) DIETER MÜLLER

## Besonderes historisches Gewicht

Nr. 30/2007, Russland: SPIEGEL-Gespräch mit dem Schriftsteller Alexander Solschenizyn über das Versagen von Gorbatschow und Jelzin, die Enttäuschung über den Westen und seine Haltung zu Glaube und Tod

Ich kann mich nicht daran erinnern, jemals so viel tiefe Freude und Dank empfunden zu haben wie bei der Lektüre der Worte dieses großen Literaten und Menschen. Wenn ein so vorbildlicher und außergewöhnlicher Geist, von seinem festen Glauben an Gott getragen, von unverbrüchlicher Liebe zu seinem Land erfüllt, nicht zuletzt auch wohl deshalb durch keinen der selbst so leidvoll ertragenen Schrecken des Gulag verbittert oder gar zerbrochen, das Wort ergreift, ist das ein zutiefst berührendes und einzigartiges Erlebnis.

RIEGELSBERG (SAARL.) MICHAEL NEUBAUR

Das Gespräch sollte zur Grundlektüre all jener Außenpolitikexperten gehören, die sich mit ihrem vermeintlichen und selbstgerechten Verständnis innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Schreibtischplatten und ihrer Vorurteile bewegen.

BRAUNSCHWEIG MIODRAG CONIĆ



JURIJ FULSTOW

### Schriftsteller Solschenizyn

*Vorbildlicher und außergewöhnlicher Geist*

Ich habe lange nichts gelesen, was derart fesselnd und informativ zugleich war, und danke Ihnen für den Mut, die teilweise langen Passagen nicht zu kürzen, so dass man die gesamte Bandbreite erfassen konnte. So etwas nenne ich „journalism at its best!“

ÖLBRONN-DÜRRN (BAD.-WÜRTT.) MAXIMILIAN LUTZ

Kompliment! Ein SPIEGEL-Gespräch mit besonderem historischen Gewicht.

WIEHL (NRDRH.-WESTF.) HERMANN KÜENZLEN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)

In einer Teilaufgabe dieser SPIEGEL-Ausgabe befindet sich in der Heftmitte ein vierseitiger Beihefter der Firma Toyota, Köln. Eine Teilaufgabe enthält eine Beilage der Firma 1 & 1 Internet, Montabaur.

ONLINE-DURCHSUCHUNG

## Streit um Zeitplan

Der Innenexperte der SPD im Bundestag, Dieter Wiefelspütz, hält es „für völlig ausgeschlossen“, dass das geplante BKA-Gesetz noch in diesem Jahr in Kraft tritt. Daraus werde wohl selbst dann nichts, wenn die umstrittene Online-Durchsuchung von Computern erstmal ausgeklammert werde – eine Variante, die die SPD befürwortet. Innenminister Wolfgang Schäuble (CDU) aber strikt ablehnt. Auch dann könnte laut Wiefelspütz das Gesetz frühestens im Februar 2008 im Bundesgesetzblatt stehen. Ein höheres Tempo verbiete sich wegen einer Vielzahl weiterer sensibler Themen im Entwurf, darunter Rasterfahndung und Großer Lausangriff. Weil das Verfahren daher ohnehin dauern werde, könne man auch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum nordrhein-westfälischen Polizeigesetz abwarten. Die Richter beschäftigen sich vom Oktober an mit dem NRW-Gesetz, das auch einen Passus zur Online-Durchsuchung enthält. Mit einem Urteil rechnet Wiefelspütz Anfang 2008. Innenstaatssekretär August Hanning lehnt solche Überlegungen ab: „Diesen Zeitplan zu akzeptieren heißt im Klartext, das hohe Risiko einzugehen, dass die Online-Durchsuchung nicht mehr in dieser Legislaturperiode beschlossen wird.“ Möglicherweise haben die Sicherheitsbehörden derzeit Verdächtige im Auge, deren Computer sie überwachen wollen: „Wir brauchen das Instrument schnell. Dies erfordert die Gefahrenlage“, stellte Hanning fest.



Kampfschwimmer (in Eckernförde)

BUNDESWEHR

## Mangel an Profis

Bei der Bundeswehr führt der Wirtschaftsaufschwung in Deutschland zu einem akuten Mangel an Fachkräften. Die Armee befinde sich in einer „zunehmend starken Konkurrenzsituation“ mit der zivilen Wirtschaft, erklärt das Verteidigungsministerium in der Antwort auf eine FDP-Anfrage. Besonders knapp sind demnach Spezialisten für Informationstechnik und Datenverarbeitung, aber auch Piloten und Flugzeugmechaniker. Wegen der hohen Anforderungen an körperliche und psychische Belastbarkeit verzeichnen auch Elite-Einheiten wie das Kommando Spezialkräfte sowie Kampfschwimmer und Minentaucher der Marine „erheblichen“ Personalmangel. Selbst bei der Infanterie gibt es Lücken: So fehlen bei den Fallschirmjägern rund 20 Prozent der im

Nachgefragt

### Eines für alle

„Da Bildung Ländersache ist, unterscheidet sich das Lehrmaterial von Bundesland zu Bundesland. Bildungsministerin Annette Schavan fordert bundesweit einheitliche Schulbücher. Finden Sie das richtig?“



JA

86%

NEIN 11%

TNS Forschung für den SPIEGEL vom 31. Juli und 1. August; 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“/keine Angabe

BUNDESKANZLERIN

### Tee in Tegel

Liegt Berlin zwischen Tokio und Peking? Das ist eine Frage, mit der sich deutsche Diplomaten in der vergangenen Woche beschäftigen mussten. Für Ende August hat Bundeskanzlerin Angela Merkel eine Reise nach Japan und China geplant. Die Regierung Wen Jiabaos in Peking fand jedoch, dass eine solche Doppelreise der Bedeutung ihres Landes nicht angemessen sei und wünschte einen exklusiven Besuch. Deshalb stand die Frage im Raum, ob die Kanzlerin von Tokio nach Berlin zurückfliegen müsse, um sich nach einer Tasse Tee am Flughafen Tegel auf den Weg nach Peking zu machen. Das wäre ein Umweg von rund 14000 Flugkilometern gewesen und damit ein Rückschlag für die Klimapolitik der Kanzlerin. Nach Verhandlungen konnten ihr Diplomaten das ersparen, China ließ sich jetzt doch auf Merckels Plan ein.



Wen Jiabao, Merkel in Peking (2006)

MICHAEL KAPPELER / AFP



HERIBERT PROEPPER / AP

„Personal-Strukturmodell 2010“ vorgesehenen Feldweibel. Demgegenüber dienen aber offenbar mehr Rekruten als nötig: Im Heer ist der für 2010 vorgesehene „Zielumfang“ für Wehrpflichtige im neunmonatigen Grunddienst laut Wehressort schon zu „rund 30 Prozent überschritten“. Statt „unnützlich viele Wehrpflichtige einzuziehen“, moniert die FDP-Wehrexpertin Elke Hoff, solle Verteidigungsminister Franz Josef Jung (CDU) „endlich den Dienst für Freiwillige attraktiver machen“. Nur so könne die Bundeswehr „qualifizierten Nachwuchs“ anwerben.

## BEAMTE

### Sparen bei den Neuen

Einsteiger in eine Beamtenlaufbahn des Bundes sollen künftig bis zu zehn Prozent weniger verdienen. Dies geht aus einem Gesetzentwurf hervor, den Innenminister Wolfgang Schäuble (CDU) kürzlich Vertretern von Beamtenverbänden vorgestellt hat. Danach sollen Novizen erst nach einem Jahr das heutige Einstiegsniveau erreichen. Mit dem gesparten Geld könnte der Bund nach Angaben aus Ministerialkreisen besonders fleißige Beamte stärker honorieren. Gleichzeitig sieht eine geplante Novelle des Bundespolizeibeamtengesetzes vor, das Pensionsalter für Bundespolizisten von 60 auf 62 Jahre heraufzusetzen. Davon wird eine Signalwirkung für jene zwölf Bundesländer erwartet, die ihre Polizeibeamten noch mit 60 in Pension schicken.

## REGIERUNG

### Kein Geld für Visaprüfer

Wegen eines Streits zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Innenministerium wird es voraussichtlich nicht zum Einsatz von zusätzlichen Visaprüfern in den deutschen Auslandsvertretungen kommen. Ursprünglich war als Konsequenz aus dem massenhaften Visamissbrauch in den Jahren 2000 und 2001 geplant worden, in den nächsten Jahren die Zahl geschulter Dokumentenprüfer in den deutschen Botschaften auf rund 60 aufzustoßen. Sie sollten dafür sorgen, dass Ausländer schneller auffliegen, die sich mit falschen Papieren Visa erschleichen wollen. Innenministerium und Auswärtiges Amt können sich aber nicht darauf einigen, wer die etwa fünf Millionen Euro zahlen soll, die der Einsatz der Polizeibeamten kosten würde. Finanzminister Peer Steinbrück (SPD) weigert sich, dafür zusätzliches Geld zur Verfügung zu stellen. „In etlichen Auslandsvertretungen gibt es immer noch erhebliche

Probleme mit gefälschten Visaanträgen“, so der CDU-Innenpolitiker Reinhard Grindel: „Es kann nicht sein, dass wegen eines kleinlichen Streits um Geld die Sicherheitsinteressen der Bundesrepublik nicht gewahrt werden.“



SVEN KARSTEN / DDP

Schengen-Visum

## INDUSTRIEPOLITIK

### Bund will Goldene Aktie bei EADS

In Absprache mit der französischen Regierung plant der Bund sich nun direkt an dem europäischen Luft- und Raumfahrtkonzern EADS zu beteiligen. Das Engagement fällt aber denkbar gering aus. Berlin will nur eine einzige Aktie kaufen. Gegenwärtiger Kurs: Rund 22 Euro. Dieser Anteilsschein soll der Bundesregierung ein Vetorecht bei Veränderungen der Eigentümerstruktur sichern

und so verhindern, dass der Luftfahrt- und Rüstungskonzern von ausländischen Staatsfonds oder missliebigen Privatinvestoren aufgekauft wird. Zu diesem Schritt, der zwischen Kanzlerin Angela Merkel und Frankreichs Staatspräsident Nicolas Sarkozy kürzlich erörtert wurde, sieht sich der Bund gezwungen, weil EADS eine Gesellschaft nach niederländischem Recht ist und deswegen die Einspruchsmöglichkeiten der Bundesregierung nach dem Außenwirtschaftsgesetz nicht gelten. Experten in Berlin hoffen zudem, dass dieses Konzept der sogenannten Goldenen Aktie es Frankreich ermöglicht, sich von seinem Staatsanteil an EADS zu trennen. Es mache keinen Sinn, 15 Prozent an dem Konzern zu halten, wenn der gleiche Einfluss mit nur einer Aktie zu erreichen ist, heißt es. Das Konzept der Goldenen Aktie soll aber auf den Fall EADS beschränkt bleiben. Andere strategisch wichtige Sektoren der Volkswirtschaft, zum Beispiel den Energie- oder Telekommunikationssektor, will die Bundesregierung unter den Schutz des Außenwirtschaftsgesetzes stellen. Die Folge: Der Bund könnte gegen einen Verkauf Einspruch erheben. Jüngsten Überlegungen zufolge sollen Unternehmen der Finanz- und Medienbranche nicht geschützt werden.



ETIENNE DE MALGAVE / EYEDEA PRESSE / GAMMA / STUDIO X

Airbus A380

KOMMUNEN

## EU attackiert Stadtwerke

Zwischen der Bundesregierung und der Europäischen Kommission bahnt sich ein Konflikt über Millionenaufträge deutscher Kommunen an. Die Brüsseler Wettbewerbschüter und EU-Richter halten es für unrechtmäßig, dass Städte und Kreise Aufgaben wie Müll- und Abwasserentsorgung ohne Ausschreibung von Zweckverbänden oder Kommunalunternehmen erledigen lassen, was für die Bürger oft billiger ist (SPIEGEL 24/2007). Die Aufträge müssten EU-weit ausgeschrieben werden. Wirtschaftsminister Michael Glos (CSU) hingegen warnt Brüssel bereits davor, sich in

„innerstaatliche Organisationsentscheidungen“ einzumischen: „Hierfür fehlt es der Europäischen Union an Kompetenz.“ Angefacht wird der Konflikt von einem Urteil, das der Europäische Gerichtshof vor wenigen Wochen gefällt hat. Öffentliche Aufträge ohne europaweite Ausschreibung verstoßen danach gegen das EU-Reglement, auch wenn die Verträge schon vor mehr als zehn Jahren unterzeichnet wurden. Sie müssten gekündigt und neu ausgeschrieben werden. Andernfalls könnte die Kommission hohe Strafzahlungen gegen die Bundesrepublik verhängen.



KUGLER / DAVIDS

Glos

JUSTIZ

## Gerangel mit der Schweiz

Im Streit um Schweizer Beweismittel in der Affäre um den Waffenhändler Karlheinz Schreiber versucht die Bundesregierung, den Konflikt auf politischer Ebene zu entschärfen. Deshalb treffen sich am Mittwoch Vertreter des Bundesjustizministeriums mit Kollegen aus der Schweiz. Am 9. Juli hatte das Schweizer Bundesamt für Justiz in einem Schreiben an die deutschen Kollegen verboten, Schweizer Unterlagen in Verfahren um den Verkauf von „Fuchs“-

Panzern an Saudi-Arabien 1991 zu verwenden. Zudem wurde de facto gefordert, drei bereits ergangene Urteile in dem in Augsburg anhängigen Komplex aufzuheben. 1999 hatten die Schweizer die Unterlagen im Zuge der Rechtshilfe nach Augsburg gesandt, zogen sie aber 2006 wieder zurück. Denn inzwischen ging es aus ihrer Sicht bestenfalls um Steuerhinterziehung – und die ist in der Schweiz nicht rechtshilfefähig. Doch das Augsburger Gericht und der Bundesgerichtshof wiesen das Ansinnen zurück. Darin sieht die Schweiz einen Bruch der Rechtshilfegepflogenheiten und droht mit „unabsehbaren Konsequenzen“.

FORSCHUNG

## Deutsche am Nordpol

Nach der aufsehenerregenden U-Boot-Expedition in die Arktis, bei der russische Forscher eine Landesflagge aus Metall in den Meeresgrund am Nordpol ramnten, werden bald auch deutsche Wissenschaftler am Pol tauchen. Das russische Institut für Arktis- und Antarktisforschung in St. Petersburg, das die beiden U-Boote „Mir 1“ und „Mir 2“ entsandt hatte, arbeitet eng mit dem Leibniz-Institut für Meereswissenschaften (Geomar) in Kiel zusammen. In einem neuen, gemeinsam finanzierten Projekt werden Wissenschaftler aus beiden Ländern schon im September vom Forschungsschiff „Iwan Petrow“ aus auf

Tauchstation gehen. Sie werden allerdings diesmal auf dem arktischen Meeresboden keine Flaggen anbringen, sondern Messstationen. Damit wollen sie untersuchen, wie schnell der Dauerfrostboden auf dem Meeresgrund auftaut und welche Gase dadurch freigesetzt werden. Der gefrorene Meeresboden enthält Methan, das den Treibhauseffekt massiv verstärkt.



Russische Fahne am Nordpol



FRANK OSSEBRINK

**Landwirtschaftsminister Seehofer:** *Wettern gegen die ungerechtfertigten Preisaufschläge*

LANDWIRTSCHAFT

# Wer melkt wen?

Zeitenwende im Agrarsektor: Erstmals seit Jahrzehnten bestimmen Angebot und Nachfrage den Milchpreis. In Zeiten globalisierter Märkte wird auch dieser Rohstoff knapper und teurer. Davon profitieren Molkereien und Landwirte – doch längst nicht alle. Brüssel reagiert zögernd.

Jedes Jahr kommen die Einkaufschefs der wichtigsten deutschen Handelsketten mit den Verkäufern der großen Molkereien zusammen, um die neuen Milchverträge auszuhandeln. Sie treffen sich in den Firmenzentralen in Essen, Neckarsulm oder Hamburg. Es sind Heimspiele für Aldi, Lidl, Edeka und Co. Man kennt sich seit Jahren, respektiert einander, aber jeder weiß zugleich: Es ist ein ungleicher Kampf.

Die Handelskonzerne hatten bislang die Molkereien in der Hand. Ohne Mühe gelang es ihnen, die Preise zu drücken; allein in den vergangenen fünf Jahren um insgesamt fast 15 Prozent. Es gab ein gewaltiges Überangebot, den Molkereien blieb keine andere Wahl, als ihre Milch zu verschleudern. So lief es jahrein, jahraus, bis sich Discounter und Milchhändler in diesem Frühjahr wieder am Verhandlungstisch trafen. Da war plötzlich alles anders.

Selbstbewusst und geschlossen wie nie präsentierten die Vertreter von Großmolkereien wie Nordmilch, Campina, Müller

und anderen ihre Forderungen für die neuen Verträge ab Juli: sieben bis zehn Cent mehr pro Liter. Und, oh Überraschung: Die Handelsherren knickten ein.

Erstmals konnten die Molkereien mit anderen Abnehmern drohen. Der gesamte Weltmarkt ist plötzlich scharf auf deutsche Milch, vor allem auf Molkepulver. Die Preise für die gelbliche Masse, den Grundstoff vieler Fertiggerichte, haben sich innerhalb nur eines Jahres mehr als verdoppelt.

Die Globalisierung hat nun auch eine Branche erreicht, die bislang allenfalls regional strukturiert war und noch immer eher mit Almbauern in Verbindung gebracht wird als mit Konzernmultis, Börsenzahlen und Spot-Märkten.

Milch aber ist zu einem knappen Gut geworden. Die Lager der verarbeitenden Industrie sind wie leergefegt, der sprichwörtliche Milchsee ist ausgetrocknet, der Butterberg abgetragen.

Nun wächst selbst in der Europäischen Kommission die Bereitschaft, die EU-Agrarpolitik weiter zu reformieren. Die

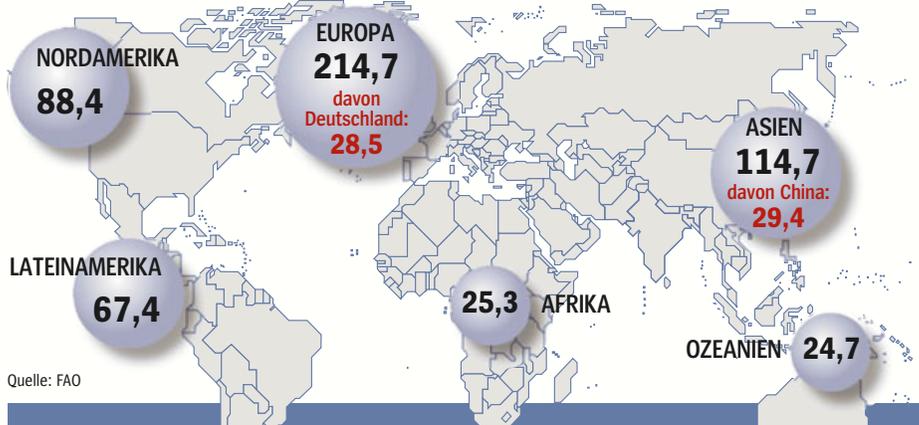
zuständige EU-Agrarkommissarin Mariann Fischer Boel will die seit Jahren erstarrten Milchquoten deutlich anheben. Damit soll auch der Beschluss der EU-Agrarminister befeuert werden, ganz aus dem knorzigem Quotensystem auszusteigen, das bisher die Milchproduktion in Europa reguliert. Die Quote allerdings soll erst im Jahr 2015 komplett fallen. Mehr Aktivitäten gibt es bislang nicht zu vermelden.

Immerhin: Erstmals seit Bestehen der Milchmarktordnung von 1968 bestimmen nun auch hier Angebot und Nachfrage den Preis, staunt Frank Jäger, Geschäftsführer der Landesvereinigung Milch Hessen: „Jetzt regiert der Markt.“

Für die Verbraucher war das zunächst kein Grund zum Jubeln. Denn die Preise für Milch und alles, was daraus hergestellt wird, schossen in die Höhe. Sahne, Quark, Käse, Butter oder Speiseeis wurden mit einem Schlag um bis zur Hälfte teurer.

„Ungerechtfertigt“, wettet Agrarminister Horst Seehofer (CSU) gegen die Preisaufschläge. „Massiv übertrieben“, urteilt

## Weißes Gold Milchproduktion je Kontinent 2005, in Millionen Tonnen



Quelle: FAO

### Die größten Milch-Nettoexporteure in tausend Tonnen, 2005

Deutschland	872,5
Frankreich	466,8
Österreich	284,0
Großbritannien	273,9
Tschechien	159,7

### Die größten Milch-Nettoimporteure in tausend Tonnen, 2005

Italien	1725,2
Spanien	335,6
Irland	297,2
Russland	143,6
Belgien	123,9

DER SPIEGEL

SPD-Fraktionsvize Ulrich Kelber. Und die Vorsitzende des Agrarausschusses des Bundestags, Ulrike Höfken von den Grünen, mahnte die Verbraucher, sich diese „Abzocke“ nicht gefallen zu lassen.

Gleichzeitig wurde bekannt, dass auch die Preise anderer Nahrungsmittel steigen werden: Brot, Fleisch, Bier – all das wird durch die Globalisierung ebenfalls verteuert.

Als Erstes erwischt es nun also das gute alte Glas Milch, fast schon ein Mythos als Kraft- und Wachstumsquelle in der Behaglichkeit deutscher Familien. Dass jedes

Kind Milch trinken kann, gilt mehr oder weniger als Grundrecht. „Milch ist kein Luxusgut“, sagt die stellvertretende Fraktionsvorsitzende der Grünen, Thea Dückert, „und darf auch keines werden.“ Wenn der Preis steigt, müsse auch das Arbeitslosengeld II steigen, so ihre Logik.

Und hinter allem taucht die Ahnung auf von etwas, das es für Deutsche lange nicht mehr gegeben hat: Nahrungsmittelkonkurrenz, die einst sogar als Kriegsgrund taugte.

Seit Mitte vorigen Jahres stieg der Preis für sogenannte Milch-Futures an der Chicagoer Handelsbörse um rund 70 Prozent. Der Milchproduzent China Mengniu Dairy Company aus Hongkong verkauft so viel Milch wie nie zuvor. Selbst in Griechenland schwimmen Milchverkäufer auf einer Erfolgswelle. Der Aktienkurs des Milch-, Eis- und Joghurt-Konzerns Kri-Kri zum Beispiel kletterte in diesem Jahr um 120 Prozent.

Bei fast allen Lebensmitteln, die an den Warenterminbörsen gehandelt werden, steigen die Preise: Getreide, Kaffee, Kakao. Die Märkte spekulieren darauf, dass der Trend anhält – und auch Düngemittel, Saatgut, Pestizide mitzieht. Die Spot-Preise aller Agrargüter liegen heute im Schnitt 40 Prozent über denen von Anfang 2006.

Eine ganz neue, ungewohnte Erfahrung: Seit Jahrzehnten werden Lebensmittel in den reichen Ländern billiger, nicht zuletzt dank günstiger Importe von Futtermitteln aus den armen Ländern. Eine Zeitenwende scheint sich anzukündigen, auch wenn die hastig verfassten Berichte über vermeintliche Hamsterkäufe deutscher Verbraucher ebenso absurd waren

wie die Panikmache mancher Boulevardzeitung.

Noch kann sich der Verbraucher in Deutschland vergleichsweise billig ernähren. 12 Prozent ihres Einkommens gibt die typische deutsche Familie für Lebensmittel aus. Vor 50 Jahren waren es 50 Prozent.

Damals war „die gute Butter“ für viele tatsächlich unerschwinglich. Noch in den siebziger Jahren wurde „Schulmilch“ subventioniert, damit auch Arbeiterkinder sie trinken konnten. Heute sind Milch und Joghurt Ramschprodukte geworden, ebenso wie Schweinefleisch oder Hähnchen.

Das deutsche Preisniveau liegt laut Einzelhandelsverband rund 15 Prozent unter dem Durchschnitt aller alten EU-Länder. Noch gilt, was Josef Jacobi, Chef der Upländer Bauernmolkerei, zur Beruhigung seiner Kunden sagt: „Wir haben in Deutschland die teuersten Küchen, aber die billigsten Lebensmittel.“ Nur: wie lange noch?

„Der Verbraucher muss sich daran gewöhnen, dass Nahrungsmittel teurer werden“, sagt Bauernpräsident Gerd Sonnleitner. Die Brotpreise ziehen an, Fleisch wird teurer, selbst Margarine kostet teilweise 20 Prozent mehr als im vergangenen Jahr.

Weltweit steigt die Nachfrage nach mehr – und besseren – Nahrungsmitteln. Vor allem der Hunger der 1,3 Milliarden Chinesen auf Milchprodukte wächst stark: Die Supermärkte in Peking oder Shanghai verlängern ihre Kühlregale für Milch, Butter, Käse und Joghurt ständig.

Im vergangenen Jahr verzehrten die Chinesen pro Kopf bereits über 20 Kilo an Milchprodukten. Das ist wenig im Vergleich zu Deutschland, aber doppelt so viel wie im Jahr 2000.

Chinesische Fußballer schwören auf das neue Stärkungsmittel, die Frauen halten es für ein Schönheitselixier. Zudem läuft das Gerücht um, dass die Kinder europäische Maße erreichen, wenn sie nur genug Milch trinken.

Die heimische Produktion kann selbst in einem Riesenreich wie der Volksrepublik mit dem Appetit der Bevölkerung nicht mehr Schritt halten. Obwohl sich die Zahl der Molkereien binnen fünf Jahren verdoppelt hat und China heute, nach Indien und den USA, der Welt drittgrößter Erzeuger von Milchprodukten ist, wuchs der Import im vergangenen Jahr mit zweistelliger Rate. Seit der traditionellen Lieferant Australien wegen einer jahrelangen Dürre immer weniger schickt, kauft China selbst im fernen Europa ein.

Nicht zuletzt deshalb steigt die globale Milchnachfrage um jährlich 2,5 bis 3 Prozent, die Produktion kommt aber nur um ein Prozent voran. Plötzlich liegt der Weltmarktpreis über dem EU-Erzeugerpreis.

Aber noch ein weiterer Grund treibt die Preise für einige Nahrungsmittel: Im Zeitalter der Klimadebatten wird immer mehr Biosprit eingesetzt, damit die Temperatu-



THEIRY TRONNEL / CORBIS

EU-Agrarkommissarin Fischer Boel  
Europäische Planwirtschaft



HANS-PETER MERTEN / MAURITIUS IMAGES

**Almabtrieb (in Oberstdorf):** „Bauern brauchen einen fairen Preis – 40 Cent“

ren nicht weiter ansteigen. Dafür bauen die Landwirte Mais oder Raps an, womit die Flächen für Nahrungspflanzen schwinden. Eine wachsende Zahl von Überschwemmungen und Dürreperioden dezimiert zudem die Ernten. Insgesamt sinkt also tendenziell das Angebot bei steigender Nachfrage – und die Preise klettern weiter.

Goldene Zeiten müssten das sein für die deutschen Bauern. Aber sie meckern. Ihre Laune hat einen neuen Tiefpunkt erreicht.

Am Stammtisch vom „Gasthof Ach“ in Etzgersrieth in der Oberpfalz zum Beispiel brummeln sich die Milchbauern so langsam in Rage. Sie wollen streiken, aber nicht einfach so. „Spektakulär“ müsse der Streik werden, sagt der Häglers Josef aus Deindorf, „damit die Medien einsteigen“. Was könnte man machen?

„Wir machen einen Milchbadetag“, schlägt einer vor. „Ja“, nickt sein Nachbar, „mit einer Riesenwanne voll Milch, und die Meier badet drin, im Bikini!“ Das finden alle großartig. Barbara Meier, 21, Oberpfälzerin, ist das von Heidi Klum jüngst gekürte neue deutsche Topmodel.

Aber den Bauern geht es natürlich nur um die Sache: „Hauptsache, man nimmt endlich zur Kenntnis, dass es uns schlechtgeht“, sagt Hägler. Von den höheren Milch- und Butterpreisen in den Supermärkten komme „praktisch nichts“ bei ihnen an. Das macht sie wütend.

40 Cent pro Kilogramm Milch wollen sie fortan von den Molkereien. Andernfalls drohen sie für den Herbst mit einem Milchstreik. Denn auch die etwa 30 Cent, die sie jetzt bekommen, nach 27 Cent im

Vorjahr, decken längst nicht ihre Kosten, klagen sie. Die Preise in den Supermärkten explodieren, „und wir zahlen drauf“, fasst einer die Stimmung zusammen und haut mit der Faust auf den Tisch. Das werde man sich nicht länger gefallen lassen.

Deutschlands Milchbauern, immer die Artigsten und Stillsten der grünen Agrarzone, werden rebellisch. Überall in deutschen Landregionen hängen Plakate an Hoftores und Scheunen: „Bauern brauchen einen fairen Preis – 40 Cent“. Im Mai demonstrierten 25 000 bei einem bundesweiten „Aktionstag“. 10 000 Bauern wollen sich kommende Woche in München zum Protest versammeln.

In Scharen seien Milchviehhalter in den vergangenen Monaten aus dem mächtigen Deutschen Bauernverband (DBV) ausgetreten, heißt es. Sie fühlten sich von Präsident Sonnleitner verraten. Weil Milchbauern ihren Hof kaum verlassen können, sind sie in der Agrarlobby wenig vertreten. Dort geben Ackerbauern und Viehzüchter den Ton an.

„Mit einer in diesem Ausmaß noch nie dagewesenen Arroganz haben Sie die Meinung der Milchbäuerinnen und Milchbauern hemmungslos ignoriert“, wird Sonnleitner in einem offenen Brief attackiert. Dass er die „Milchquote“ abschaffen will, sei „ein Schlag ins Gesicht von all denjenigen, die zweimal täglich, und das 365 Tage im Jahr, ihre Kühe melken“.

Die „Milchquote“ ist das wohl typischste Produkt europäischer Agrarpolitik. 1984, in Zeiten riesiger Milchseen und hoher Butterberge, legte Brüssel für jedes Mit-

gliedsland eine maximale Milchmenge fest, aus der sich bis heute ein Limit für jeden einzelnen Betrieb ableitet.

Will ein Bauer über seine Quote hinaus melken, muss er dem Nachbarn, der nicht mehr melken will, dessen Quote abkaufen oder sie auf Zeit pachten.

Längst hat sich so ein florierender Handel mit diesen Quoten entwickelt. Das beschert arbeitsunwilligen Landwirten ansehnliche Einnahmen und ein faules Leben als sogenannte Sofamelker. Fleißige Bauern dagegen, die ihren Betrieb ausbauen wollen, haben zusätzliche Kosten.

Dazu kommt, dass Höfe hohe Strafen zahlen müssen, wenn sie mehr produzieren, als ihre Quote zulässt. Die sogenannte Superabgabe hat die absurde Folge, dass Milch, die auf dem Weltmarkt inzwischen äußert gefragt ist, weiter in Schweinetrögen landet oder in den Gully gekippt wird. Niemand mag das System. Aber viele wollen es auch nicht missen.

Vor allem kleine Bauern mit wenig Fläche und Kapital, die in den schwierigen Alpen- und Mittelgebirgslagen kaum Alternativen zur Milchwirtschaft haben und oft hochverschuldet sind, fürchten marktwirtschaftliche Verhältnisse.

Wenn ihre großen Konkurrenten nach Belieben Kühe halten und melken dürften, übersteige die produzierte Menge bald wieder die Nachfrage, so die Sorge. Und dann stürzten die Preise erneut ins Bodenlose.

Das klingt heute, angesichts explodierender Preise, beinahe lächerlich. Aber wissenschaftliche Studien bestärken die



SHOPICTURES / CNS

**Milchtrinkende Chinesinnen (in Chongqing):** Die heimische Produktion kann mit dem Appetit der Bevölkerung nicht mithalten

Landwirte in ihrer Furcht. Um 10 bis 30 Prozent, so die Angstvariante der Experten, könnte der Erzeugerpreis fallen, wenn die „Milchquote“ ausgemustert wird.

„Dann“, stöhnt ein Milchbauer am Stammtisch im „Gasthaus Ach“ mit leiser Stimme, „san’ mir alle am End!“

„Irrsinn“, hält Jürgen Meier, 43, dagegen, Landwirt in Beckdorf bei Buxtehude. „Die Quote war immer Irrsinn.“ 35 Milchkühe zählte der elterliche Betrieb, auf dem er 1983 nach dem Tod des Vaters die Verantwortung übernommen hat. Während andere Bauern in der Umgebung aufgaben, baute Meier einen neuen Stall.

15 Pfennig pro Kilogramm Milch im Jahr zahlte er anfangs als Pacht an einen Nachbarn, dessen Produktionsrechte er übernahm. Heute hält er 110 Tiere. Die Quoten kauft er an den Börsen, die dreimal jährlich stattfinden. Reich wird er auch mit dem neuen, großen Stall nicht, aber die aktuellen Milchpreise hellen seinen wirtschaftlichen Horizont etwas auf.

Im vergangenen Jahr bekam Meier von Nordmilch 27 Cent pro Kilo, jetzt hat sein Abnehmer ihm mindestens 32 Cent für Juli bis Dezember 2007 zugesagt. „Selbst wenn mir angesichts steigender Kraftfutter- und Energiepreise nur ein Cent mehr pro Kilogramm bleibt, bringt das 10 000 Euro zusätzlich im Jahr“, sagt er. Doch richtig Geld verdienen kann er erst, „wenn endlich diese Quote weg ist“.

Im Jahr 2015 läuft sie automatisch aus. Aber Bauern wie der Buxtehuder Meier, viele Agrarpolitiker und Verbandsfunktionäre wollen die europäische Planwirt-

schaft nicht weitere acht Jahre ertragen. Es sei nicht einzusehen, warum die Milchwirtschaft von „volkswirtschaftlichen Grundprinzipien dauerhaft ausgenommen werden soll“, heißt es in einer Studie, die Landwirtschaftsminister Seehofer schon im vergangenen Jahr in Auftrag gegeben hat. „Die Quote behindert jene Bauern, die von den Chancen eines steigenden Weltmarktpreises profitieren wollen“, sagt Udo Folgart, Milchpräsident des Deutschen Bauernverbands.

Allerdings kämpft ausgerechnet Seehofers Parteifreund und Noch-CSU-Chef Edmund Stoiber für eine Quotenwirtschaft, die auch nach 2015 weitergeht. Gerade in Bayern gibt es viele Kleinbauern, die bislang von der Quote profitiert haben. Zudem hat das Instrument „Quote“ die ihm gesteckten Ziele zumindest teilweise erreicht.

Die Milchseen und Butterberge sind abgebaut. Die hunderttausend Milchbauern, die es noch gibt, schaffen im Verhältnis doppelt so viele Arbeitsplätze wie ihre Ackerbau-Kollegen und machen sich obendrein um Umweltschutz und Tourismus verdient. „Wo keine Kühe weiden“, so Lutz Ribbe, Agrarexperte der Stiftung Euronatur, „kann man keine Touristen mehr melken.“

Ribbe und andere ökologisch orientierte Wissenschaftler stehen im Kampf um die Quote neben den kleinen Milchbauern – auf verlorenem Posten.

Der Trend ist schon erkennbar. Riesige, von Finanzinvestoren getragene Supermärkte werden die Milch von morgen liefern, so wie heute schon das Fleisch für die Supermarkttischen produziert wird. Die

Milchwirtschaft wird sich auf optimale Standorte konzentrieren, im futterreichen Allgäu zum Beispiel, in Brandenburg, am Niederrhein oder im Norden, in Hafennähe, wo importiertes, billiges Kraftfutter zu niedrigen Transportkosten geliefert wird.

Die Wiesen in den Mittelgebirgslandschaften kommen unter den Pflug und werden durch Mais- oder Raps-Monokulturen ersetzt, für Futtermittel oder zur Biosprit-Produktion. Ökonomisch macht das Sinn, aber „ökologisch ist es eine Katastrophe“, sagt Ribbe. Auch die Nahrungsmittelindustrie warnt bereits vor den Gefahren, die die Produktion von Bioenergie anstelle von Lebensmitteln mit sich bringt. Schon jetzt haben sich Preise für Palm- und Rapsöl, Weizen und Mais drastisch erhöht. „Der Ausbau alternativer Energiequellen darf nicht zu Lasten einer preisgünstigen Lebensmittelversorgung erfolgen“, fordert die Bundesvereinigung der Deutschen Ernährungsindustrie.

So wird der neue Milchdurst der Welt mehr ändern als den Preis in Deutschland. Lebensmittel werden mehr denn je zum Industrieprodukt, das der Diktatur des Preises unterworfen ist. Die letzte Entscheidung darüber fällen allerdings die Verbraucher. Wenn sie wollen, dass alles möglichst billig ist, bekommen sie irgendwann eine vollindustrialisierte Welt. Wenn sie etwas anders wollen, müssen sie in Zukunft höhere Preise für Nahrungsmittel in Kauf nehmen.

JULIA BONSTEIN,  
ALEXANDER JUNG, RENÉ PFISTER,  
HANS-JÜRGEN SCHLAMP, WIELAND WAGNER

AUSSENPOLITIK

# Unter den Ohnmächtigen

Waffen nach Nahost, Atomkraft zu Gaddafi, Personalentscheidungen für Spitzenpositionen – und niemand fragt die Deutschen. Schmerzlich muss die Bundesregierung erkennen, dass sie mit ihrer Politik des Multilateralismus allein steht. Wenn es ernst wird in der Welt, hat Berlin nichts zu melden.

**S**ozialdemokrat Gernot Erler war Ende vergangener Woche der Statthalter der deutschen Außenpolitik in Berlin. Die Kanzlerin ist im Urlaub, der Außenminister war in Afrika, und deshalb saß Staatsminister Erler morgens noch etwas verantwortungsbewusster als sonst an seinem Schreibtisch im Auswärtigen Amt und wartete auf die Meldungen aus der Welt.

Er saß in einem bequemen Stuhl an einem Schreibtisch mit Schnittblumen und lederner Unterlage, aber er war nicht gerade frohen Mutes. Denn in den vergangenen Wochen kamen selten gute Nachrichten, nicht nur wegen des Geiseldramas in Afghanistan: Erler musste lesen, wie andere Weltpolitik machen. Ohne Deutschland.

Er musste lesen, dass die Franzosen ein Atomkraftwerk und Waffen nach Libyen liefern wollen und dass die Amerikaner Länder wie Saudi-Arabien mit milliardenteurer Rüstung versorgen möchten. Er musste lesen, dass ein Franzose neuer Vorsitzender des Internationalen Währungsfonds wird und dass der Brite Tony Blair als neuer Nahost-Gesandter künftig auch im Namen Europas handeln soll.

Das Schlimmste an diesen Nachrichten war, dass Gernot Erler und die deutsche Bundesregierung sie aus der Zeitung erfuhren. Niemand hatte sie um ihre Meinung gefragt, niemand um einen Rat gebeten. Niemand hielt es für nötig, Deutschland zu informieren.

Gernot Erler sitzt jetzt am Besprechungstisch seines Büros, es gibt neue Schnittblumen, er redet über Nicolas Sarkozy und über George W. Bush, er bemüht sich, diplomatisch zu bleiben. Er darf öffentlich nicht sagen, was er wirklich denkt über die Alleingänge der Freunde und Partner. Er produziert Begriffe wie „irgendwie unglücklich“ oder „sicherlich wünschenswert gewesen“. Aber seine Arme sprechen eine deutliche Sprache, er hat sie fest vor der Brust verschränkt, wie einen Schutzwall, es ist die Haltung der Gekränkten.

Der Bundesrepublik Deutschland wurden in den vergangenen Wochen eindrücklich die Grenzen ihres Einflusses aufgezeigt. Das war ein Schock. War doch die erste Jahreshälfte ein Fest des Multilateralismus gewesen, unter deutscher Leitung. Dabei entstanden ein europäisches Klimaschutzprogramm und eine Strukturreform der EU und dann – beim Gipfel der G8 in



WOLFGANG KUMM / PICTURE ALLIANCE / DPA

**Außenminister Steinmeier, Kanzlerin Merkel:** *Fair-Play-Pokal für Deutschland*

Heiligendamm – auch noch ein Klimakompromiss mit den bis dahin so störrischen USA.

Deutschland war da wie ein netter Schäferhund, der die Herde sanft in eine Richtung treibt. Bloß kein Ausscheren, immer alle hübsch zusammenbleiben.

Doch nun zeigt sich wieder, dass in der Herde nicht nur Schafe sind. Die US-Führung kündigte an, ein mehr als 60 Milliarden Dollar schweres Rüstungspaket in

den Nahen Osten zu schicken. Waffen im Wert von bis zu 20 Milliarden Dollar sollen allein an Saudi-Arabien gehen, Ägypten wird mit 13 Milliarden Dollar bedacht, auch kleine Golfstaaten wie Katar und die Vereinigten Arabischen Emirate freuen sich auf Waffen aus Washington. Eine sensible Region wird massiv aufgerüstet.

Außenminister Frank-Walter Steinmeier meldete sich umgehend mit einer Rüge im „Handelsblatt“: „Ich sehe die legitimen

Sicherheitsinteressen etwa der Golfstaaten. Aufrüstung wird in dieser labilen Situation im gesamten Nahen und Mittleren Osten aber kaum die Lösung sein.“

So recht er hat, so wenig wird er die USA damit beeindrucken. Sich ein kleines Zugeständnis in Klimasachen abhandeln lassen, okay, sich in die Sicherheitspolitik reinreden lassen, undenkbar. Deutschland ist wieder unter den Ohnmächtigen, die unbeachtet bleiben, obwohl es auch um eigene Sicherheitsinteressen geht.

Es war immer die größte Sorge des ehemaligen Außenministers Joschka Fischer, dass ein Feuer im Nahen Osten auf Europa übergreifen könne. Er war dort häufig auf diplomatischer Mission. Auch Bundeskanzlerin Angela Merkel hat die Region zum Schwerpunkt ihrer Außenpolitik erklärt.

Deutschland will ein Player, ein Mitspieler, im Nahen Osten sein, um das Schlimmste zu verhindern. Es war deshalb schon verletzend, dass Präsident George W. Bush Ende Juni Tony Blair, seinen engsten Verbündeten aus dem Irak-Krieg, zum neuen Sonderbeauftragten des Nahost-Quartetts benannte, das aus der Uno, den USA, Russland und der EU besteht. Obwohl Außenminister Steinmeier zu dieser Zeit die Europäische Union im Quartett vertrat, wurde er zu dieser wichtigen Personalentscheidung nicht befragt, ja nicht einmal vorab informiert. Deutlicher kann man nicht gezeigt bekommen, dass einen die Supermacht nicht als Mitspieler wahrnimmt.

Aber die Deutschen machen unverdrossen weiter: „Wir setzen auf den politischen Dialog mit allen Beteiligten in der Region“, versichert Außenminister Steinmeier trotz.

Es ist allerdings nicht so, dass Deutschland grundsätzlich dagegen ist, die fragile Region aufzurüsten. Saudi-Arabien zum Beispiel soll 72 Eurofighter bekommen. Lieferant ist Großbritannien, aber deutsche Firmen haben einen Produktionsanteil von 30 Prozent.

Israel erhielt vor einigen Jahren aus Deutschland drei U-Boote der Dolphin-Klasse geliefert, die nach Einschätzung des Berliner Friedensforschers Otfried Nassauer auch atomar bestückte Flugkörper verschießen können. Gleiches gilt womöglich für die drei U-Boote, die deutsche Werften an Pakistan verkaufen wollen. Sie sind dank modernen Brennstoffzellenantriebs nur schwer zu orten und für lange Tauchfahrten geeignet.

Die Macht von Staatschef Pervez Musharraf gilt nicht gerade als gesichert, und es ist gut möglich, dass sich eines Tages radikalislamistische Herrscher über die so besonders seetüchtigen U-Boote freuen können, zum Schaden der deutschen Sicherheit. Aber auch Präsident Musharraf ist nicht gerade ein Mensch, dem man gern weit reichende Raketen anvertraut, zumal sein Land bereits Atommacht ist. Die Grünen bezweifeln, dass Musharrafs Regime den Maßstäben für Demokratie und Menschenrechte

entspricht, die für Empfänger von Wehrmaterial in der EU und in Deutschland gelten. Trotzdem will Berlin auch 250 Transportpanzer des Typs M113 liefern.

Deshalb ist Steinmeiers Empörung moralisch etwas zwielichtig. Die Bundesregierung möchte eben auch deutsche Unternehmen Geld verdienen lassen und Arbeitsplätze erhalten. Allerdings ist es ein Unterschied, ob man hier und dort ein Geschäft macht oder ob man eine ganze Region zu einem gigantischen Schlachtschiff ausbaut. Die USA wollen so Iran eindämmen, das ihnen als Quell großen Übels gilt und das an einem Atomprogramm bastelt.

Die Deutschen indes haben auch gegenüber Teheran immer auf Dialog gesetzt. Der Erfolg war nicht gerade umwerfend, aber diplomatische Missionen können ja auch nicht immer etwas verbessern, sie verschlechtern eine Lage meist aber nicht. Wenn Waffen ins Spiel kommen, sieht das in der Regel ganz anders aus.

Die USA glauben, niemanden fragen zu müssen, weil sie sich stark genug fühlen. Politisches Handeln fällt ihnen so leichter als Deutschland. Wenn den Amerikanern etwas wirklich wichtig ist, sind sie Unilateralisten. Sie bestimmen. Die Deutschen können allein so gut wie nichts bestimmen, und möglicherweise wollen sie es ja auch nicht. Deshalb sind sie Multilateralisten. Sie müssen immer Verbündete suchen. Deutschland will zwar Einfluss nehmen auf das Weltgeschehen. Diesen Anspruch auch durchzusetzen, schafft es indes nicht, was auch an der Größe der Mittelmacht liegt.

Theoretisch gilt das für Frankreich ebenfalls. Aber die Grande Nation fühlt sich viel größer und prescht deshalb gern auch mal allein vor – zumal, wenn ein neuer Präsident der Welt etwas beweisen will. Zunächst überraschte Paris die Partner in Berlin damit, dass der frühere Finanzminister Dominique Strauss-Kahn zum Chef des Internationalen Währungsfonds ernannt wurde. Präsident Sarkozy hatte diverse europäische Länder vorab informiert, die Deutschen aber nicht. „Eine Unverschämtheit“, findet nicht nur SPD-Politiker Niels Annen.

Zudem ärgert man sich in Berlin noch immer über die Dreistigkeit, mit der Sarkozy die Freilassung



Nahost-Beauftragter Blair\*: Überraschende Personalie



US-Außenministerin Rice\*: Rüstungspaket für die Saudis



Verhandlungspartner Sarkozy, Gaddafi: Persönlicher Erfolg

AHMAD GHARABLI / BLUEPRESS / EYEDEA / GAMMA / STUDIO X

REUTERS

PASCAL ROSSIGNOL / REUTERS

\* Oben: mit Palästinenserpräsident Mahmud Abbas in Rammallah; Mitte: mit dem Außenminister von Saudi-Arabien, Prinz Saud al-Faisal (r.) in Dschidda.

# In falschen Händen

Washington rüstete oft vermeintliche Verbündete auf – und sah sich dann schwer enttäuscht.

**K**arsten Voigt, der Regierungskoordinator für die deutsch-amerikanische Zusammenarbeit, kam vorige Woche aus dem Stauen gar nicht heraus: Es sei für ihn „ein großes Fragezeichen“, wie man demokratischen Wandel in Nahost fördern wolle, indem man für Milliarden Dollar Waffen an Saudi-Arabien liefere – „das vieles ist, nur nicht besonders demokratisch“, und zudem selbst Terroristen produziere. In der Tradition Washingtoner Außenpolitik ist ein solcher Deal allerdings nicht neu. Der Feind meines Feindes ist mein Freund – dieses Prinzip machten die Amerikaner schon während des Kalten Krieges zum Glaubenssatz ihrer Außenpolitik. Ohne Rücksicht auf mögliche Folgen wurde jeder mit Waffen unterstützt, der versprach, sich gegen die kommunistische Supermacht und deren weltweite Expansion zu stellen.

Mit ziemlicher Regelmäßigkeit endete das in einem Debakel. Vor allem in den Bruchzonen der Weltpolitik blickten amerikanische Soldaten nur allzu oft in den Lauf jener Gewehre, die ihre eigene Regierung den Gegnern zuvor geliefert hatte – als jene noch Verbündete waren.

Geradezu prototypisch erscheint das wechselhafte amerikanisch-iranische Verhältnis, das bis heute die Lage in der nahöstlichen Krisenregion prägt: Nachdem er 1953 mit massiver CIA-Hilfe („Operation Ajax“) zurück an die Macht geputscht worden war, wurde Schah Mohammed Resa Pahlewi zu Washingtons wichtigstem nichtisraelischen Bündnispartner in Nahost. Als Dank für den Zugang zu Irans Ölreichtum erhielt der Monarch alles, was Amerikas Rüstungsschmieden liefern konnten. Mit den besten Kampfflugzeugen, den neuesten Raketen, den stärksten Panzern und Geschützen rüstete es den Vasallen zur militärischen Vormacht in der Golfregion auf. Wie mit den Waffen umzu-

gehen sei, das brachten den Persern mehr als 40 000 US-Militärberater bei.

Als das fundamentalistische Regime von Ajatollah Chomeini 1979 den Schah aus Teheran vertrieb und später 52 Amerikaner als Geiseln festhielt, war klar: Das milliardenteure Kriegsgeschäft lag nun in den falschen Händen. Also setzte Washington auf den Kon-



**Schah Resa Pahlewi: 40 000 Militärberater für die Perser**



**Partner Rumsfeld, Saddam (1983): Geheime Luftaufnahmen**

trahenten der Religionsfanatiker – auf Iraks Diktator Saddam Hussein. Acht Jahre lang, bis 1988, führte der den Krieg gegen seine Nachbarn im Osten, massiv unterstützt mit Waffen und Wissen aus amerikanischen Quellen. Sogar Donald Rumsfeld, später Verteidigungsminister von George W. Bush, machte Hussein damals seine Aufwartung.

Als Gastgeschenk offerierten die Amerikaner unter anderem strenggeheime Luftaufnahmen. Mit ihrer Hilfe konnten Saddams Generäle gegneri-

sche Truppen immer wieder verheerend angreifen, auch mit chemischen Waffen. Heute stehen GIs mitten in einem Krieg gegen die Überreste des einst so zielstrebig geförderten Machtapparats von Saddam Hussein.

Ebenfalls während der achtziger Jahre rüsteten die USA afghanische Freiheitskämpfer mit Geld und Granaten für den Kampf gegen Moskaus Besatzungstruppen aus. Einer der besten CIA-Kunden damals: der saudische Millionenerbe Osama Bin Laden.

Zwei Jahrzehnte später machen US-Kommandos Jagd auf den Terrorpaten und seine wiedererstarkten Taliban-Helfer. Von Washington einst für den Kampf gegen die Kommunisten gelieferte „Stinger“-Flugabwehrraketen zwingen noch heute Militär- und Zivilflugzeuge über Afghanistan zu gewagten Flugmanövern.

In Panama hielt Washington jahrelang seine schützende Hand über General Manuel Noriega. Der auch mit Geld und Waffen Geförderte steckte allerdings tief im Drogenhandel. Da entsandte George Herbert Walker Bush, der Vater des heutigen Präsidenten, kurzerhand seine Streitkräfte („Operation Just Cause“), entmachtete den pockennarbigem Narko-Noriega und setzte ihn in Miami fest.

Auch auf den Philippinen hatten die Amerikaner mit ihrer Strategie kein Glück. Als Ferdinand Marcos 1965 in Manila an die Macht kam, schienen zunächst beide Seiten davon zu profitieren. Der Präsident stellte den im südvietnamesischen Sumpf versinkenden US-Truppen philippinische Soldaten an die Seite. Washington stützte dafür das Regime politisch und militärisch, obwohl unübersehbar war, dass Marcos' Schergen das Rüstzeug made in USA zur Unterdrückung der Opposition verwendeten. Die heutige labile Lage auf den Philippinen ist letztlich auch eine Folge bedenkenloser US-Politik.

STIEGSMUND VON ILSEMANN

der fünf bulgarischen Krankenschwestern und des Arztes aus dem libyschen Todestrakt als seinen persönlichen Erfolg feiert. Dabei war es vor allem Außenminister Steinmeier, der als EU-Ratspräsident zusammen mit Außenkommissarin Benita Ferrero-Waldner über Monate für die Auslieferung kämpfte.

Kaum hatte Sarkozys Gattin Cécilia die Gefangenen fotogerecht in Bulgarien abgeliefert, flog er selbst nach Tripolis und verkündete an der Seite von Revolutionsführer Muammar al-Gaddafi, sein Land wolle in Libyen ein Atomkraftwerk bauen. Zugleich versprach er umfangreiche Waffenlieferungen, vor allem von „Milan“-Panzerabwehrraketen und militärischer Funkausrüstung.

Frankreich müsse seine „nationalen Interessen einer europäischen Strategie un-

man auf den Fluren des Auswärtigen Amtes hören kann.

Auch Sarkozys Vorgänger Jacques Chirac hatte kurz nach Amtsantritt eine Bombe hochgehen lassen, eine echte. Er ließ in der Südsee insgesamt sechs Atomsprengsätze testen und zog damit den Protest der halben Welt auf sich. Später wurde Chirac noch ein halbwegs guter Multilateralist zur Freude von Angela Merkel.

Die muss nun merken, dass sie nicht mehr die Anführerin Europas ist. Sarkozy, auch wenn er sich beruhigen sollte, hat weit mehr Elan als der zuletzt etwas tattrige Chirac, und der neue britische Premier Gordon Brown ist keine „lame duck“ wie über lange Zeit Tony Blair, sondern ein Mann mit großem Ehrgeiz. Und beide sind nicht gehemmt durch die Geschichte ihres Landes.

ist gut für Deutschland. Der Journalist Peter Bender hat in seinem Buch „Deutschlands Wiederkehr – eine ungeteilte Nachkriegsgeschichte“ darauf hingewiesen, dass die DDR besonders sozialistisch war und die Bundesrepublik besonders europäisch, weil sie nicht mehr so richtig deutsch sein durften.

Nur so konnten die Deutschen in den Kreis der anständigen Völker zurückkehren. Sie gaben sich höflich und zuvorkommend. Wenn es in der internationalen Politik einen Fair-Play-Pokal gäbe, dann hätte Deutschland ihn oft gewonnen.

Erst Gerhard Schröder erweckte den Eindruck, als wolle er die Zaghaftheit hinter sich lassen. Als seine Kanzlerschaft noch jung war, wechselte er die Rhetorik. Deutsche Zahlungen an die Europäische



**Rüstungsmesse bei Paris:** Deutsche Firmen wollen mitverdienen

terordnen“, schimpfte Unions-Fraktionsvize Andreas Schockenhoff. Sein Kollege von der SPD, Fraktionsvize Ulrich Kelber, äußerte gar den Verdacht, Sarkozy habe sich nur für die Krankenschwestern eingesetzt, weil er der Industrie Aufträge verschaffen wollte. „Das kennt man sonst nur von Despoten – selbst US-Präsident George W. Bush ist dagegen ein Waisenknabe.“

Im Auswärtigen Amt urteilt man nicht so hart. Zwar ist man ein bisschen beleidigt, nicht informiert worden zu sein, glaubt aber, dass Sarkozy bald an die deutsche Seite zurückkehren werde. „Der beruhigt sich schon wieder“, ist ein Satz, den

Nach der Katastrophe des „Dritten Reichs“ hatten die Deutschen ein anderes Auftreten üben müssen. Sie lernten, bescheiden zu sein. Für ein Land mit dieser entsetzlichen Vergangenheit ziemte es sich nicht, von nationalen Interessen zu reden, erst recht nicht, sie durchzusetzen. Ein ungebrochenes Nationalbewusstsein wie in den Vereinigten Staaten, Frankreich oder Großbritannien konnte es in Deutschland nicht mehr geben.

Aus dieser Not machten die Deutschen eine Tugend. Sie gaben sich verständnisvoll und zurückhaltend. Sie entwickelten den Grundsatz: Was gut ist für Europa,



**Artilleriegeschosse**  
Hightech-Waffen für Libyen

Union waren plötzlich kein Beitrag zum Frieden und Wohlstand in Europa, sondern Gelder, die „verbraten“ werden. Er klang wie jemand, der etwas ändern, der fortan eine rustikale Art der Interessenvertretung praktizieren wollte.

Aber so kam es nicht. In seiner Regierungsmaschine saßen bei Reisen ins Ausland ein paar Wirtschaftsbosse mehr als früher, er trat auch international etwas hemdsärmeliger auf, aber am alten Grundkonsens der Bundesrepublik konnte und wollte auch Schröder nicht rütteln.

Das Wesensmerkmal der deutschen Außenpolitik blieb die permanente Suche nach einem Konsens. Aber vielleicht ist das gar kein Nachteil.

Der frühere Leiter der Stiftung Wissenschaft und Politik, Christoph Bertram, bezweifelt, dass Staaten auf lange Sicht von kurzfristigen Erfolgen profitieren. „Andere vor den Kopf zu stoßen, bringt keinen weiter“, sagt Bertram. Gerade die Amerikaner hätten mit ihrem Alleingang in den Irak doch bewiesen, dass unilateralistische Reflexe böse enden. „Wie weit sind die Unilateralisten denn tatsächlich gekommen?“, fragt Bertram und gibt eine unterschiedene Antwort: „Nicht weit.“

MARKUS FELDENKIRCHEN, DIRK KURBJUWEIT,  
ALEXANDER SZANDAR

SPIEGEL - GESPRÄCH

# „Das Betreuungsgeld hilft nicht“

Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Jürgen Rüttgers, 56, über den Streit in der Union um die Familienpolitik, die Ängste der Wähler vor den Gefahren der Globalisierung und die Heimatlosigkeit der Konservativen in seiner Partei



RALPH SONDERMANN

**Rüttgers:** Wir wollen die Wahlfreiheit für alle Eltern, darum haben wir uns entschieden, in den nächsten sechs Jahren 500 000 neue Krippenplätze zu schaffen. Niemand wird gezwungen, dieses Angebot anzunehmen. Ich kann jede Mutter verstehen, die in den ersten Jahren bei ihrem Kind bleiben will. Dafür muss es keinen staatlichen Zuschuss geben.

**SPIEGEL:** Also keine „Herdprämie“?

**Rüttgers:** Das Betreuungsgeld hilft nicht weiter. Außerdem: Eltern, die gleichzeitig arbeiten, erbringen eine enorme Leistung. Sie erziehen Kinder, sie zahlen Kita-Gebühren und tragen erheblich zum Steueraufkommen bei. Diese Menschen verdienen unsere Unterstützung.

**SPIEGEL:** Für die Hausfrau haben Sie gar nichts übrig?

**Rüttgers:** Ich könnte mir vorstellen, dass Eltern, die ihre Kleinkinder selbst betreuen, im Alter mehr Geld bekommen. Deshalb müssen wir überlegen, ob die Erziehungszeiten noch stärker bei der Rentenzahlung gutgeschrieben werden können. Damit würden wir auch das Problem umgehen, dass das Betreuungsgeld von manchen missbraucht werden könnte – etwa zum Kauf von Zigaretten und Alkohol.

**SPIEGEL:** Bisher war die CDU der Meinung, der Staat habe im Kinderzimmer nichts zu suchen. Jetzt haben manche den Eindruck, dass auch die Union den Nachwuchs möglichst schnell in die Obhut einer Krippe bringen möchte.

**Rüttgers:** Die meisten Kinder sind in der Familie gut aufgehoben, das ist keine Frage. Aber wir müssen auch feststellen, dass viele Kinder Defizite haben, wenn sie eingeschult werden, insbesondere wenn sie aus armen Verhältnissen oder Migrantenfamilien stammen. Wir machen in NRW seit diesem Jahr Sprachtests bei Vierjährigen, und dabei hat sich gezeigt, dass rund 20 Prozent erhebliche Schwächen bei ihrer Fähigkeit, sich auszudrücken, zeigen. Deswegen müssen wir bei der Verbesserung der frühkindlichen Bildung handeln. Zudem werden wir das Einschulungsalter in NRW auf fünf Jahre vorziehen. Und deshalb sind wir auch für einen Ausbau der Ganztagschulen. Nur so können wir Kindern eine Chance geben, die nicht mit einem goldenen Löffel geboren werden.

**SPIEGEL:** Nicht alle Unionsanhänger finden diese Politik gut. Drehen nun ältere Wähler

**Politiker Rüttgers:** „Die Menschen müssen das Gefühl haben, dass es gerecht zugeht“



WAECHTER / GARD

**Berliner Kindertagesstätte:** „Verbesserung der frühkindlichen Bildung“

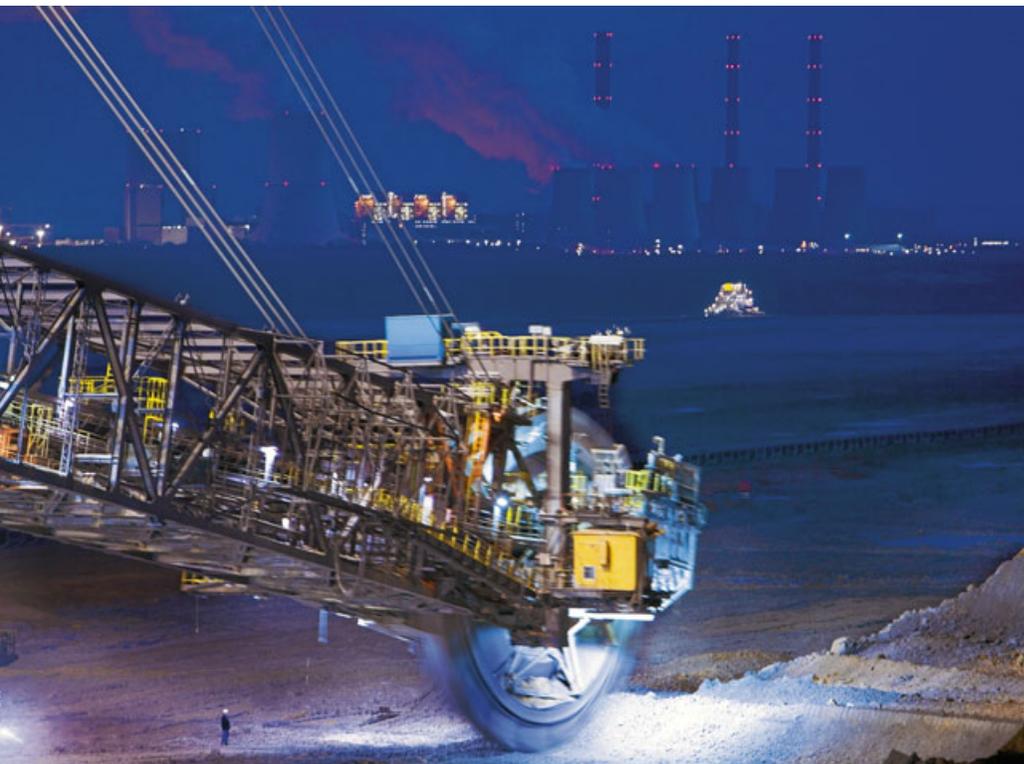
**SPIEGEL:** Herr Ministerpräsident, Ihre Partei toleriert die Homo-Ehe, schafft Hunderttausende von Krippenplätzen und will nun auch Besitzer von Eigenheimen zur Nutzung der Sonnenenergie verpflichten. Ist die CDU noch eine konservative Partei?

**Rüttgers:** Selbstverständlich. Aber jede Zeit braucht ihre eigenen Antworten. Konservativ sein heißt heute, die Werte der Aufklärung zu verteidigen – gegen Fundamentalismus, gegen Materialismus.

**SPIEGEL:** Das könnte die SPD sofort unterschreiben.

**Rüttgers:** Es gibt einen Unterschied: Die SPD ist eine linke Partei. Die CDU ist die Volkspartei der Mitte. Wir schreiben den Menschen im Gegensatz zu den Sozialdemokraten nicht vor, wie sie zu leben haben.

**SPIEGEL:** Um die konservative Klientel anzusprechen, zetteln Ihre bayerischen Parteifreunde gerade einen Kulturkampf um das Betreuungsgeld an. CSU-Chef Edmund Stoiber will Mütter entlohnen, die Kinder zu Hause erziehen; Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen möchte das Geld lieber in Krippen stecken. Wer hat recht?



RAINER WEISFLOG

**Braunkohletagebau in Sachsen:** „Es ist richtig, neue Kohlekraftwerke zu bauen“

der Partei den Rücken, weil sie ihre CDU nicht wiedererkennen? Trotz der guten Konjunktur kommt die Partei in den Umfragewerten kaum über 40 Prozent.

**Rüttgers:** Das hat nichts mit der Modernisierung der CDU zu tun, sondern mit der Tatsache, dass viele Menschen vom Aufschwung noch nicht profitieren. Für einen einfachen Arbeiter gilt nicht mehr die Regel, dass ein steigender Unternehmensgewinn ein steigendes Gehalt nach sich zieht. Gerade Menschen mit geringer Qualifikation empfinden die Globalisierung nicht als Chance, sondern als Bedrohung. Um diese Menschen muss sich die CDU kümmern.

**SPiegel:** Die CDU hat doch zu diesem Gefühl der Unsicherheit beigetragen, als sie Hartz IV mitbeschlossen hat.

**Rüttgers:** Das Gefühl, sozial abzustiegen, ist auch durch das Thema Hartz IV gekommen und durch die Tatsache, dass man nach einem Jahr Arbeitslosigkeit in die Sozialhilfe durchgereicht wird. Die Menschen müssen das Gefühl haben, dass es gerecht zugeht. Deshalb habe ich vorgeschlagen, dass ältere Erwerbslose mindestens 24 Monate lang Arbeitslosengeld gewährt bekommen, wenn sie 30 Jahre in die Sozialversicherung eingezahlt haben.

**SPiegel:** Mit dieser Forderung haben Sie im vergangenen Jahr für viel Aufruhr gesorgt. Passiert ist seither aber nichts.

**Rüttgers:** Falsch! Wir haben meinen Vorschlag nicht nur auf dem Dresdner CDU-Parteitag im vorigen November beschlossen, er ist auch Teil des neuen Grundsatzprogramms. Gerade hat die junge Gruppe in der Unionsfraktion ihn wieder aufge-

griffen. Ich hoffe sehr, dass die SPD ihre grundlegende Ablehnung überprüft.

**SPiegel:** Warum sollte die SPD helfen, ein Konzept umzusetzen, für das Sie immer noch keinen Finanzierungsplan vorgelegt haben?

**Rüttgers:** Ein Finanzierungsplan für unser Modell liegt vor. Die Verlängerung des Arbeitslosengeldes erreichen wir durch Umschichtungen im System. Das bedeutet, dass jemand, der nur kurz eingezahlt hat, weniger bekäme als jemand, der viele Jahre Beiträge geleistet hat.

**SPiegel:** War der Preis für die von Ihnen angestoßene Hartz-IV-Debatte nicht sehr hoch? Auf dem Dresdner Parteitag wurden Sie deshalb fast aus Ihrem Amt als stellvertretender CDU-Vorsitzender abgewählt.

**Rüttgers:** Es war richtig, diesen Kampf zu führen. Soziale Sicherheit ist heute neben der wirtschaftlichen Vernunft ein Kernbegriff des neuen CDU-Grundsatzprogramms. Damit ist klargestellt, dass die CDU keine neoliberale Partei ist, wie Herr Beck behauptet.



RALPH SONDERMANN

**Rüttgers, SPiegel-Redakteure\***  
„Soziale Sicherheit ist ein Kernbegriff“

**SPiegel:** Im vergangenen Herbst haben Sie die bundespolitischen Schlagzeilen über Monate bestimmt. Seither ist es relativ ruhig um Sie geworden. Woran liegt das?

**Rüttgers:** Ich habe durchgesetzt, was ich für richtig hielt. Ich brauche aber nicht jeden Tag Streit mit meiner Partei.

**SPiegel:** Angela Merkel ist heute unumstritten die Nummer eins in der CDU. Ist die Führungsfrage in Ihrer Partei auf absehbare Zeit entschieden?

**Rüttgers:** Wir haben eine sehr erfolgreiche Bundeskanzlerin und CDU-Vorsitzende. Warum sollen wir jetzt über Führungsfragen diskutieren?

**SPiegel:** Vor einem Jahr haben Sie erklärt, es sei eine Lebenslüge der Politik, dass sinkende Steuern mehr Arbeitsplätze bedeuten. Jetzt sagt Bundeswirtschaftsminister Michael Glos, man soll 2009 Wahlkampf machen mit dem Versprechen, die Einkommensteuer zu senken.

**Rüttgers:** In dieser Legislaturperiode ist zum Beispiel die Mehrwertsteuer gestiegen. Das hat Menschen mit kleinen Einkommen sehr belastet. Wenn die Konjunktur weiter so läuft wie jetzt, können wir auch mittelfristig darüber nachdenken, die Steuerlast zu mindern, vor allem für Arbeiter und Angestellte. Das ist eine vernünftige Überlegung.

**SPiegel:** Ist der Solidaritätszuschlag zugunsten der neuen Bundesländer noch gerechtfertigt? Wenn man die vielen holprigen Autobahnen im Ruhrgebiet anschaut, kommt man sich dort eher vor wie im Armenhaus Deutschlands.

**Rüttgers:** Wir sind vertragstreue, und es bleibt beim Solidarpakt. Aber das Straßen- und Schienennetz im Westen ist auch deshalb oft so reparaturbedürftig, weil in den letzten 15 Jahren viel Geld in die neuen Länder geflossen ist. Hier gibt es einen großen Nachholbedarf. Das muss der Bund bei künftigen Infrastrukturmaßnahmen berücksichtigen.

**SPiegel:** Derzeit diskutiert Deutschland über steigende Preise für Grundnahrungsmittel. Eine aktuelle Studie der Universität Bonn kommt zu dem Ergebnis, dass Kinder mit Hartz IV nicht vernünftig ernährt werden können. Müssen die Sätze angehoben werden?

**Rüttgers:** Es gibt immer mehr Kinder, die morgens mit leerem Magen in die Schule oder in den Kindergarten kommen. Erzieherinnen haben mir berichtet, dass es Familien gibt, die ihre Kinder von dem dort angebotenen Mittagstisch abmelden, weil sie ihn nicht bezahlen können.

**SPiegel:** Also mehr Geld für Hartz-IV-Kinder?

**Rüttgers:** Wir haben in NRW ein Zehn-Millionen-Euro-Programm aufgelegt, damit diese Kinder in Schulen und Kindergärten essen können. Sachleistungen sind hier

\* René Pfister und Barbara Schmid-Schalenbach in der Düsseldorfer Staatskanzlei.

besser als Geld, weil das von den genannten Eltern auch für einen neuen Fernseher ausgegeben werden kann. Das ist sinnvoller, als den Regelsatz für Hartz IV zu erhöhen.

**SPIEGEL:** Die Folgen von Hartz IV haben etliche Wähler zur Partei Die Linke getrieben. Ist die auch eine Gefahr für die CDU?

**Rüttgers:** Nein, Oskar Lafontaine ist ein Populist, und Populisten nehmen immer nur die Themen auf, die gerade in der Bevölkerung diskutiert werden, und versuchen, einfache Antworten zu geben.

**SPIEGEL:** Trotzdem spricht Lafontaine Menschen an, die auch Sie erreichen wollen – Menschen, die Angst haben vor dem sozialen Abstieg.

**Rüttgers:** Lafontaine ist für die CDU in NRW keine Gefahr, weil wir uns hier immer für die Interessen der Arbeitnehmer engagiert haben.

**SPIEGEL:** Wenn man sich die Umfragen für den Bund ansieht, reicht es im Moment nicht für ein Bündnis von Union und FDP. Muss die CDU nicht offen über eine Koalition mit den Grünen reden?

**Rüttgers:** Schwarz-Gelb ist das Zukunftsmodell auch für Berlin.

**SPIEGEL:** Die Grünen sind keine Alternative?

**Rüttgers:** Es gibt an vielen Stellen auf kommunaler Ebene eine gute Zusammenarbeit mit den Grünen. Ich stelle mit Interesse fest, dass sie sich aus der Umklammerung der SPD lösen, nicht nur in NRW. Die Grünen waren nie unser Feind – sie sind unser politischer Gegner. Aber wenn man eine funktionierende Koalition hat, gibt es keinen Grund, über Alternativen nachzudenken. Das ist wie in einer guten Ehe.

**SPIEGEL:** In der SPD gibt es derzeit viel Sympathie für Bundespräsident Horst Köhler. Ist es nicht langsam an der Zeit, dass sich auch die Union zu Köhler bekennt? Schließlich hat sie ihn im Mai 2004 gewählt.

**Rüttgers:** Der Respekt vor dem Amt des Bundespräsidenten verbietet es, zwei Jahre vor Ablauf der Amtszeit aus rein parteitaktischen Motiven über den Amtsinhaber zu spekulieren.

**SPIEGEL:** Wir stellen fest: Die SPD lobt Köhler, die Union schweigt.

**Rüttgers:** Ich bleibe dabei: Ich beteilige mich nicht an den parteipolitischen Spielen von Herrn Beck auf Kosten des Bundespräsidenten. Das ist schlechter Stil.

**SPIEGEL:** Streit zwischen den Parteien gibt es auch in der Umweltpolitik. NRW setzt nach wie vor auf Energie aus umweltbelastenden Kohlekraftwerken.

**Rüttgers:** Es ist richtig, neue Kohlekraftwerke zu bauen, weil sie viel weniger klimaschädliches Kohlendioxid in die Luft blasen als die alten.

**SPIEGEL:** Mit den rund 50 Kohlekraftwerken in NRW schafft Deutschland das von der EU vereinbarte CO<sub>2</sub>-Ziel nicht.

**Rüttgers:** Mit den neuen Kraftwerken schaffen wir natürlich das CO<sub>2</sub>-Ziel. Überall auf der Welt werden neue Anlagen gebaut. Es ist doch gerade unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, dass sie mit modernster Technologie made in Germany ausgestattet werden.

**SPIEGEL:** Und wo bleibt das schädliche Kohlendioxid?

**Rüttgers:** Die vielversprechende Forschung hierzu läuft auf Hochtouren. Es gibt Hinweise, dass das Kohlendioxid unterirdisch gelagert werden kann. Aus meinen Gesprächen habe ich den Eindruck gewonnen, dass eine praktikable Lösung bis 2014 vorliegen kann.

**SPIEGEL:** Sie machen Urlaub, wenn Ihre Söhne Schulferien haben: Ostern, Weihnachten, vier Wochen im Sommer. Sind Sie eine Art Teilzeitministerpräsident mit zweitem Dienstsitz in Ihrem Ferienhaus in Südfrankreich?

**Rüttgers:** Ich war jetzt 18 Werkstage mit meiner Familie unterwegs. Und wer viel arbeitet, muss auch Urlaub machen. Und ich arbeite auch im Urlaub. Und wenn ich mich nicht um meine Kinder kümmern würde, würden Sie mir Heuchelei bei meinen Aussagen zur Familienpolitik vorwerfen.

**SPIEGEL:** Herr Ministerpräsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

EXTREMISTEN

## Beten mit Neonazis

NPD-Generalsekretär Peter Marx imitiert das Spaßkonzept linker Spontis – seine Rechtsradikalen sollen die Demokraten blamieren.

Es ist nicht schwer, sich den Mann als Büttenredner vorzustellen. Sein pfälzisch eingefärbter Singsang, seine rundliche Figur, sein Sinn für Pointen – Peter Marx weiß, wie er seine Leute zum Lachen bringt.

Mit Zeitungsausschnitten wie dem aus der „Bild“-Zeitung zum Beispiel, der an der Pinnwand der NPD-Fraktionsgeschäftsstelle im Schweriner Landtag hängt. In dem Artikel geht es um Walter Scheels 88. Geburtstag am 8. Juli. „Präsidenten-Treff mit Luftballons“ lautet die Zeile unter einem Foto, das den Ex-Bundespräsidenten mit zwei Nachfolgern zeigt: Richard von Weizsäcker und Horst Köhler. Alle drei halten blaue Luftballons in ihren Händen, auf denen eine gelbe 88 prangt.

„Ein wunderbares Bild“, lobt Marx bei einer Besprechung mit akkurat gescheitelten jungen Kameraden, „das sollten wir in unseren Schülerzeitungen verwenden. Jahrelang haben Volkserzieher der Systemparteien den Menschen eingehämmert, dass die 8 für den achten Buchstaben im Alphabet steht, 88 also schlicht ‚Heil Hitler‘ bedeutet. Und jetzt so was.“

Die Jungmänner prusten, Marx grinst. Der NPD-Generalsekretär und rheinland-pfälzische Landesvorsitzende, der seiner Partei seit dem 7,3 Prozent-Wahlerfolg im September 2006 auch als Fraktionsgeschäftsführer in Schwerin dient, hat Freude daran, mit Klischees zu spielen.

„Nach ihrer erfolgreichen Selbststilisierung als volksnahe Biedermänner wollen die NPD-Leute jetzt die Demokraten dazu bringen, sich zu blamieren“, sagt ein Verfassungsschützer. „Das gelingt ihnen im Moment leider ganz gut.“

Die Erfolgsformel: Eine Politik der Nadelstiche, die – wie Marx einräumt – auch von Spaßaktionen linker Spontis inspiriert ist. So schmücken seine NPD-Abgeordneten ihre Reden jetzt gern mit Zitaten von Mahatma Gandhi und Willy Brandt – gegen die sich schwer etwas sagen lässt. Oft zitieren sie auch den Vormann der Linken Oskar Lafontaine, er macht es ihnen leicht mit seinen nationalistischen und anti-israelischen Ausfällen.

Schon 2004 im Saarland hatte Marx mit Namen jongliert – seinem eigenen, und sich doppeldeutig als Garant eines nationalen Sozialismus empfohlen: „Marx statt



HONK-PRESS / ACTION PRESS

**NPD-Demonstration (2004 im Saarland): Hässlicher Schabernack mit Helmut Kohls Professorin**

Hartz“. Demnächst will der bekennende Katholik „die an Berührungsängsten leidenden Landtagskonkurrenten“ in Schwerin mit Anträgen für gemeinsame Gebete und Andachten in Verlegenheit zu bringen.

Das Sommerfest hat er ihnen schon vermiest, in dem er dafür gesorgt hat, dass die Mitglieder seiner Fraktion gegen alle Erwartungen zur Parlamentsfeier gingen: „Die wollten da erst gar nicht hin, weil ein gemeinsames Bankett mit Hartz-IV-Demokraten für sie nicht in Frage kam. Sie hätten dann aber mal sehen sollen, wie die Hartz-IVer geguckt haben, als wir freundlich grüßend auftauchten. In Windeseile war die Stimmung auf dem Nullpunkt“, sagt Marx. Und strahlt.

Der heitere Extremist gilt Staatsschützern als beinharder Neonazi. Anfang der siebziger Jahre, gerade mal 15 Jahre alt, trat Marx den Jungen Nationaldemokraten bei. Seitdem steht er in Treue fest zur dumpfen Sache – mal im Nationalistischen Hochschulbund, mal – wie Staatsschützer behaupten – im Umfeld der Wehrsportgruppe Hoffmann. Die Frage, ob er seinerzeit Kontakte zu der Terrortruppe hatte, beantwortet der 50-Jährige auf seine Art: „Es wird viel erzählt.“

Viel Spaß hatte Marx in den letzten Monaten mit der Idee, Räume für NPD-Bürgerbüros von etablierten Politikern anzumieten – und dann dafür zu sorgen, dass die Sache publik wird: „Die NPD offiziell als Schmuddelpartei bekämpfen und hintenrum ihr Geld nehmen – da wird die ganze Scheinheiligkeit der selbsternannten Demokraten für die Bürger sichtbar.“

Der Ueckermünder CDU-Stadtrat Roman Breß machte nur den Anfang: Breß hatte dem NPD-Landtagsabgeordneten Tino Müller eine Wohnung vermietet, in der der Rechtsradikale sein Bürgerbüro

einrichtete. Der CDU-Mann verteidigte sich, er habe nicht gewusst, wer sein Geschäftspartner war und wozu der die Räume nutzen wollte. Unsinn, konterte Marx: Müller würde jeden Rechtsstreit gewinnen. Seitdem herrscht Ruhe.

Gut einen Monat später, Mitte Juni, trieben die Rechten ihren hässlichen Schabernack mit einer ehemaligen Beraterin von Helmut Kohl, der nordrhein-westfälischen Literatur-Professorin Gertrud Höhler. Sie hatte in Zwickau einem sächsischen NPD-Landtagsabgeordneten Räume vermietet. Ähnlich wie Breß verteidigte sie sich mit dem Argument, nichts gewusst zu haben –

Seinen eine Steilvorlage ist: Einen Fehler ihrerseits könne sie nicht erkennen, schließlich sei die NPD eine zugelassene Partei, die überdies dem Landtag angehöre.

Unangenehm könnte auch Marx' Konzept werden, den Rechtsstaat mit seinen eigenen Mitteln zu foppen. So will er dagegen vorgehen, dass Bund und Länder mit Steuergeldern die NPD bekämpfen: „Staatliche Programme gegen nicht verbotene Parteien verstoßen gegen die Landesverfassung und das Grundgesetz. Wir prüfen die Erfolgchancen einer Verfassungsklage.“

Manchmal können seine Rechten selbst dann noch punkten, wenn sie sich zuvor blamiert haben. Jüngst forderte der Schweriner NPD-Fraktionschef Udo Pastörs etwa, die Landesregierung solle einen Werbespot der EU für die europäische Filmförderung stoppen helfen.

Das Filmchen könne „junge Menschen in ihrer natürlichen sexuellen Entwicklung stören“. Grund: In dem 45-Sekunden-Werk, mit Sexszenen aus Filmen von Pedro Almodóvar, Bernardo Bertolucci und anderen, waren auch Homosexuelle beim Liebesakt zu sehen.

Als sich Pastörs dann zu Sottisen über mögliche Vorlieben der Mitglieder einer von ihm halluzinierten Wowerit-Westerwelle-Partei verstieg, rief ihn Landtagspräsidentin Silvia Bretschneider zur Ordnung – mit der Begründung, solche Schmähungen verstießen gegen Artikel 3 des Grundgesetzes, der die Menschenwürde schütze. Ein NPD-Abgeordneter erteilte daraufhin der Parlamentschefin prompt eine Lektion in politischer Bildung. Die Menschenwürde, so ließ er die SPD-Politikerin öffentlich wissen, sei bekanntlich in Artikel 1 des Grundgesetzes geregelt.



KARL-BERNHARD KARWASZ

**Partei-Generalsekretär Marx (M.): Politik der Nadelstiche**

der Mietvertrag sei von der Hausverwaltung geschlossen worden. Dumm für die Professorin – der Verwalter widersprach: Frau Höhler sei von Anfang an über die heikle, aber einträgliche Beziehung zur NPD informiert gewesen.

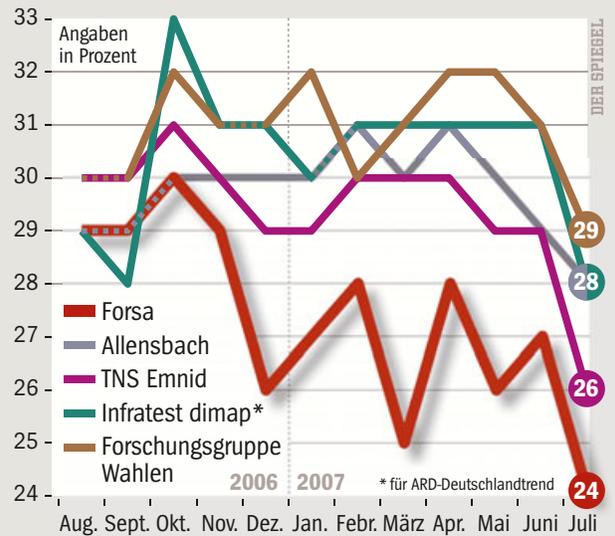
Als daraufhin der nordrhein-westfälische Hochschulminister Andreas Pinkwart (FDP) Konsequenzen verlangte und der Vorsitzende des Hochschulrates Höhler zum Rücktritt drängte, lehnte sie ab – mit einem Argument, das für Marx und die

\* Mit Parteichef Udo Voigt (r.) und dessen Stellvertreter Holger Apfel am 13. Februar in Dresden.



Forsa-Chef Güllner: „Die SPD verdrängt die Wirklichkeit“

Wie die SPD bei der Sonntagsfrage („Welche Partei würden Sie wählen...“) im Auftrag verschiedener Umfrageinstitute abschneidet



SOZIALDEMOKRATEN

# Zahlen aus der Hexenküche

Der Meinungsforscher Manfred Güllner ist neuer Hauptfeind der SPD-Spitze. Mit seinen Umfragedaten bescheinigt er der Partei den Niedergang – und versetzt die Führung in Aufregung.

Der Chef des Berliner Meinungsforschungsinstituts Forsa, Manfred Güllner, 65, muss nur die Namen von aktiven und gewesenen Sozialdemokraten hören, schon giftet er los.

Franz Müntefering? Der sei „eine Art stalinistischer Apparatschik“, sagt er. Björn Engholm? „Ein begnadeter Nichtsnutz.“ Rudolf Scharping? „Der war schon als Ministerpräsident überfordert.“ Und Kurt Beck? „Bei dem bleiben die Wähler zu Hause.“

Warum, hat Güllner erst kürzlich im Magazin der „Süddeutschen Zeitung“ erklärt. Beck komme aus kleinen Verhältnissen, aus einem begrenzten Milieu und könne vielleicht deshalb die Wirklichkeit außerhalb seiner heilen Welt weder richtig einschätzen noch bewältigen, schrieb Güllner da.

Eigentlich gehört es nicht zum Berufsbild eines Meinungsforschers, Politiker zu beschimpfen. Doch Güllner führt einen Feldzug gegen die Sozialdemokraten und ihr Spitzenpersonal. Man fragt sich, warum?

Für Güllner ist die SPD die reinste Versager-Truppe. Und er sieht die Mehrheit der Deutschen auf seiner Seite. Er kann das belegen mit Zahlen aus seinem eigenen Institut. Tag für Tag werden sie per Telefon erhoben.

Die Umfragewerte der Sozialdemokraten seien auf Talfahrt, sagt Güllner und zeichnet mit der Hand eine steil abfallende Kurve in die Luft. Nur rund 25 Prozent der Deutschen würden jetzt noch SPD wählen.

In Interviews, im Fernsehen, in Aufsätzen verbreitet Güllner seine Botschaft. Vor allem aber veröffentlicht er seine Umfragedaten – Woche für Woche im „Stern“ und bei RTL. Die Forsa-Zahlen für die SPD sind meist die schlechtesten auf dem Markt. Schlechter als bei den anderen Instituten. Das macht sie interessant. Fast alle anderen Medien nehmen sie immer wieder gern auf.

Die Schlagzeilen für die Genossen sind entsprechend mies: „Die SPD kommt nicht aus dem Tief“ („Financial Times Deutschland“), „Union hängt SPD ab“ („Bild“-Zeitung), „Becks Truppe taumelt“ („Frankfurter Rundschau“).

Brille, graue Haare, zerknautschtes Sakko, Güllner wirkt wie ein harmloser älterer Herr. Aber seine Kommentare sind gnadenlos. Die ganze SPD sei „ausgezehrt“, sagt er, ihr personelles Angebot werde von den Bürgern auf allen Ebenen als „eine Zumutung“ empfunden. Und überhaupt: „Die Partei hat ihre regionale Verankerung und das Vertrauen vor Ort weitgehend verloren.“

Viele Sozialdemokraten sehen in Güllner einen der Hauptverantwortlichen für ihre derzeitige Misere. Sie werfen ihm vor, die SPD schlechtzureden und schlechtzuzurechnen. Seine Zahlen halten sie für falsch oder zumindest manipuliert.

„Güllner versucht seit Monaten, den Sozialdemokraten mit Umfragewerten zu schaden“, sagt Niedersachsens SPD-Chef Garrelt Duin. „Wir lassen uns Kurt Beck nicht forsauen“, schimpft SPD-Präsidiumsmitglied Ludwig Stiegler. Und Generalsekretär Hubertus Heil befindet kühl, Güllners Einschätzungen seien „menschlich und politisch zutiefst abstoßend“.

Der so Gescholtene kontert die Angriffe mit einem Versprechen: „Meine Zahlen sind keine Erfindungen von mir“, sagt er. „Das ist die Realität. Die SPD verdrängt die Wirklichkeit.“

Der Kampf Güllner versus SPD hat bizarre Züge. Denn obwohl die Genossen den Forsa-Chef verteufeln, wissen sie eigentlich, dass er oft recht hat. Seine Analysen werden von vielen Sozialdemokraten geteilt. Sie sind ja nicht blind, sondern sehen genau, was los ist. Sie sehen, dass die Mitglieder in Scharen austreten, wegsterben oder zur Linken wechseln. Dass in den Ortsvereinen kaum noch junge Leute sitzen. Dass Parteichef Kurt Beck ziemlich bräsig-provinziell wirkt.

Natürlich kennen die Genossen auch die Werte der anderen Umfrageinstitute wie Infratest dimap oder TNS Emnid. Sie sind vielleicht nicht ganz so schlecht wie die von Güllner. Aber viel besser auch nicht. Meist dümpelt die SPD um die 30-Prozent-Marke. Die Union liegt weit davor bei rund 37 Prozent.

In der Partei mag kaum jemand diese Krise offen thematisieren. Es ist wie ein

dunkles Familiengeheimnis, über das man nicht spricht. Nach den heftigen Kämpfen der Schröder-Zeit sehnen sich die Genossen nach Ruhe und Harmonie.

Güllner will diesen Widerspruch aufdecken. Er spitzt zu. Er vermischt seine persönlichen Ansichten über die SPD mit den Zahlen, die er erhebt. Daraus wird ein Cocktail, der seriös und unabhängig aussieht und doch voller Meinung steckt.

Typisch für den Kampf zwischen Güllner und den Sozialdemokraten ist der Streit um einen Beitrag in der SPD-Zeitschrift „Berliner Republik“. Dort schrieb Güllner, nach Umfragen sei der SPD-Kandidat für die Landtagswahl in Niedersachsen, Wolfgang Jüttner, unbeliebter als CDU-Ministerpräsident Christian Wulff. Die Sozialdemokraten sollten besser keine Plakate mit Jüttners Foto im Wahlkampf einsetzen, weil dies Wähler verschrecken könnte.

Das löste eine Welle der Empörung in der SPD aus. Generalsekretär Heil sah

in das Umfrageinstitut Infas, und dank der SPD wurde er 1978 Leiter des Statistischen Amtes in Köln. 1984 gründete er sein eigenes Umfrageinstitut Forsa. „Ich würde niemals aus der SPD austreten“, sagt Güllner.

Er ist ein verzweifeltes Mitglied, seit Jahren. Er habe bereits in den Siebzigern und Achtzigern vor dem Niedergang gewarnt, als die Partei in den großen Städten massiv Stimmen verlor. Schon damals habe niemand in der SPD-Spitze wirklich etwas davon wissen wollen, sagt er beleidigt.

Güllner will, dass sich die SPD wieder mehr um die Kommunalpolitik kümmert. Dort müsse die Partei begeistern, um wieder von unten wachsen zu können. Niemand scheint auf ihn zu hören. Seine Gegner sind die „ignoranten Funktionärskader“, die an den Wünschen der Basis vorbei regierten und ihn nur aus einem schlichten Grund bekämpften: „Ich gebe mit den Umfragen den Menschen eine Stimme.“

Nur einen wirklichen Helden gibt es für Güllner bei der SPD: Das ist Gerhard

Ein anderer Vorwurf aus der SPD lautet, Güllner arbeite unseriös. Zum Beispiel, weil er immer wieder Umfragen unter vermeintlichen Parteimitgliedern mache. Jüngst kam dabei heraus: 56 Prozent der SPD-Mitglieder glauben nicht daran, dass Beck der richtige Mann sei, um die Partei aus ihrem Tief herauszuführen. Eine schreckliche Zahl für den Parteichef und seine Freunde.

Woher will Güllner wissen, dass die Mitglieder, die interviewt wurden, wirklich repräsentativ sind, fragen sie seither in der SPD-Zentrale? Dafür hätte die Partei Forsa die Daten über ihre Mitglieder geben müssen. Und das habe man selbstverständlich nicht getan. Güllner entgegnet, er erhebe bei seinen Umfragen auch die Parteimitgliedschaft. So seien Umfragen unter Sozialdemokraten möglich.

Unterstützt werden die Güllner-Gegner – wohl nicht ganz uneigennützig – von Konkurrenten des Forsa-Chefs bei anderen



**Wahlsieger Schröder (1998), SPD-Politiker Heil, Beck:** *Ziemlich bräsig-provinziell*

sich gezwungen, der „Berliner Republik“ „Konsequenzen“ anzudrohen. Güllner wurde der Manipulation bezichtigt. Doch die Aufregung war künstlich. Ingeheim haben wohl etliche Genossen aus der SPD-Führung Güllner zugestimmt. Jüttner halten viele für einen Zählkandidaten, der nur aufgestellt wurde, weil Amtsinhaber Wulff bei der Wahl 2008 als unbesiegbar gilt.

Natürlich macht Güllner mit derlei Aktionen auch ein Geschäft. Jedes Mal, wenn der Name Forsa in der Zeitung steht, ist das eine kostenlose Werbung für ihn. Doch sein Kampf hat auch etwas mit enttäuschter Liebe zur SPD zu tun. Seit 1964 ist er selbst Mitglied. Den sozialdemokratischen Bildungsreformen in den siebziger Jahren verdankt der Sohn eines Schmieds aus dem Bergischen Land, dass er Soziologie studieren konnte. Parteikontakte beförderten ihn

Schröder. Mit ihm ist er seit Jahrzehnten befreundet. Er beriet Schröder während dessen Kanzlerschaft und in den Wahlkämpfen. „Schröder hat durch seine Bindekraft den Niedergang für einige Jahre übertüncht“, sagt er. Seit dessen Abwahl setze sich der Abwärtstrend der SPD fort.

Im Berliner Willy-Brandt-Haus sieht man das naturgemäß anders. Dort wirft man Güllner hinter vorgehaltener Hand vor, er sei beleidigt, weil er nach der Abwahl seines Kumpels Schröder Regierungsaufträge verloren habe.

Güllner weist das zurück. Forsa habe während der rot-grünen Koalition 600 000 Euro pro Jahr für Umfragen vom Bundespreseamt erhalten. Danach sei der Betrag auf „weniger als die Hälfte“ gekürzt worden. Doch dies habe mit seiner jetzigen Arbeit nichts zu tun.

Umfrageinstituten. Dort gilt der Mann als Außenseiter. Sie meiden ihn und wundern sich über seine Daten. „Die Hexenküche des Herrn Güllner erschließt sich nicht für Außenstehende“, sagt der Chef des Meinungsforschungsinstituts TNS Emnid, Klaus-Peter Schöppner.

Für Güllner sind dies alles üble Nachreden. Er will nicht beidrehen, sondern weitermachen. Auch im Interesse der SPD.

Stolz berichtet er, dass er neulich einen Aufsatz mit elf Thesen geschrieben habe. Ganz so wie einst Karl Marx über den Philosophen Ludwig Feuerbach. Statt über Umfragezahlen zu streiten, solle sich die SPD lieber die elfte Marxsche These zu Herzen nehmen, sagt Güllner.

Sie lautet: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“

ROLAND NELLES

BEHÖRDEN

# Fass ohne Boden

Mit einem modernen Computersystem wollen mehrere Länder ihre Verwaltung revolutionieren. Die Ergebnisse bislang: hohe Kosten, wenig Nutzen, Korruptionsvorwürfe.

Die Luft in dem Heidelberger Schulungsraum war fast so schlecht wie die Stimmung. Mit verschränkten Armen erklärten die baden-württembergischen Verwaltungsleute ihrem Dozenten unverblümt, was sie von seinen Ausführungen hielten: nichts.

Offene Ablehnung ist für den selbständigen Berater Ulrich Andree nichts Neues. Landesweit kämpfte er als Schulungsleiter um die Aufmerksamkeit der Staatsbediensteten, bis er schließlich entnervt aufgab. Dabei sollte er im Auftrag der Stuttgarter

heerenden Ergebnissen. Das als „Jahrhundertreform“ angekündigte Unterfangen zeige „kaum positive Wirkungen“. Die Investitions- und Betriebskosten stünden „in keinem wirtschaftlichen Verhältnis zum steuerbaren Finanzvolumen“.

Damit bestätigen die Kontrolleure, was Kritiker auch in anderen Ländern vermuten: Der Versuch, Behörden mit Software für Industrieunternehmen und betriebswirtschaftlichen Methoden schneller und kostengünstiger zu machen, sei gescheitert. „Ein Fass ohne Boden“ nennt etwa die SPD-Opposition in Hessen das dortige NSI-Pendant „Neue Verwaltungssteuerung“.

Dabei hatte Roland Kochs Finanzminister Karlheinz Weimar (CDU) Großes vor, als er vor sieben Jahren mit dem Walldorfer Software-Konzern SAP einen umfangreichen Vertrag schloss: Die komplette Landesverwaltung sollte umgestellt werden. Das voluminöse Programmpaket SAP R/3 werde „auf Knopfdruck“ Aussagen über Abschreibungen, Geldflüsse

Verwaltungsabläufe wieder erwirtschaften kann.“

„Das sind willkürlich zusammenaddierte Zwischenstände“, sagt der für die SAP-Einführung zuständige Finanzstaatssekretär Harald Lemke. Eigene Angaben zu den bisherigen Einführungskosten will das Ministerium freilich nicht machen, sondern nur zu den aktuellen Betriebskosten des Systems: etwa 58 Millionen Euro – pro Jahr. Genaue Daten ohne Einsparungen gebe es hingegen noch nicht, räumt Lemke ein. Aber das Land werde „im Laufe der Jahre Effizienzgewinne haben“.

Die Kontrolleure in den Rechnungshöfen sind da skeptisch. „Es hat sich gezeigt, dass sich die Instrumentarien der freien Wirtschaft nicht ohne Weiteres auf die öffentliche Verwaltung übertragen lassen“, so die Baden-Württemberger. Und ihre Kollegen in Kiel stellen „immer wieder“ fest, dass das SAP-System keineswegs die gewünschte Transparenz schaffe.

Dass sich Mitarbeiter erst mal gegen die Einführung neuer Technik wehren, ist auch



MARCO URBAN/DE (L.); KARSTEN SOCHER / KS-FOTOGRAFIE (R.)

Regierungschefs Koch, Oettinger, Polizeipräsidium (in Kassel): „Zu ehrgeizig, zu voluminös, zu breit gefächert“

Regierung die Beamten in die Zukunft führen: Denn mit Hilfe moderner Industrie-Software sollen Behörden bald so effizient arbeiten wie Wirtschaftsunternehmen. Das Projekt heißt „Neue Steuerungsinstrumente“ (NSI). Mehrere Bundesländer haben dergleichen begonnen und zum Teil viele hundert Millionen Euro dafür ausgegeben. Die Verwaltungsleute im Heidelberger Schulungsraum aber moierten, der ganze neumodische Kram sei „nicht praktikabel“.

Mit dieser Einschätzung stehen die Beamten nicht allein da. Der Landesrechnungshof Baden-Württemberg hat das Prestigeprojekt jetzt in einer großen Untersuchung überprüft – und kommt zu ver-

oder die Effizienz einzelner Abteilungen liefern.

Ein lohnendes Ziel, wie Finanzminister Weimar damals unfreiwillig selbst demonstrierte: Die Gesamtkosten für das Zukunftsprojekt bezifferte der Minister bei Vertragsabschluss im Juli 2000 auf rund 51 Millionen Euro bis 2008. Tatsächlich seien die Ausgaben jetzt schon auf mehr als 500 Millionen Euro angewachsen, hat der hessische SPD-Finanzpolitiker Norbert Schmitt aus den Haushaltsplänen der Landesregierung errechnet. Kalkuliere man auch verdeckte Ausgaben hinzu, lande man sogar bei etwa 800 Millionen Euro, sagt Schmitt: „Eine Irrsinnsumme, die man unmöglich durch bessere

in der freien Wirtschaft normal. Nur argumentieren Praktiker, dass die NSI-Verfechter auf die falsche Technik gesetzt hätten. Die SAP-Software sei für Produktionsbetriebe entwickelt worden, sagt ein hessischer Behördenleiter: „Mit SAP kann der Ministerpräsident zwar auf Knopfdruck sehen, ob Polizisten in Kassel mehr Toilettenpapier verbrauchen als die in Darmstadt. Aber was bringt ihm das?“

Hessens Polizisten reagierten oft besonders allergisch auf das neue System: „Wenn ein Einsatzleiter weiß, was ein Großeinsatz genau kostet, kann er doch nicht bei der nächsten Kindesentführung den Einsatz aus Kostengründen streichen“, sagt Jörg Bruchmüller von der Gewerkschaft

der Polizei in Wiesbaden. Freilich könnten Minister womöglich erkennen, ob ihre Untergebenen zu leichtfertig Geld ausgeben.

Selbst in den überwiegend mit Rechnungswesen beschäftigten Abteilungen gibt es aber Kritik: Die Hessische Bezugsstelle in Kassel zum Beispiel, zuständig unter anderem für die Gehälter von Lehrern, sei teilweise dazu übergegangen, zusätzlich zum neuen Computerprogramm sicherheitshalber auch wieder die alten Karteikarten aus den siebziger Jahren vollzuschreiben, sagt ein Mitarbeiter. Denn strenge Datenschutzvorschriften und die strikte Hierarchie des Öffentlichen Dienstes sorgten dafür, dass bestimmte Mitarbeiter nur bestimmte Daten eingeben dürften – das ist kein Fehler des Systems, zeigt aber, dass es so nicht recht in Beamtenstuben passt.

Dabei verschlangen vor allem die Anpassung des Programms sowie die Schulung der Beamten Millionenbeträge. Scharnweise zogen schon Mitarbeiter teurer Beratungsfirmen für oft vierstellige Tageshonorare durch die Behörden.

Die Stuttgarter Landesregierung hatte vor der Einführung von NSI noch behauptet, durch die Reform könnten innerhalb von zehn Jahren etwa 3500 Stellen eingespart werden. Tatsächlich aber wurden später sogar noch 257 zusätzliche Leute eingestellt, vorwiegend als Controller. Bislang, so der Landesrechnungshof, seien weder die Einführungskosten von 220 Millionen Euro refinanziert, „noch sind Kosten des laufenden Betriebs von rund 30 Millionen Euro je Jahr gedeckt“.

Auch in Bayern, wo NSI in Pilotprojekten läuft, sind die Kontrolleure ernüchtert: „Ein konkreter Nutzen konnte in keiner der geprüften Behörden nachgewiesen werden“, so der Rechnungshof.

Am anderen Ende der Republik, in Schleswig-Holstein, führte die SAP-Einführung sogar zu einem Untersuchungsausschuss, Staatsanwälte ermittelten, stellten das Verfahren aber wieder ein: Denn die Walldorfer Software-Hersteller waren bei einer Bewertung des Finanzministeriums gerade mal auf dem fünften Platz von sechs Anbietern gelandet – und bekamen dennoch den Zuschlag. Ein an der dubiosen Vergabe beteiligter Staatssekretär wurde danach hochbezahlter Berater bei SAP, was zu hässlichen Spekulationen Anlass gab.

Baden-Württembergs CDU-Ministerpräsident Günther Oettinger hält selbst wenig von dem Projekt seiner Regierung. Schon als CDU-Fraktionschef im Landtag habe er „nachhaltig“ Bedenken gegen das von Vorgänger Erwin Teufel betriebene Unternehmen deutlich gemacht: „Zu ehrgeizig, zu voluminös, zu breit gefächert“ sei das alles, sagte er kürzlich. Inzwischen sei er schon froh, wenn nicht Zusatzkosten auf Dauer seinen Haushalt belasteten.

MATTHIAS BARTSCH, SIMONE KAISER



J. HENKELMANN / ARCHIVBERLIN

Touristen in Berlin: „Pub-Crawls zerstören die Atmosphäre“

REISEN

## Trinken statt denken

In Berlin boomt der Billigtourismus. Doch organisierte Saftouren – vor allem mit Briten – verärgern die Anwohner.

Sie steht auf einer Bank vor der Kneipe Ostzone und fuchtelt mit einer Flasche Apfelschnaps. „Willkommen in der coolsten Stadt der Welt“, brüllt Simone, über 30 junge Touristen kreischen zurück: „Yeah!“ Animationsgeschrei und das Anfütern mit Hochprozentigem bilden den Auftakt zu einer Stadtführung, die ohne die üblichen Sehenswürdigkeiten – Brandenburger Tor, Holocaust-Mahnmal, Museumsinsel – auskommt.

Simone ist Touristenführerin bei sogenannten Pub-Crawls, organisierten Kneipentouren durch Berlin-Mitte, bei denen Besuchergruppen von Dutzenden jungen Leuten in Gaststätten einrücken, sich 30 Minuten lang zu Sonderpreisen betrinken und dann wie ein Heuschreckenschwarm zur nächsten Tränke weiterziehen. „Rock ‘n’ Roll tourism“ nennen das Veranstalter wie My Berlin Tours und empfehlen ganz locker: „Drink, don’t think.“ Trinken statt denken.

Der Billigtourismus hat die deutsche Hauptstadt erreicht. Noch nie kamen so viele ausländische Touristen nach Berlin, allen voran Briten, gefolgt von Amerikanern und Italienern. In diesem Jahr rechnet Berlin mit 17 Millionen Übernachtungen – rund eine Million mehr als im Weltmeisterschaftsjahr 2006. 40 Prozent aller Berlin-Besucher sind unter 35 Jahre alt. Und gerade für diese Zielgruppe sind preiswerte Rundumangebote gedacht, die den Konsumdreiklang erfüllen: billig fliegen, billig liegen, billig saufen.

Unter jungen Backpackern gehört Berlin zu den Hot Spots. Im internationalen

Reiseführer „Lonely Planet“ ist etwa der Amerikaner Jeff Delaware auf die Pub-Crawls gestoßen – für ihn die „ideale Gelegenheit, was von der Stadt zu sehen und zu trinken“. Letzteres ist wichtig, weil er als 20-Jähriger in seiner Heimat noch nicht zum Glas greifen darf.

„Ungeschlagen“ sei das Preis-Leistungs-Verhältnis der Städtereisen nach Berlin, jubelt Christian Tänzler von der Berlin Tourismus Marketing GmbH. Von den rund 90 000 Betten in fast 600 Berliner Herbergen entfallen etwa 50 000 auf Hotels bis zur Kategorie Drei Sterne sowie Hostels, Gästehäuser und Pensionen. In Schlafstuben wie dem Ostel am Ostbahnhof kann man schon für neun Euro die Nacht im Mehrbettzimmer unterkommen.

Doch längst nicht alle Berliner sind von dem Strom der Billigtouristen begeistert. Vor allem die Saftumzüge zum Sonderpreis sind es, die Behörden und Anwohnern auf die Nerven gehen. „Die Pub-Crawls zerstören die Atmosphäre“, sagt die Thekenkraft Lisa Demme. Ihre Erfahrung: „Die Leute pinkeln in die Ecke und kotzen alles voll.“ Die Polizei registriert immer mehr Anzeigen wegen Lärmbelästigung sowie Einsätze in Kneipen, um alkoholisierte Kampfhähne zu trennen.

Die Kneipenführer kennen die Klagen. „Vermeidet billige Einladungen“, schreibt Insider Tours – um den Ruf der Fahrten besorgt – auf seine Werbeflyer. Die Firma hatte die Touren in Berlin eingeführt und schnell Konkurrenz bekommen: von Billigveranstaltern, die mit viel Schnaps locken – sogenannten Free Shots. Probleme gibt es mit Briten, die glauben, sie seien am Ballermann – und wenn Amerikaner denken, das deutsche Bier sei so dünn wie in den USA.

Anfangs hatten die Veranstalter noch versucht, die Kneipenausflüge mit Basiswissen über Berlin zu verbinden. Doch das erwies sich als Stimmungskiller: Die Billigbier-Besucher wollten nicht hören, wann die Synagoge gebaut wurde – sondern wie günstig der nächste Cocktail im Lokal nebenan ist.

MARKUS DEGGERICH



Vater Maxim



Tochter Verena, Mutter Annemarie Krause



Maxim-Geliebte Annemarie, Kind (um 1948)

**Deutsch-sowjetisches Paar:** Viele Jahre Zuchthaus für eine große Liebe

SCHICKSALE

# „Warte auf mich“

Mehr als 60 Jahre nach Kriegsende suchen Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten nach den Spuren ihrer Väter. Viele der „Russenkinder“ haben ihr Leben lang gelitten, nun helfen ihnen Historiker und Moskauer Medien.

Er erinnert sich an „jedes Wort, jede Geste der Mutter, als sie damals beschloss, mir die Wahrheit zu sagen“. Sie habe gerade die Betten gemacht, erzählt der Brandenburger Jan Gregor, heute 61. „Wie immer hat sie mit einem Besenstiel die Tagesdecke glattgestrichen, ihn dann ordentlich weggestellt und sich schließlich auf die Bettkante gesetzt“ – zu ihrem Sohn. Nach langer Pause habe sie dann angefangen, ihm ihre Geschichte zu erzählen.

Bedächtig, ganz langsam habe sie geredet, erinnert sich Gregor. Er war damals erst fünf Jahre alt. Aber er begriff sofort, was das hieß, „mit Gewalt ein Kind machen“. Er sei ja ein „sehr erwachsener Junge“ gewesen.

56 Jahre ist dieser Tag der Wahrheit her, seit 56 Jahren ist Jan Gregor nun „immer auf der Suche nach meinem Vater“. Oder seinen Vätern. Denn seine Mutter hatte ihm am Bettrand auch erzählt, dass es vier Rotarmisten waren, die sie in den letzten Kriegstagen vergewaltigt hatten. Sein „Leben lang“, sagt Jan Gregor, wolle er ihre Spuren weiterverfolgen.

Die lange Suche der Verena B. hingegen, Tochter einer Deutschen und eines Sowjetsoldaten, ist jetzt beendet. Als sie von einer Such-Show im russischen Fernsehen

hörte, bewarb sie sich. Die Ostdeutsche wurde prompt nach Moskau eingeladen, und dort wartete die Überraschung ihres Lebens – sie traf auf mehrere Halbgeschwister, von deren Existenz sie nichts gehäht hatte: ihre russische Familie.

Auf eine ähnliche Wendung in seinem Leben hofft Herbert P., 61. Er hat ein Video gedreht – über sich selbst und das wenige, was er über seine Herkunft weiß. Der Film lief vor gut zwei Wochen im Moskauer Fernsehen. Vielleicht, so hofft der pensionierte Lehrer, weiß in Russland irgendjemand irgendetwas über seinen Vater – ebenfalls ein russischer Besatzungssoldat.

Jan Gregor, Verena B. und viele andere sowjetische Besatzungskinder – fast alle sagen, dass ein Wort ihr Leben geprägt habe: das Schimpfwort „Russenkind“. Jahrzehntlang war deren Schicksal im Osten Deutschlands tabu, erst in der sowjetischen Besatzungszone, später in der DDR. Auf Plakaten und Transparenten wurde 40 Jahre lang die deutsch-sowjetische Freundschaft gepriesen, Vergewaltigungen passten schlecht in das Bild der ruhmreichen Sowjetarmee. Und wenn es keine Vergewaltigungen gab, dann konnte es keine Opfer geben und keine Vergewaltigungskinder. Sowjetsoldaten, das waren

in der offiziellen DDR Helden, sie hatten den Faschismus zerschlagen und deutsche Kinder gerettet – nicht aber welche gezeugt, schon gar nicht mit Gewalt.

Aber auch im Privaten, in den Familien der „Russenkinder“ selbst, war das Thema „emotional hoch besetzt“. Es sei oft „heute noch strenges Tabu“, sagt Barbara Stelzl-Marx, stellvertretende Leiterin des Grazer Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung.

Als die Mauer fiel, sahen einige Besatzungskinder die Chance, ihrer Herkunft nachzuspüren. Es gab doch Glasnost und Perestroika. Aber es gab keine Abkommen, die Russland verpflichteten, den „Russenkindern“ irgendetwas zu verraten. Und die Archive der ehemaligen UdSSR blieben für die Suchenden noch lange geschlossen. Viele mussten auf eigene Faust recherchieren. Und bis heute ist nicht klar, wie viele Kinder die Besatzungstruppen hinterließen. Vielleicht Zehntausende, schätzt Norman M. Naimark, Autor der Dokumentation „Die Russen in Deutschland“; genauer werde man das wohl nie wissen.

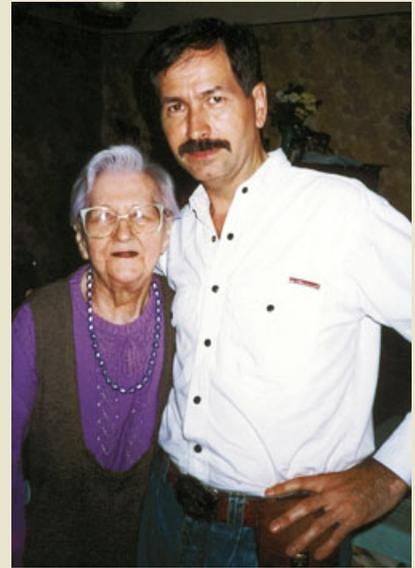
Bei der Suche nach ihren Vätern müssen sie oft erst den Widerstand in den eigenen Familien überwinden. Auch Jan Gregors Halbgeschwister in Deutschland wollen



Kriegskind Jan Gregor (um 1950)



DDR-Künstler Gregor



Sohn Gregor mit Mutter (1994)

### Deutsch-russische Tragödie: „Du Russenschwein, du brauchst keine Milch“

nichts von den Geschehnissen der letzten Kriegstage wissen. Mehr noch: Er solle schweigen, hätten sie ihm gesagt. Er solle Ruhe geben, statt Fragen zu stellen. Es gibt für seine Halbgeschwister keinen Grund, die alte Schandgeschichte aufzurollen. Doch für Jan Gregor geht es um die Geschichte seiner Herkunft, um den Anfang des Leidenswegs seiner Mutter.

Sie war die Ehefrau eines Ostfrontsoldaten. Als in den brandenburgischen

Wäldern die blutige Schlacht um Berlin tobte und die Sowjetsoldaten auch das unweit der Reichshauptstadt gelegene Dörfchen Sommerfeld einnahmen, war sie allein.

An einem der letzten Kriegstage steuerten vier Rotarmisten gegen Mittag gezielt das kleine Haus der Familie Gregor an. Sie rissen die hölzernen Fensterläden auf, drangen in die Stube und fielen über die junge Frau her. Sie erfuhr erst später, dass

es keine Russen waren, die sie vergewaltigt hatten, sondern Soldaten von der Krim, Ukrainer oder Tataren. Ein Bauer aus der Nachbarschaft hatte die Soldaten zu ihrem Haus geführt – um sie von den eigenen Töchtern abzulenken.

Fortan wurde die Frau, das Opfer, von den meisten Einwohnern Sommerfelds gemieden, genauso wie später ihr Sohn Jan. Schon als Kleinkind musste er sich an die Gemeinheiten der Dorfkinder gewöhnen: „Die haben mich verprügelt und beleidigt, mir die Milch aus der Hand geschlagen. Du Russenschwein, hieß es immer wieder, du brauchst keine Milch.“

Die Mutter schwieg lange dazu. Deshalb verstand ihr Junge einfach nicht, weshalb ihn die Kinder „Iwan“ riefen. Erst als die Rabauken ihn verprügelten, mit Steinen bewarfen, erst als er vor Schmerz brüllte, wollte der Fünfjährige nicht länger tapfer sein. Er lief ins Haus zur Mutter, er wollte eine Erklärung.

Da brach sie nicht nur ihm gegenüber das Schweigen: Nach der Beichte meldete sie die Vergewaltigung. Und sie setzte für ihren Sohn – ein vermutlich einmaliger Fall – die Zahlung eines staatlichen Unterhalts durch, um die 100 DDR-Mark pro Monat. Wenig später durfte Jan Gregor auch noch die Schule wechseln, nachdem Jugendliche gedroht hatten, das „Russenskind“ an einen Baum zu knüpfen.

So offensiv gingen nur wenige Vergewaltigungsoffer mit ihrem Schicksal um. Selbst Frauen, die Kinder aus Liebesbeziehungen zu Sowjetsoldaten großzogen, sprachen später selten mit ihren Sprösslingen über deren Herkunft. Für viele der verlassenen Geliebten sowjetischer Soldaten blieb die – meist erzwungene – Trennung von den Vätern ihrer Kinder bis ans Lebensende eine offene Wunde. Wurden



Sowjettruppen in Berlin (1945): Vergewaltigungen passten schlecht ins Bild

die Affären ruchbar, versetzte man die Soldaten zurück in die Heimat.

Auch in der Familie von Herbert P. war sein Vater ein Tabuthema. Selbst für die drei Enkeltochter galt das Gesetz, der Großmutter gegenüber den Russen nicht zu erwähnen. Einmal hätten die drei Mädels versucht, der Oma etwas zu entlocken, sagt Herbert P. Doch die alte Frau begann sofort zu weinen. Da war das Gespräch wieder beendet. Für viele Jahre.

Nur einmal hatte sie mit Herbert P. über seinen leiblichen Vater gesprochen. „An meinem 14. Geburtstag war es“, erinnert er sich: „Sie nahm mich beiseite und erzählte weinend von ihrer Nachkriegs Liebe zu einem russischen Offizier namens Nikolai, dem sie als junge Frau – sie war Magd auf einem Bauernhof – beim Dorftanz begegnet war.“

Das Foto von sich selbst, das dieser Nikolai der Mutter an seinem Abschiedstag gegeben hatte, bekam Herbert P. quasi als

Die Berliner Renate W. ließ nach dem Tod ihrer Mutter Jahre verstreichen, bevor sie sich auf die Suche machte. Anfang des Jahres schrieb sie an ein russisches Militärarchiv, um nach dem einst im Nachkriegs-Berlin stationierten Rotarmisten fahnden zu lassen, der ihr Vater war.

Er war Offizier, hieß Kostan und diente in Karlshorst, dem einstigen Hauptquartier der sowjetischen Militäradministration. Renate W. kennt ihren Vater nur von einem schwarzweißen Erinnerungsfoto aus dem Jahr 1946. Aber sie ließ den Archivar in Moskau wissen, Kostan habe ausgezeichnet Deutsch gesprochen und „nicht wie ein Soldat ausgesehen“. Er kam wohl immer in Zivil in jene enge Weddinger Wohnung, in der die Großmutter mit ihren zwei erwachsenen Töchtern – Renate W.s Mutter und Tante – wohnte. Damals hätten ihn alle Besucher „für ein Familienmitglied gehalten“. Und fast immer brachte er etwas zu essen mit.

gern nicht verwandt seien und folglich niemand etwas zahlen müsse.

Noch härter konnte es jene Frauen und Mädchen treffen, die wegen einer Liebesbeziehung zu Rotarmisten gar der Spionage oder der „Anstifterei zur Fahnenflucht“ beschuldigt wurden, wie Annemarie Krause 1948. Sie hatte sich im Dorf Thum im Erzgebirge in Maxim, einen 21-jährigen hochgewachsenen Unteroffizier aus Moldawien, verliebt. Die damals 16-jährige Annemarie – ohne Vater aufgewachsen – lebte in einem Haushalt mit Mutter und Großmutter. Die beiden akzeptierten das Verhältnis, selbst als Annemarie schwanger wurde. Am 6. Oktober 1947 wurde die Tochter Verena geboren.

Maxim war begeistert von seinem Baby und wollte in Deutschland bleiben. Am Tag nach der Geburt ging er zu seinem Kommandanten und bat um die Entlassung. „In Deutschland bleiben? Das gibt es nicht!“, soll der ihn angebrüllt haben. Maxim erhielt Ausgangssperre, wurde schärfer beobachtet und fing deshalb an, die Flucht in den Westen zu planen – mit verheerenden Folgen für seine neue Familie.

Annemarie Krause ist heute 76, und sie hat noch immer das Bild jenes sonnigen Septembertags 1948 vor Augen, als sie vom Einkaufen nach Hause kam. In der Hauptstraße des Dorfs wimmelte es von sowjetischen Soldaten. Als Annemarie in ihre Straße einbog, musste sie ein dichtes Spalier bewaffneter Uniformierter passieren. Die Posten standen auch im Vorgarten ihres Hauses. Weiter kam sie nicht.

Die Soldaten hatten schon ihre Mutter und eine Tante verhaftet. Annemaries Baby Verena hatte ein Soldat einer Nachbarin in die Arme gedrückt. Tage später wurde Annemarie Krause von einem Militärgericht „im Namen der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“ zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt. Sie kam in das Bautzener Gefangenlager „Gelbes Elend“, dann nach Sachsenhausen, schließlich ins berühmte Frauengefängnis Hoheneck. Um ihr „Russenbaby“, den Grund für all den Terror, kümmerte sich ihre Mutter.

Erst 1954, nach einem Hungerstreik im Gefängnis, wurde Annemarie – mit anderen inhaftierten Frauen – amnestiert. Zurück in Thum, hörte sie das Gerücht, ihre große Liebe Maxim sei erschossen worden.

Neben echten Liebesbeziehungen entstanden während der Besetzung auch häufig Zweck-Arrangements. Maria Schubert etwa, deren Ehemann Gerhard in Gefangenschaft festsaß, hatte eine Liebschaft mit einem russischen Offizier, der ihrer Familie half. Doch die Schlesierin aus Friedrichswartha musste bald ihre Heimat für immer verlassen und floh – hochschwanger – nach Westfalen.

Dann kehrte ihr deutscher Mann aus Russland zurück, drohte mit Scheidung. Und auch die Familie wollte von dem Kind



BARBARA STELZ-MARX

Such-Show im russischen Fernsehen: Aus dem Flugzeug auf die Bühne

Geburtstagsgeschenk. „Meiner lieben Rosa – zur Erinnerung an unsere Freundschaft“ steht in kyrillischen Schriftzeichen auf dem Foto. Genau neun Monate nachdem der Soldat ihr das Bild geschenkt hatte, gebar die Mutter damals ihren Sohn Herbert.

Nach dem Tod seiner Mutter vor drei Jahren wandte sich Herbert P. an das Grazer Institut für Kriegsfolgen-Forschung, um nun Hilfe bei der Spurensuche zu bekommen. Forscherin Stelzl-Marx übergab im Juni der Redaktion der russischen Fernsehsendung „Schdi menja – schdu tebja“ („Warte auf mich, ich erwarte dich“) die Videokassette von Herbert P., die dann vor etwa zwei Wochen ausgestrahlt wurde. Russische Senioren lieben diese Sendung. Einer von ihnen könnte vielleicht etwas wissen.

Doch im Dezember 1946 verschwand Kostan. Im Juni 1947 wurde Renate W. geboren, seine Tochter. „Es muss eine große Liebe gewesen sein“, sagt sie heute, „eine, die vielleicht für immer gehalten hätte.“ Doch eine Heirat wäre damals unmöglich gewesen: Nach einem Erlass von Ende 1946 waren Eheschließungen zwischen Sowjetbürgern und Ausländern grundsätzlich verboten, so galt es bis 1953. Illegale Ehen wurden als Landesverrat an der Sowjetunion gewertet und hart bestraft.

Die Geliebten und Kinder erfuhren in der Regel nicht, was aus den Männern wurde. Auf Alimente aus der Sowjetunion bestand kein Anspruch. Schon 1944 hatte Moskau da vorgebaut: Ein Erlass regelte, dass uneheliche Kinder mit ihren Erzeu-

eines Russen nichts wissen. Da log die Frau schließlich bei Gericht, sie sei vergewaltigt worden, kenne den Vater nicht. Im Juli 1946 brachte sie ihren Sohn Jürgen zur Welt. Von Mutter und Stiefvater verstoßen, landete er sofort in einem Säuglingsheim.

Erst im Alter von 16 Jahren erfuhr Jürgen Schubert, wo seine Mutter mit ihrem Mann wohnte. Er schrieb ihr sofort einen Brief, doch die Frau reagierte kühl und ablehnend. Umso wichtiger war ihm die Suche nach dem Vater, er fand aber nur wenig über ihn heraus. Eine ehemalige Nachbarin seiner Mutter erzählte ihm schließlich, was sich damals wirklich zgetragen hatte. Doch die Familie mag die wahre Geschichte nicht hören, die sich hinter der angeblichen Vergewaltigung verbarg. Sie meidet das „Russenkind“, das längst ein Mann ist.

Für Annemarie Krause und ihre Tochter Verena ging nach dem Ende der DDR der Kampf um die Wahrheit über die große Liebe der Mutter erst richtig los. Sie hatten nie dem Gerücht geglaubt, der Soldat Maxim, Verenas Vater, sei damals erschossen worden. Nach Jahren vergeblicher Suche fahndete schließlich das russische Fernsehen nach ihm und lud die beiden Frauen nach Moskau ein.

Kaum waren die Deutschen mit dem Flugzeug gelandet, saßen sie auch schon auf der Bühne einer Fernsehshow. Hinter der Tochter lief auf einer Leinwand ein Film, in dem erst Jugendbilder ihrer Mutter und Verenas Babyfotos zu sehen waren. Dann ein altes Schwarzweißfoto eines sowjetischen Soldaten. Und dann ein Grab.

Zwar sprach der Kommentator russisch, aber Verena begriff sofort – und sie begann zu weinen. Als schließlich elf Halbgeschwister, von den Fernsehleuten aufgetrieben, auf der Bühne erschienen, war sie „wie benommen“.

Von ihnen erfuhr sie später, was nach ihrer Geburt passiert war: Die Militärs hatten ihren Vater Maxim nicht hingerichtet, sie hatten ihn zurück in die Sowjetunion geschickt, wo er eine Familie gründete. Aber als Maxim später nach seiner Tochter suchen wollte, verlor er seine Arbeit. Er galt lange als Abweichler – bis er starb.

Ein Jahr nach dem Abend in Moskau stand Verena am Grab ihres Vaters – auf einem abgelegenen Hügel bei dem moldawischen Dorf, das Maxim mit 14 Jahren verlassen musste, um in den Krieg gegen Deutschland zu ziehen.

Auf dem Grabstein las sie „Milik Maxim 1925–1990“. Die anderen Besucher des Friedhofs hatten sich – nach Landessitte – mit Tischen, Stühlen und Speisen neben den Gräbern ihrer Angehörigen niedergelassen.

Verena Krause hatte nichts dabei. Aber die Einheimischen luden sie ein. Jemand drückte ihr ein Glas Sekt in die Hand. Und dann sagte sie leise: „Prost, Maxim“.

IRINA REPKE, PETER WENSIERSKI



NIBOR / ACTION PRESS

ENTFÜHRUNGEN

# „Bauchschüsse sind qualvoll“

Der hannoversche Rechtsmediziner Hans Dieter Tröger über die Obduktion der in Afghanistan ermordeten Geisel Rüdiger D.

Mitte Juli war der Bauingenieur Rüdiger D. zusammen mit einem Kollegen entführt worden. Das Kölner Institut für Rechtsmedizin legte nun einen Obduktionsbericht vor, der den grausamen Tod der Geisel rekonstruiert. Tröger, 66, Direktor der Rechtsmedizin an der Medizinischen Hochschule Hannover, untersuchte im März einen ähnlichen Fall: den Leichnam eines in Afghanistan ermordeten Mitarbeiters der Welthungerhilfe.



Tröger

RAINER SURREY / HAZ



Rüdiger D.

CRIMESPOT

**Tröger:** Eine Person mit Vorerkrankungen neigt natürlich eher zu einer Herzschwäche als ein gesunder Mensch. Das Opfer war Diabetiker. Solche Leute leiden häufig ohnehin an Gefäßschäden.

**SPIEGEL:** Laut Obduktionsbericht war nicht der Kreislaufkollaps tödlich, sondern zwei von insgesamt sechs auf das Opfer abgefeuerten Kugeln. Wie lässt sich das so genau bestimmen?

**Tröger:** Geklärt werden muss, ob die Schussverletzungen zu Lebzeiten entstanden sind. Bei der Ob-

duktion einer frischen Leiche kann ich das mit bloßem Auge sehen, weil die Schussverletzungen dann deutlich unterblutet sind. In diesem Fall, wo die Leiche erst nach Tagen untersucht werden konnte, sind wahrscheinlich bereits Fäulniserscheinungen eingetreten. Deshalb mussten die Kölner Kollegen die Umgebung der Schusskanäle feingeweblich untersuchen.

**SPIEGEL:** Und daran kann man dann erkennen, ob die Person noch lebte?

**Tröger:** Ja. Der Mediziner fahndet nach sogenannten vitalen Parametern. Denn es bilden sich Verletzungs- und Wundenzyme, oder man erkennt, dass Blutkörperchen in die Wunde eindringen. Das sind Vitalitätszeichen, die man unter dem Mikroskop nachweisen kann. Die Kollegen haben vermutlich gesehen, dass zwei Schüsse diese Vitalitätszeichen aufweisen und die anderen nicht. Also war die Person bei denen bereits tot.

**SPIEGEL:** Wird auch der Schussverlauf im Körper selbst untersucht?

**Tröger:** Ja. In diesem Fall gab es sechs Schüsse. Ich muss also überprüfen, welche Eintritts- und Austrittswunden zusammen-

**SPIEGEL:** Herr Tröger, das Entführungsoffer Rüdiger D. hat laut Obduktionsbericht durch die Strapazen der Entführung einen Kreislaufkollaps erlitten. Was genau besagt das?

**Tröger:** Dass der Kreislauf zusammengebrochen ist. Wenn der Kollaps tödlich ist, liegt ein Herzversagen vor. Das aber war hier offenkundig nicht der Fall.

**SPIEGEL:** Bedeutet dies, dass das Opfer einen Herzinfarkt erlitten hat?

**Tröger:** Nicht unbedingt, es kann sich auch um eine Herzrhythmusstörung gehandelt haben. In diesem konkreten Fall ist auch ein Hitzschlag denkbar.

**SPIEGEL:** Woran kann man denn erkennen, was genau passiert ist?

**Tröger:** Einen Herzinfarkt kann ich bei der Obduktion direkt anhand eines verstopften Herzkranzgefäßes nachweisen, eine Rhythmusstörung hingegen nicht. Dass es aber einen Schwächeanfall gegeben hat, lässt sich anhand bestimmter Enzyme erkennen, die charakteristisch für vitale Prozesse sind.

**SPIEGEL:** Hätte ein solcher Kollaps unter diesen Umständen jeden ereilen können?

## Leiche in der Gerichtsmedizin

„Fäulnis erschwert die Rekonstruktion“

gehören. Das ist sehr schwierig und braucht Zeit.

**SPIEGEL:** Nach Auskunft des Außenministers Frank-Walter Steinmeier hat das Opfer ein großes Martyrium durchgemacht. Sind genauere Erkenntnisse über den Leidensweg überhaupt möglich?

**Tröger:** Wenn man annimmt, dass nur der Darm oder der Magen durchschossen wurde, dann kann man davon ausgehen, dass das Opfer langsam verblutet ist. Bauchschüsse sind sehr schmerzhaft und bedeuten einen qualvollen Tod.

**SPIEGEL:** Kann es sein, dass das Opfer die Qual weniger stark wahrgenommen hat, weil es nach dem Kreislaufkollaps bewusstlos war?

**Tröger:** Ob der Mann bewusstlos war oder nicht, kann der Obduzent nicht feststellen.

**SPIEGEL:** Wie genau kann der Obduzierende denn anhand der Ergebnisse einen solchen Fall überhaupt rekonstruieren?

**Tröger:** Es kommt auf den Zustand des Toten an. Wir haben in Hannover eines der letzten zivilen Opfer aus Afghanistan obduziert. Dieser Leichnam war schon sehr stark von Fäulnis verändert. Das erschwert die Rekonstruktion, weil sowohl die inneren Organe als auch die Schusskanäle bereits begonnen hatten zu zerfließen.

**SPIEGEL:** Ab wann ist eine Rekonstruktion aufgrund des Fäulnisprozesses nicht mehr möglich?

**Tröger:** Wenn der Körper weitestgehend zerfließt, lassen sich Verletzungen der Weichteile, wie etwa bei einem Bauchschuss, kaum noch aufklären. Aber das geschieht erst nach Wochen. Dann kann man sichere Aussagen nur treffen, wenn auch Knochen verletzt wurden, etwa bei einem Schädelschuss.

**SPIEGEL:** Wie lange dauert so eine Obduktion?

**Tröger:** Bei so einem schwierigen Fall kann die Obduktion selbst drei bis vier Stunden dauern. Dann wird Gewebe entnommen, das in Formalin fixiert werden muss. Das dauert noch einmal mindestens 12 bis 24 Stunden. Außerdem werden histologische Schnittpräparate angefertigt, die wiederum angefärbt werden müssen, so was braucht Tage.

**SPIEGEL:** Wie erträgt man die ohnehin schwierige Auseinandersetzung mit einem Leichnam, wenn man dazu weiß, welches grausame Schicksal dahintersteckt?

**Tröger:** Das entscheidet man, wenn man diesen Beruf ergreift. In jungen Jahren ist es sicher schwieriger. Wenn man es schon lange macht, weniger. Es rückt dann immer mehr die Klärung des Falls in den Vordergrund und nicht das persönliche Schicksal des Opfers. Das kann ich ausblenden, solange es nicht um heimtückischen Kindesmord oder Kindesmisshandlung geht.

INTERVIEW: FRANK THADEUSZ



**Spielzeugproduktion (in Shenzhen bei Hongkong):** Viele Käufer haben wenig Freude an den Produkten aus China

VERBRAUCHER

## Gefahrgut aus Fernost

Weichmacher in Würzsoßen, Schwermetalle auf Kinderspielzeug – China beliefert den EU-Markt mit teilweise gesundheitsgefährdenden Produkten. Die Politik ist dagegen weitgehend machtlos.

Es war ihre erste große Auslandsreise, und was EU-Verbraucherschutz-Kommissarin Meglena Kuneva in China zu sehen bekam, war durchaus erfreulich. Die Frau aus Brüssel wurde durch Fabriken geführt, in denen fröhliche Näherinnen niedliche Kuschelbären für europäische Kinder fertigten. In Labors zeigten weißbeschrützte Wissenschaftler, wie genau China darauf achtet, dass nur sichere Waren das Land verlassen. Ein schönes Bild – nur trauen wollte Kuneva ihm nicht so recht.

Denn die EU-Gesandte hatte Berichte im Gepäck, die ein ganz anderes China zeigten: ein Land, das Europa mit billigen und gesundheitsgefährdenden Spielzeugen und Lebensmitteln überschwemmt; eine Exportnation, die zwar hohes Interesse am Geld der europäischen Konsumenten hat, aber wenig an deren Bedürfnis nach sicheren Produkten.

Allein die Meldungen der vergangenen Wochen können jedem Verbraucher den Gang ins Kaufhaus vermiesen. Da rief der amerikanische Hersteller Mattel am vergangenen Donnerstag 1,5 Millionen Spielzeuge zurück, weil sie in China mit bleidurchsetzter Farbe bemalt worden waren; Teile davon gelangten auch in Deutschland

ins Verkaufsregal. Da wurden Wachsmalstifte für Kinder gefunden, deren Schwermetallgehalt 17-mal über dem zulässigen Höchstwert liegt. Da tauchten Spielzeugtelefone auf, deren Lautstärke sich so weit aufdrehen lässt, dass Kinder Hörschäden davontragen können. Inzwischen kommt jedes zweite von der EU beanstandete Verbrauchsprodukt aus China, allein in diesem Jahr wurden die Kontrolleure über 300-mal fündig.

China wird wohl im nächsten Jahr zur größten Exportnation der Erde aufsteigen, doch viele Käufer haben wenig Freude an den Produkten aus dem Land. Erst vor ein paar Wochen musste ein Tübinger Elektronikhändler eine Fernbedienung aus China aus seinem Sortiment nehmen, weil das Gerät beim Ladetest Feuer fing.

Auch Lebensmittel aus Fernost können für Supermarktkunden gefährlich werden. So hat die Stiftung Warentest vor kurzem 25 asiatische Würzsoßen genauer untersucht, das Ergebnis war ernüchternd: allein fünf Soßen aus China waren mit Weichmachern durchsetzt, die Krebs auslösen und das Erbgut schädigen können.

Das Problem ist so groß geworden, dass die Politik es nicht mehr ignorieren kann.

Die EU ist der wichtigste Handelspartner für China, allein nach Deutschland wurden 2006 Waren im Wert von 48,8 Milliarden Euro verkauft. In den USA, dem zweitgrößten Markt für chinesische Produkte, ist die Ramschware aus Asien längst ein Thema für die Titelseiten.

Erst vor wenigen Wochen musste ein amerikanischer Lebensmittelhersteller den Gemüsesnack Veggie booty wegen des Verdachts auf salmonellenverseuchte Zutaten vom Markt nehmen; zuvor waren über 50 Kinder erkrankt. Im Frühjahr erwischte es Tausende Haustiere, weil das Futter der chinesischen Firma Binzhou Futian Biology Technology mit dem Giftstoff Melamin durchsetzt worden war, um einen höheren Eiweißgehalt vorzutäuschen.

Bislang hat die Führung in Peking versucht, der Kritik aus dem Ausland mit einer Mischung aus Ignoranz und harten Strafen zu begegnen. So schmetteten die Behörden amerikanische Beschwerden über chemieverseuchte Zahnpasta als „unwissenschaftlich“ ab. Kurz darauf wurde der frühere Chef der chinesischen Arznei- und Lebensmittelaufsicht, Zheng Xiaoyu, wegen Korruption hingerichtet.

Verbraucherkommissarin Kuneva will jetzt dafür sorgen, dass die chinesische Regierung die Firmen im Land auf strengere Sicherheitsstandards verpflichtet. Dazu wurde Peking bereits 2006 Zugriff auf das europäische Schnellwarnsystem für gefährliche Produkte gewährt. Der chinesische Minister für Produktsicherheit Li Changjiang hat zugesagt, bis Oktober einen detaillierten Bericht vorzulegen, wie seine Regierung das Problem in den Griff bekommen will.

Sollte der Bericht nicht zufriedenstellend ausfallen, wird Kommissionspräsident José Manuel Barroso das Thema voraussichtlich bei seinem China-Besuch im November gegenüber Premier Wen Jiabao selbst ansprechen. „Ich benutze nicht gern das Wort Sanktionen“, droht Verbraucherkommissarin Kuneva, „aber Europa wird nicht zögern, sie zu verhängen, falls es notwendig sein wird.“

Auch den Berliner Verbraucherminister Horst Seehofer haben die Berichte über die chinesische Risikoware inzwischen aufgeschreckt. China müsse „unsere hohen Standards einhalten“, sagt er. In einem sechseitigen Vermerk seines Hauses heißt es, dass im EU-weiten Warnsystem für Lebensmittel allein in diesem Jahr 23 Meldungen wegen verseuchter Ware aus China eingegangen sind – mehr als doppelt so viel wie im gesamten Jahr 2006. Selbst der Bundesnachrichtendienst hat sich mittlerweile des Problems angenommen. Der Geheimdienst hat dem Verbraucherschutzministerium mitgeteilt, dass inzwischen 60 Prozent aller Arzneimittel-Plagiate auf dem europäischen Markt aus China stammen.

Es dürfte allerdings recht schwierig sein, Sanktionen gegen China durchzusetzen, denn das Land ist für die Bundesrepublik ein wichtiger Abnehmer von Exportgütern. Allein die deutschen Maschinenbauer lieferten 2006 Waren für 7,5 Milliarden Euro, insgesamt setzten deutsche Firmen 27,5 Milliarden Euro mit Lieferungen nach China um.

Wie empfindlich die Chinesen auf Druck von außen reagieren, durften gerade die USA erfahren. Sie verhängten vor kurzem ein Importverbot für einige Fischarten, und der amerikanische Handelsminister Carlos Gutierrez forderte von der Regierung in Peking strengere Kontrollen ihrer Exportwaren. Die kommunistischen Machthaber reagierten prompt – und erließen ein Importverbot für amerikanisches Schweine- und Hühnerfleisch, angeblich wegen verbotener Futtermittelzusätze.

Bundesverbraucherminister Seehofer setzt deshalb zunächst darauf, dass China selbst für Qualität in der Produktion sorgt. Bis dahin, so seine Hoffnung, werden Kontrollen der Behörden in Europa dafür sorgen, dass bei den Verbrauchern nicht allzu oft schwermetallbelastete Spielzeuge im Einkaufskorb landen. Das Kontrollsystem habe sich bewährt, sagt der Minister.

Das ist zumindest ein gewagtes Urteil. So hat das niedersächsische Landesamt für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit im vergangenen Jahr 1500 importierte Bedarfsgegenstände auf gefährliche Stoffe untersucht, aber gerade einmal 25 davon kamen aus China. „Das Land stand nicht im Zentrum des Interesses“, räumt

krebsfleisch aus China. Es war, wie schon bei früheren Fällen, mit dem streng verbotenen Antibiotikum Chloramphenicol verseucht. Die Ware, stammte aus einem Zentrallager der Kette in Nordrhein-Westfalen. Sie alarmierten die dortige Behörde, die Beamten vor Ort unternahmen jedoch wenig, sie fühlten sich nicht zuständig. Das Fleisch war über die Niederlande eingeführt und dort auch verarbeitet worden.

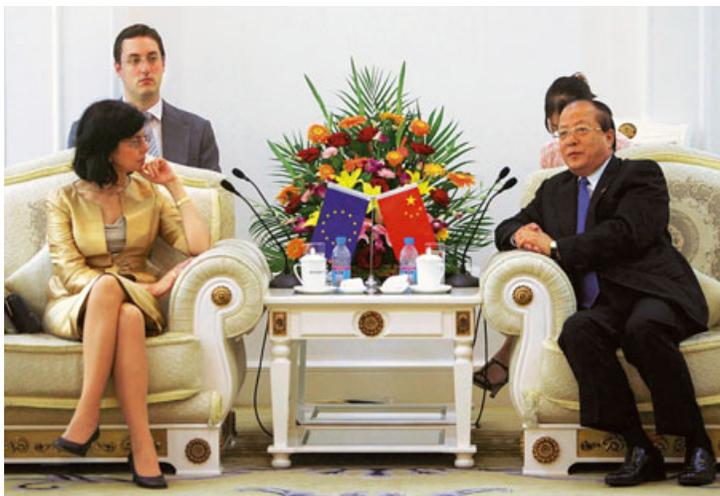
„Es kann nicht sein, dass der Föderalismus in Deutschland wirksame Kontrollen verhindert“, sagt Sylvia Maurer vom Bundesverband der Verbraucherzentralen – mal abgesehen davon, dass offenbar auch beim Nachbarn Niederlande die Vorschriften nur lax befolgt werden. Die Richtlinien dafür, was in den EU-Binnenmarkt hineindarf und was nicht, bestimmt zwar Brüssel; die Untersuchungen übernehmen in Deutschland aber die Bundesländer – und die arbeiten mal besser und mal schlechter. Ein Zustand, den die EU-Kommission schon in mehreren internen Berichten aufgespießt hat: Es existiere leider „kein für alle Länder harmonisierter Ansatz im Hinblick auf die amtlichen Kontrollen“.

So hängt es vom Eifer der örtlichen Behörden ab, ob die Bürger einigermaßen wirksam vor Gift aus China geschützt werden. Die Lebensmittelkontrolleure in Baden-Württemberg fanden bei einer Routineüberprüfung in spanischen

Paprika das in Europa verbotene Pflanzenschutzmittel Isofenphosmethyl und kamen im Zuge ihrer Recherchen darauf, dass das Gift mit großer Wahrscheinlichkeit in Mineralwasserflaschen von China nach Europa geschmuggelt wurde – um eine Insektenplage in der andalusischen Gemüseanbauregion Almería billig zu bekämpfen.

Manchmal macht es die EU den chinesischen Billigerstellern sogar leicht, ihr Gefahrgut an den europäischen Verbraucher zu bringen. So denken viele Bürger, die CE-Kennzeichnung der Europäischen Union werde nur auf amtlich geprüfte Produkte gedruckt. In Wahrheit kann dies jeder Hersteller selbständig auf Toaster oder Kinder-Schwimmflügel schreiben, wenn er der Meinung ist, alle EU-Richtlinien würden eingehalten. Das ist eine offene Einladung zum Betrug: „Das CE-Emblem“, sagt Verbraucherschützerin Maurer, „wird von chinesischen Unternehmen hemmungslos missbraucht.“

MICHAEL FRÖHLINGSDORF,  
RENÉ PFISTER



EU-Kommissarin Kuneva\*: Auf strenge Standards verpflichtet



Zurückgezogene Spielwaren: Bleidurchsetzte Farben

eine Sprecherin ein. Doch auch wenn die Behörden einen Problemfall erkannt haben, zieht das nicht eine lückenlose Inspektion nach sich. Vor einigen Jahren sind vermehrt Erdnüsse aufgetaucht, die mit dem Schimmelpilzgift Aflatoxin belastet waren, eine Substanz, die Krebs auslösen kann. Kurzzeitig wurden die Kontrollen intensiviert, jetzt wird wieder nur jede zehnte Ladung aus China untersucht. „Die Lebensmittelkontrolleure sind nicht die Vorkoster der Nation“, sagt Manfred Edelhäuser, Leiter des Referats Lebensmittelsicherheit im baden-württembergischen Landwirtschaftsministerium.

Selbst wenn deutsche Testlabors auf gefährliche Stoffe stoßen, verhindert manches Mal föderale Kleinstaaterei ein effektives Vorgehen. Im vergangenen Sommer prüften Kontrolleure der Stadt Wolfsburg in einem Supermarkt verdächtiges Fluss-

\* In Peking am 23. Juli mit dem chinesischen Minister Li Changjiang.

## DIE RETTER DER WELT (III)

CO<sub>2</sub>, Dürre, Hunger: Manager und Milliardäre mühen sich um die Sanierung der Erde, auch Wissenschaftler und Kleinunternehmer kämpfen gegen die großen Plagen der Menschheit. Im dritten Teil der Serie geht es um Wassermangel und die Folgen für Städte und Bauern – und den Versuch Australiens, mit dem Klimawandel zurechtzukommen.



BARRY LEWIS / CORBIS

Dürre in Westaustralien: „Wir werden Migration erleben, Konflikte, vielleicht Wasserkriege“

WASSERMANGEL

# Auf dem Narrenschiff

Seen und Flüsse verschwinden – ein Rohstoff wird knapp, der für die meisten Menschen selbstverständlich ist. Seit sie begreifen, dass ihr Kontinent in Gefahr ist, suchen die Australier nach Lösungen: Wie können wir mit immer weniger Wasser leben? *Von Klaus Brinkbäumer*

Was vor sich geht in Australien und was es bedeutet, das erzählt Cheryl Rix ihren Töchtern auf dem Fluss. Cheryl Rix zeigt auf die Algen im stehenden Gewässer: „Die sind auch neu“, sagt sie. Sie zeigt auf das Ufer, acht, neun Meter hoch aufsteigende trockene Wände: „Bis dorthin“, sagt sie, „reichte das Wasser früher.“

Cheryl Rix hat schulterlange braune Haare, sie trägt ein blaues Polohemd mit gelben Streifen, sie hat die Grippe, es ist Winter im Juli in Australien. Cheryl steht mit den Töchtern auf ihrer Fähre, die sie sich aus Brettern und Kanistern gebaut hat,

um den Darling überqueren zu können; vom anderen Ufer aus ist der Schulweg für die Mädchen kürzer. Die Fähre ist so etwas wie ein Wasserfahrrad: Mit der Hand bewegt Cheryl das Zahnrad, das die Kette in Gang setzt, die die beiden Räder bewegt, die über den Draht rollen. Der Draht ist von Ufer zu Ufer gespannt.

„Es ist nicht mehr die Frage, ob wir das hier aufgeben. Die Frage ist: Halten wir noch zwei oder vier oder zehn Jahre durch?“, sagt die Mutter, und Annabelle und Amy klammern sich an ihre Beine. „Millionen haben wir in unsere Farm gesteckt“, sagt die Mutter dann, „und wenn

es vorbei ist, werden wir nicht mal mehr einen Käufer finden. Wir hätten in Immobilien in der Stadt investieren sollen.“

Die Farm der Familie Rix liegt in einer Biegung des Darling, ein australisches Bullerbü und ein Abenteuer sollte es sein: Leben am Fluss. Die Farm ist hübsch gestrichen, altes Ackergerät ziert die Blumenbeete. Familie Rix sammelt Wasser in Tanks, Familie Rix bohrt nach Wasser, und Computer zeigen an, welche Frucht mit wie vielen Tropfen zu bewässern ist. Mehr können sie nicht tun, es reicht nicht.

Orangen und Wein wachsen hier draußen, noch, der Darling trocknet aus. Und

mit dem Fluss wird eine Lebensweise sterben, eine Kultur, ein Stück australischer Landwirtschaft, und sterben werden Tiere, Pflanzen, Menschen, vielleicht Städte, vielleicht, irgendwann, der ganze Kontinent, denn das Murray-Darling-Becken ernährt Australien. Was das also bedeutet, was hier vor sich geht, das hat vor ein paar Tagen Tim Flannery erläutert, in der Bar des Covent-Garden-Hotels in London.

Tim Flannery wurde zum Australier des Jahres ernannt. Er ist Professor für Zoologie, Entdecker von über 30 Arten, ein Mann mit hoher Stirn und Vollbart. Keinen Schluck Wasser trank er an jenem Abend in London, nur Wein; Tim Flannery hat die Bibel der Klimaforscher geschrieben, „Wir Wettermacher“.

Er sagte: „Die Krise, die definitiv da ist, ist die Krise, die Computermodelle für die zweite Hälfte des 21. Jahrhunderts vorausgesagt hatten. Es kam so viel schneller, als wir alle gedacht hatten. Es ist deprimierend, es ist furchtbar. Wohin das führen kann, ist dies: Die Industrie, die so durstig ist, wird zuerst eingehen. Dann die Landwirtschaft. Alle zehn Jahre, wenn es mal regnet, können wir vielleicht Baumwolle und Reis anbauen, aber nur dann. Adelaide wird die erste Stadt sein, der das Wasser ausgeht, 1,1 Millionen Menschen. Wir werden Migration erleben, Konflikte, vielleicht Wasserkriege. Das alles gab es noch nicht, kein Mensch kann es sich vorstellen. Ich weiß, ich klinge wie ein verdammter Prophet. Der Premierminister sagt, wir sollten für Regen beten, ich hoffe, es wirkt.

Wir sind ein Schiff voller Narren.“ „A ship of fools“, sagte Tim Flannery.

Wasser war immer da. Nicht überall auf der Welt, doch an den meisten Orten, und wo es Wasser gab, siedelten Menschen. In Europa nahmen sie den Strömen die Sumpfbereiche, in Australien stauen sie die Flüsse, zapfen sie an, bewässern den Kontinent und betreiben eine Landwirtschaft, als wär's Irland oder England, von wo einst die Vorfahren kamen. „150 Jahre eher feuchten Klimata haben uns Australier in die Irre geführt“, sagt Tim Flannery, „und jetzt sind wir schockstarr. Stellt euch vor, es ginge um den Rhein und die Donau.“

Oder um den Mekong, den Ganges? In China und Indien warnen Forscher vor einem Ende des Aufschwungs, der Grund ist die Dürre: Riesige Flächen sind versalzen, Flüsse sterben. Spanien fürchtet, Europas erster Wüstenstaat zu werden. Der Tschadsee ist riesig auf Landkarten, in Wirklichkeit in 50 Jahren um 95 Prozent geschrumpft. Der Jordan erreicht das Tote Meer selten, Israel leitet Wasser ab, weshalb Jordanier und Palästinenser das Grundwasser anzapfen, was dem Jordan den Nachschub nimmt. Der Rio Grande ist an der Grenze zu Mexiko ein Rinnsal.

Im Essex House in New York trafen sich kürzlich Wasserexperten und Bürgermeister der größten Städte der Welt. „Hundert Millionen von Menschen werden vor gewaltigen Problemen stehen, wir werden riesige Mengen Energie verbrauchen, um die Versorgung mit Wasser zu sichern“, warnte Shintaro Ishihara aus

Tokio. „Die Infrastruktur der Städte ist brüchig“, berichtete Clover Moore aus Sydney, „es gibt so viele Lecks in alten Rohren.“

„Jede Stadt, jedes Land könnte mindestens 15 Prozent Wasser sparen“, sagt Jamal Saghir, Wassermann der Weltbank in Washington, „dahin müssen wir kommen. Klimawandel heißt, dass wir extremes Wetter haben werden, also stärkere Fluten und grausamere Dürren. Wir müssen uns rüsten. Wir müssen Wasser wiederverwerten, Regenwälder schützen, Meerwasser entsalzen. Die Herausforderung liegt im reinen Überleben.“

Wasser ist der Rohstoff, der sich selbst nachfüllt, Wasser ist billig, wer dachte schon groß über Wasser nach? Jetzt wird die Erde wärmer, und die Menschheit wächst, und das Wasser wird knapp, es ist längst knapp. Im Südosten Australiens sind die Regenfälle in den letzten 50 Jahren um 20 Prozent zurückgegangen. Und weil der Erdboden so erhitzt ist, sind die Pflanzen gestresst, und darum wird das Wasser sofort aufgesaugt, oder es verdunstet; in den beiden Schlagadern des Landes, dem Murray und dem Darling, fließen 70 Prozent weniger Wasser als vor 50 Jahren. Wenn es noch fließt. Man kann, was da vor sich geht, vielleicht am besten verstehen, wenn man in die Großstädte Australiens reist und weiter, dem Lauf des Darlings nach.

Wer durch Sydney, Brisbane oder Adelaide fährt, sieht braune Gärten. Wassertanks. Springbrunnen sprudeln nicht. Die Autos wäscht nur der Regen – wenn es



Unternehmer Murdoch, Sohn Jethro: Meerwasserentsalzung mit Windkraft als Modell der Zukunft

denn regnet. Die Zeitungen berichten vom Handel mit Wasser, dem Ende der Familienfarmen, und so, wie amerikanische Blätter jeden Morgen die „Names of the Dead“ vermelden, die Toten im Irak, vermerken sie in Australien, zu wie viel Prozent die Stauseen noch gefüllt sind. Es sind 20 Prozent hier und dort 25, selten noch 30.

Und Adelaide hat Reserven für 30 Tage, und der Grundwasserspiegel fällt. Adelaide hängt vom Murray ab; wenn das Wasser irgendwann weg ist, bleiben der Stadt 30 Tage. Und dann?

Es sind die Jahre vergangen, in denen die Australier mit Humor über den Wandel sprachen. Melbourne feierte die 78-jährige Val Yourne, die mit 22 Litern Wasser pro Tag auskommt. Sydney lachte über Tony Watson, der per Leserbrief erklärte, sein Beitrag zum nationalen Wassersparen sei, dass er zusammen mit Lisa Watson dusche.

„Ich will auch mit Mrs Watson duschen“, schrieben andere. „Ich trinke meinen Scotch ohne Wasser“, meinte einer. „Ich will erst mit Mrs Watson duschen und danach einen Scotch ohne Wasser“, schrieb der Nächste. Dann war Lisa Watson schwanger und der Spaß vorbei. Es wurde zu schnell zu trist in Australien. Und richtig trist ist es draußen bei den Bauern.

Australische Bauern tragen ihr Hemd weit offen, so dass man ihr Brusthaar und die Tätowierungen sieht. Sie sagen „station“ zu ihrem Hof und „tomato sauce“ zum Ketchup, weil „farm“ und „ketchup“ zu amerikanisch klingen. Australiens Bauern essen auch ziemlich eigenwillige Hamburger: Hack auf Toast mit Roter Bete, Ananas, Käse und Ei; und sie trinken eine



FOTOS: TASSO TARABOLISI / POLARIS

**Bauer Kiely:** Die Vögel kamen zurück, und die Temperaturen sanken, ein bisschen

Menge Bier dazu, und zum Abschied sagen sie „no worries“, „keine Sorge“, was jedoch längst bloße Floskel ist.

Der Bauer Michael Kiely fährt mit einem weißen Toyota über seine Weiden, nicht weit von Mudgee in New South Wales. Er trägt eine blaue Jogginghose, ein Poloshirt und darüber ein Holzfällerhemd, er hat graue Locken. Kiely fährt Schafe streicheln, manchmal ruft er: „Du hast so schöne Wolle, ich würde dich heiraten, wenn ich ein Schaf wäre!“ Und das Schaf da draußen guckt blöd.

Michael Kiely war Philosophielehrer, dann Werber, dann Journalist, vor zehn Jahren kamen seine Frau Louisa und er

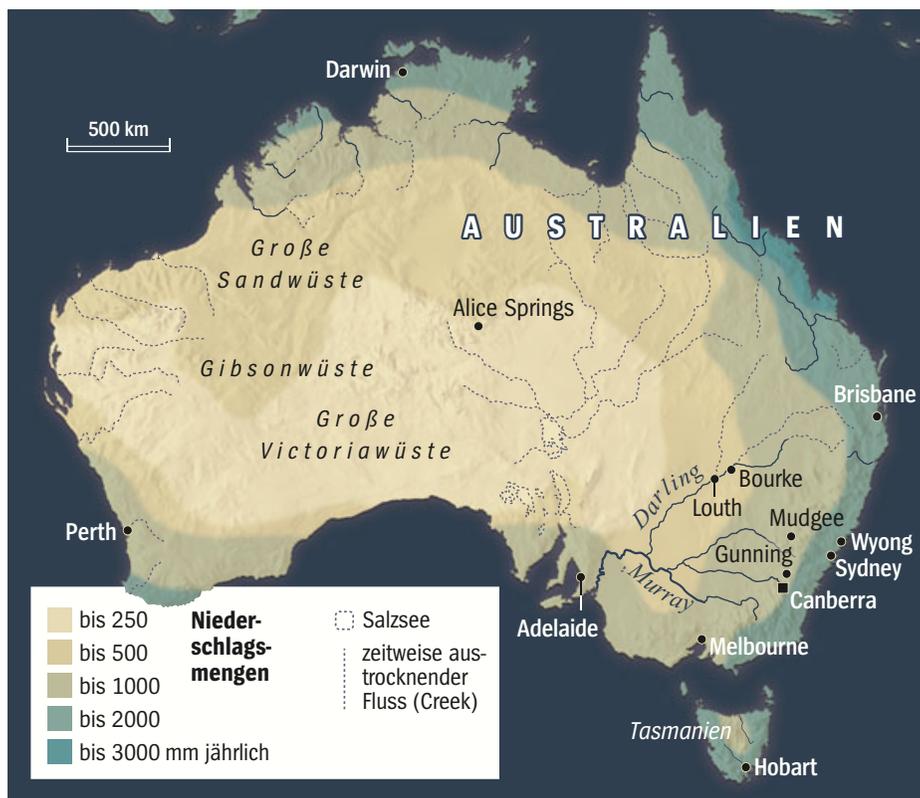
hierher und kauften den Hof namens Uamby. Man kann nicht behaupten, dass es ein guter Zeitpunkt war.

„Zehn trockene Jahre“, sagt Kiely.

Die Kielys lieben ihre Schafe, sie schaffen es nicht mal, sie zu essen. Sie verlieren sie einfach. 4000 waren es, noch sind es 2500, und dass es immerhin 2500 sind, liegt an jenem Abend, an dem die Kielys zusammensaßen und sagten: Wenn ein Bauer nicht 30 Tage vorausplanen kann, sollte er aufgeben. Dann ging Louisa ins Bett, und Michael ging fernsehen, und dabei hörte er einen Werbespruch für das Kinderhilfswerk „World Vision“: „Adopt a smile“. Das war es.

„Adopt a sheep“, das wurde sein Slogan, und es funktionierte. Michael Kiely verfasste ein paar Briefe, bekam ein paar Antworten, der „Daily Telegraph“ schrieb über „Adopt a sheep“, die Fernsehleute fragten, ob sie mit einem Hubschrauber kommen dürften, und als sie landeten, rannten die Schafe weg. „Adopt a sheep“ bedeutet, dass Menschen in der Stadt Geld geben. Die Menschen in der Stadt bekommen dafür ein gutes Gewissen, die Kielys bekamen 80 000 Dollar von 3000 Spendern und konnten ihre Schafe füttern.

Es war eine gute Idee, und sie beweist, welche Kraft das Internet und andere Medien haben, sie beweist, was Solidarität bewirken kann. Die Welt rettet diese Idee vermutlich nicht, das könnte schon eher Kielys zweite Idee schaffen, das „carbon farming“. „Wir brauchen eine nachhaltige Landwirtschaft, und die brauchen wir schnell“, sagt er, er meint: kein CO<sub>2</sub>-Ausstoß mehr, Energie und Wasser sparen, keine Überweidung mehr, keine Brandrodung. „Wir haben hier 2500 Bäume gepflanzt“, sagt er dann, und als der Boden feuchter geworden sei, seien Vögel und alle möglichen anderen Tiere zurückgekommen, und zuletzt seien sogar die Temperaturen gesunken, ein kleines bisschen.





**Farmerin Rix, Tochter Annabelle:** „Wir hätten in der Stadt investieren sollen“

Jeder schafft ein gesundes Mikroklima, und so schaffen wir alle zusammen ein gesundes Makroklima, ist das die Rettung der Welt? Michael ist jetzt zurück in seinem Haus, sitzt auf dem Sofa und holt die Gitarre raus. „Burning coal, burning hole – in our future, in our soul“, singt er, es klingt ein wenig schief, aber er hat das Lied selbst geschrieben. „Wer Kohle verbrennt, der brennt Löcher – in unsere Zukunft und unsere Seelen.“ Michael Kiely ist eher eine Ausnahme unter Australiens Bauern.

Die meisten nämlich, die auf so einer Reise anzutreffen sind, beim Bier in den Pubs oder bei der Arbeit auf brüchig hartem Grund, sind recht konservativ. Die sehen zwar, dass ihr Land trocken ist, aber sie glauben, dass das mit dem Klimawandel Spinnerei ist. Sie denken, dass die Städter das Wasser verschwenden. Sie meinen, dass sie ein Recht darauf haben, Baumwolle und Oliven anzubauen, Schafe und Rinder zu züchten, schließlich haben das schon Generationen vor ihnen gemacht.

Dass für einen Liter Milch 3000 Liter Wasser nötig sind, wollen sie nicht wissen.

Dass Australien, trockenster Kontinent der Erde, ein Nettoexporteur von Wasser ist, weil in all den Exportwaren zu viel Wasser steckt, so unfassbar viel „virtuelles Wasser“, wie Fachleute das nennen, auch das wollen diese Farmer nicht glauben.

Dass sie darum irgendwann oder bald oder sofort auf andere Produkte umstellen und sinnvoller bewässern müssen, dass sie endlich vorausdenken und zunächst einmal wahrnehmen sollten, was vorgeht in der Welt und im Land, solche Gedanken sind diesen Bauern vermutlich so vertraut wie Fernreisen oder die Sydney Opera. Andererseits: Es sagt sich leicht. Ist das wirklich so befremdlich, wenn Bauern, die so weit weg sind von Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Medien wie jene im australischen Binnenland, an dem festhalten, was sie immer gemacht haben und davor ihre

Väter und deren Väter? Weil sie es aber tun, sterben Städte wie Louth.

Es ist ja immer so, bei nahezu allen Flüssen der Erde, dass die Menschen am Oberlauf sich nicht weiter darum sorgen, wie es den Menschen am Unterlauf geht. Ein wesentliches Problem bei allen Diskussionen um Wasser ist die Besitzfrage: Wenn es nicht für alle reicht, welche Menschen haben dann ein Recht auf Wasser? Und wem gehört das Wasser des Darling? Der Menschheit, allen Australiern, allen Einwohnern von New South Wales? Den Städten, den Farmen, der Stahlindustrie? Oder allen, die am Fluss wohnen?

Flussaufwärts, oben in Bourke, entnehmen sie dem Darling die Wassermenge, die sie brauchen für ihre Baumwolle. Und was bleibt den Bürgern von Louth?

Es war, bis hierher, auch eine romantische Reise: ein manchmal wüster, meist zarter Fluss, und an seinen Ufern Kängurus, rote Erde, darüber Regenbögen und Sonnenuntergänge. In Louth aber gibt es nur noch Pfützen im Flussbett, und die Boote liegen schief auf gesprungenem Grund, nichts fließt mehr, und heute beerdigen sie den Deutschen, der hier die Brücke baute, nun eine Brücke ohne Fluss.

36 Erwachsene und 8 Kinder leben noch in Louth, lange wird auch die Schule nicht mehr durchhalten. Nur ein Pferderennen haben sie noch, einmal im Jahr, dann wird auch die „Best Dressed Lady“ gewählt. Polizei und Post sind lange weg, die Zeitung, das Buschkrankenhaus und der Laden auch, und von den vier Pubs ist das „Shindy’s“ noch übrig, wo Cath Marett das Bier zapft und die Rote Bete auf die Ananas auf das Hackfleisch legt. „Baumwolle und Schafzucht gab es hier“, erzählt Wirtin Marett, „und den Hafen natürlich, wir waren eine richtige Hafenstadt.“

Mit richtigem Wasser unten im Fluss.

Damals, als 4000 Menschen in Louth lebten, kam auch Willi Boede her, der

Deutsche, geboren 1939 in Breslau, aufgewachsen mit sechs Geschwistern und sieben Kühen, ausgewandert nach Australien. In einer Taucherglocke voller Luft stand Willi 1961 im Darling und legte die Fundamente für die Brücke, und am Ufer stand Sandra, geboren in Louth, und fürchtete um sein Leben.

Willi blieb, er liebte den Fluss, liebte seine Brücke, seine Frau und deren Marmeladentorte und später die beiden Jungs. Aber dann kamen die trockenen Jahre, die Leute gingen, Willi blieb und wurde krank und trank. Und heute sitzen Sandra und die Jungs am Grab und kauen traurig Kaugummi, und die Einwohner von Louth stehen um diesen roten Sarg herum, Männer mit Pferdeschwanz und Bart, und jeder erzählt eine kleine Geschichte von Willi, dem Deutschen, und von der guten Zeit, und am Ende sagen sie, dass es nicht mal mehr regelmäßig Beerdigungen gibt: kein Wasser, keine Landwirtschaft, keine Arbeit, keine Kinder, kein Leben mehr in Louth und daher auch kein Sterben.

So ist der Fluss hier: eine ausgetrocknete Rinne, Mondlandschaft. An manchen Stellen, weiter unten bei Cheryl Rix zum Beispiel, reicht das Wasser im Winter für die selbstgebaute Fähre, im Sommer gehen sie auch dort zu Fuß nach drüben, ohne Brücke. Cheryl und ihr Mann bereiten sich auf das Ende ihrer Farm vor, indem sie längst andere Dinge machen: Er belegt Computerkurse, sie arbeitet als Geschäftsführerin der Western Murray Irrigation Ltd., ausgerechnet.

Dort nämlich ist Cheryl Rix für die Lösung dieses Problems zuständig, und da sie keine Lösungen hat, verwaltet sie das Problem. Es geht darum, wer das wenige Wasser, das zu vergeben ist, bekommt. Und wie viel davon. Und warum. Familie Rix war im vergangenen Jahr selbst in jener Gruppe mit der höchsten Priorität, weil sie vorbildlich bewässert und perfekt anbaut, aber es nützt ja nichts, das Wasser reicht nicht. Und jetzt muss Cheryl auch all den anderen mitteilen, dass das zugesagte Wasser nicht kommt, es ist nicht mal mehr eine Geldfrage, es ist einfach kein Wasser da, aber die Rechnungen muss sie trotzdem schreiben, weil die Leitungen instand gehalten werden müssen.

„Viel Verständnis erwarte ich nicht für diese Rechnungen“, sagt Cheryl Rix.

Nein, Lösungen lassen sich hier im Binnenland nicht finden, nur Menschen, die das Beste aus den Veränderungen machen, und andere, die weitermachen wie immer. Wer Lösungen sucht, die Retter Australiens, muss wohl zurück in die Städte.

Westliche Kulturen verschwenden Wasser, das ist der Kern, das sagt der Münchner Evolutionsbiologe Josef H. Reichholf. „Wer bestes Wasser den Schafen gibt, muss sich eigentlich nicht wundern“; würde unterschieden zwischen Brauch- und Trinkwasser, „könnte Brauchwasser billiger sein,

und es müssten weniger Fernleitungen gebaut werden“. Das amerikanische Streben nach Keimfreiheit „traf sich mit europäischer Gründlichkeit“, so Reichhoff, das führe zu Flüssen, die mit derart vielen Nitraten aus Kläranlagen versetzt sind, dass Tiere keine Nährstoffe mehr finden; und dazu, dass New Yorker Toiletten nur mit sauberstem Trinkwasser gespült werden dürfen.

Bislang reagierten Politiker selten vernünftig, sondern mit neuen Großprojekten auf Wasserknappheit. Was aber funktioniert? In China versagten in 50 Jahren 322 Staudämme; als 1975 der Banqiao-Damm brach, starben 86 000 Menschen und weitere 145 000 durch Epidemien. Libyen gab weit über 30 Milliarden Dollar für einen 3500 Kilometer langen künstlichen Fluss aus, der von einem Grundwasserreservoir in der Sahara in die Städte führen soll, aber ständig platzten die Rohre, und wenig Wasser kommt in Tripolis an. Die meisten Umleitungen und Stauungen führen zu Versalzung und verrottenden Flusslandschaften, die Methan freisetzen, das am Ende wieder zur Erderwärmung und damit zur Wasserknappheit beiträgt.

Josef H. Reichhoff, Professor für Zoologie, saß vor einigen Wochen in einem asiatischen Restaurant in München-Obermenzing, er trank Bier, ein freundlicher Mann mit Seitenscheitel und Schnauzbar. Er sagte: „Mit Wasser gehen alle extrem egoistisch um. Immer im Bereich dessen, der den Zugriff hat, wird es monopolisiert, und das heißt: verbraucht oder belastet.“ Wie die meisten Wissenschaftler plädiert Reichhoff vor allem für Klugheit und historisches Verständnis und einen Blick über Grenzen hinaus. Zu lösen sei das Problem der Wasserknappheit nur, wenn alle Staaten ehrlich und geschlossen mit dem Klimawandel umgingen, und das hieße beispielsweise, „endlich auch der Dritten Welt Verantwortung zuzuweisen“. Reichhoff sagt: „Eine Weltbevölkerung von zehn Milliarden mit westlichem Lebensstandard – dahin führt kein Weg, wenn wir die Erwärmung auf zwei Grad beschränken wollen. Sorgen wir in Europa doch vor: Bauen wir Wasserspeicher, festigen wir die Dächer, erhöhen wir Deiche, bauen wir die Wälder in Eichenmischwälder um. Dann sind wir Vorbild.“

## Verschwendete Gewässer

### RIO GRANDE Nordamerika

Mit über 3000 km einer der 20 längsten Flüsse der Welt – inzwischen durch ein über 300 km langes ausgetrocknetes Teilstück unterbrochen.

### COLORADO Nordamerika

Einer der mächtigsten Ströme im Südwesten der USA erreicht nur noch als Rinnsal das Meer.

### CHAPALA Nordamerika

Mehr als 80 Prozent des Wassers von Mexikos größtem See ist seit den siebziger Jahren verschwunden. Der Rest ist durch Abwässer belastet.



Beerdigung in Louth: Die trockenen Jahre kamen, Willi blieb und wurde krank

Es gibt kleine Lösungen, auch in Australien. Scott Woodcock, junger Mann mit Stoppelhaaren, in Gibraltar geboren, in England aufgewachsen, von den Eltern nach Australien gebracht, weil es in England immer nur regnete, arbeitet heute für UDIA, eine Agentur für urbane Entwicklung. Woodcock hat „Basix“ in Sydney durchgesetzt, ein Programm, das Häuserbauer auf Umweltschutz verpflichtet; weil einheitliche Normen geschaffen wurden, konnte sich auch die Industrie darauf einstellen, die Preise fallen.

Und David Murdoch, erster Mann mit wenigen Haaren, hat oben in Wyong ein Unternehmen mit dem wunderbaren Namen „H<sub>2</sub>AU“ gegründet, zusammen mit seinem Sohn Jethro baut er kleine Entsalzungsanlagen. Nach der chemischen Vorreinigung wird das Meerwasser mit einer Hochdruckpumpe in eine Membran gejagt, und nur die Wassermoleküle kommen durch. „Der Bedarf wird steigen, dann sind wir bereit“, sagt Murdoch, es ist ja längst so weit: Sydney will entsalzen, Adelaide und Brisbane sind entschlossen, Perth tut es längst. Das Problem: Eine hochsalzige Lake bleibt übrig, wohin mit dem Zeug? Und Entsalzung kostet Energie.

Murdoch weiß das, er sagt, die Entsalzungsanlage von Perth werde mit Windenergie betrieben, das ist das Modell für

die Zukunft, und dann blickt Murdoch aufs Meer. 23 Schiffe liegen dort draußen vor Anker, alle aus China, sie warten auf Kohle, die China noch immer in Australien kauft. Das ist die Gegenwart.

Entsalzung von Meerwasser kann helfen, aber niemals den Kontinent retten, nicht einmal den Bedarf der Städte decken, darum müssen große Lösungen her. Dafür ist der Wasserminister zuständig, Malcolm Turnbull, Sydney, 70 Phillip Street, 11. Etage. „Wassersicherheit ist eine wesentliche Schwierigkeit“, sagt Turnbull, „nicht nur für Australien.“ Selbst wenn sämtliche Kohlendioxidausstöße aufhörten, würde es in Australien noch mindestens 30 Jahre lang wärmer werden, und nicht nur hier.

Malcolm Turnbull trägt einen anthrazitfarbenen Anzug, die Brille legt er auf den Tisch, vier tiefe Falten zeichnen seine Stirn. „Wir brauchen eine angemessene Preisstruktur, Wasser war immer zu billig“, sagt er dann, aber auch das ist eine kleine Lösung; die eigentliche Frage ist, wie man Gesellschaften verändert, ein Land umbaut, ein so statisches, so abgelegenes wie Australien, und hinterher den Rest der Welt.

„China und Indien beuten in einem Maße ihr Grundwasser aus, das erschreckend ist“, sagt Turnbull, er ist jetzt in der internationalen Klimapolitik angekommen.

### OWENS LAKE Nordamerika

800 000 Jahre existierte der nahe Los Angeles gelegene See. Das 518 km<sup>2</sup> große Gewässer ist inzwischen komplett ausgetrocknet, nachdem in den zwanziger Jahren begonnen wurde, das Wasser in die Millionenmetropole zu leiten. Giftiger Staub vom Seegrund bedroht seitdem die Umgebung.

Staudamm im Colorado River

### PLATTENSEE Europa

Nach einer Serie warmer, trockener Jahre schrumpft Mitteleuropas größter See. Trotz Schutzmaßnahmen ist das Gewässer durch Verschmutzung gefährdet.



ALFRED BUELLESBACH / VISUM

### TSCHADSEE Afrika

Nutzung der Zuflüsse für die Landwirtschaft und ausbleibende Regenfälle ließen den See seit den sechziger Jahren um 95 Prozent schrumpfen.

### TOTES MEER Asien

Der tiefste See der Welt sinkt jährlich um rund einen Meter. Grund sind Bewässerungsprojekte. Bis zum Jahr 2050 könnte der See vollständig verschwunden sein, mit ihm Hunderte Tier- und Pflanzenarten.



DOROTHEA SCHMID / BILDBERG

**Wasserverbraucher Baumwollanbau:** Tun, was die Väter getan haben und deren Väter

„Der nächste Schritt muss genuin global sein“, sagt der Minister, „wir müssen die größten Spieler zusammenbekommen, die USA, China, die EU, Indien, Brasilien, Australien, und über die Forstpolitik und neue Technologien müssen wir die Entwicklungsländer einbinden.“

Politische Floskeln? Gerede, wie immer? Neu ist, dass inzwischen Australier so reden, die das Kyoto-Protokoll nicht ratifiziert haben. Und neu ist eine Gruppe, die Turnbull berät, eine Gruppe, wie es sie nirgendwo sonst auf der Welt gibt.

Es ist jetzt fünf Jahre her, dass Peter Cosier das Gefühl bekam, dass etwas falsch lief in der Politik. All diese Retter der Welt, die privaten Stiftungen von Bill Gates und anderen und auch diese Organisation wie Weltbank oder WTO, dachte er, „bauen auf der Idee auf, dass Wirtschaft die Welt lenkt, sie alle sind vor allem ökonomische Organisationen, und sie könnten vielleicht die Probleme des 20. Jahrhunderts lösen.“

Peter Cosier aber, ein Mann mit Vollbart, grünem Hemd und grüner Hose, studierter Ökologe, dann Berater im Umweltministerium, glaubt, dass die Probleme des 21. Jahrhunderts andere sind. Es geht nun um Natur, um Umwelt, um Klima, es muss also um Wissenschaft und jene Lehren gehen, die aus den Resultaten der Forscher zu ziehen sind. Cosier sagt: „Politiker

bekommen von Wissenschaftlern aber nicht den Rat, den sie brauchen, und das hat mehrere Gründe. Einer ist, dass Politiker selten die richtigen Berater haben, ein zweiter, dass sie die Wissenschaftler nicht verstehen, ein dritter, dass Wissenschaftler sich mit dem beschäftigen, worüber sie uneins sind, dass sie also die für sie logischen, die ganz klar bewiesenen Dinge für zu banal halten, um noch darüber zu reden.“

Darum lud Peter Cosier Leute wie Tim Flannery und Peter Cullen ein, Australiens führende Forscher. Sie trafen sich im Wentworth Hotel in Sydney, seitdem heißen sie die „Wentworth Group of Concerned Scientists“.

Die Wentworth Group schreibt keine Pressemitteilungen, und aus dem Wahlkampf hält sie sich heraus. Aber sie füttert den Premierminister mit ihrem Wissen, auch die Opposition, sie verfasst Pläne, den ersten ganz allgemein „für einen lebenden Kontinent“, dann schon die „Vorlage für einen nationalen Wasserplan“. Zu den fünf Punkten dieser Vorlage zählen die „Klärung der Wasserrechte“ oder die Pflege kranker Flüsse bis zur Gesundheit. Und federführend bei alledem war natürlich der Fachmann fürs Wasser.

Denn Peter Cullen liebt das Wasser, er segelte und tauchte, er wuchs am Meer auf. Heute ist er zu schwer zum Tauchen,

sagt er, ein runder Mann, aber auch heute sorgt er sich um das Wasser, er ist Australiens Mister Water. Professor Peter Cullen sitzt auf der Terrasse vor seinem Haus in Gunning, verheiratet ist er mit Vicky, einer Priesterin und ehemaligen Deutschlehrerin, die vor sich hin kichert und deutsche Kosenamen ins Gespräch wirft, während Cullen seinen Vortrag hält.

„Die Lösung liegt in der Diversifizierung“, sagt Cullen auf Englisch.

„Herr Wasser“, sagt Vicky auf Deutsch.

„Es kann nur eine Mischung sein aus Recycling, Entsalzung, nachhaltiger Landwirtschaft und Sparen. Wir müssen den Flüssen den Raum geben, sich selbst zu erneuern und zu gesunden“, sagt er.

„Herr Wassermann“, sagt sie.

„Und natürlich brauchen wir dafür eine nationale Bewegung, die sich nicht von Lobbyisten stoppen lässt, eine mutige Regierung, die sich von Wissenschaftlern beraten lässt“, sagt er.

„Herr Tröpfchen“, sagt sie.

„Ich hätte diese Frau niemals aus dem Käfig lassen dürfen“, sagt er und beißt in einen Butterkeks.

Es ist dann Freitag in Sydney, Tim Flannery ist zurück aus London, er besucht die Kollegen von der Wentworth Group. Er vergleiche die Weltgemeinschaft und ihre Art, Probleme zu lösen, ja ganz gern mit dem menschlichen Organismus, sagt Flannery beim Frühstück im Sydney Museum. Der Organismus stoße kranke Zellen ab und „kommt so wieder in einen stabilen Zustand. Die Kraft des organischen Hungers nach Stabilität ist groß“.

Übersetzt heißt das, die Welt könne sich selbst retten, da sie wisse, was sie wissen müsse, um handeln zu können, und vielleicht ist ja schon der Einzug der Wissenschaftler in die Politik einer dieser organischen Schritte – und bald wird der Darling wieder rauschen, und Cheryl Rix wird noch Großmutter werden auf ihrer Farm.

Flannery sagt, er glaube das, er müsse an die Vernunft glauben. Er will gar kein verdammter Prophet sein, die Frage sei nur: „Haben wir die Zeit zur Gesundung, und nutzen wir die Zeit, die wir haben?“

**Teil IV der Serie:** Der Wirtschaftswissenschaftler Jeffrey Sachs und sein Kampf gegen den Hunger in Afrika

DER SPIEGEL

**ARAL-SEE Asien**

Von den 25 km<sup>2</sup> in den achtziger Jahren sind nur noch 12 km<sup>2</sup> übriggeblieben. Die Abwässer der 900 000-Einwohner-Stadt Srinagar fließen ungefiltert in den See. Die Situation der anderen Seen im Kaschmirtal ist ähnlich.

**GANGES Asien**

Das Ganges-Becken ist Heimat von 450 Millionen Menschen. Nur wenig Wasser des Flusses erreicht noch das Meer.



Schiffsfriedhof im ausgetrockneten Aralsee

**ARALSEE Asien**

Seit seine beiden Zuflüsse exzessiv zur Bewässerung genutzt werden, gelangt kaum noch Wasser in den See. In den vergangenen 50 Jahren schrumpfte er auf die Hälfte seiner Fläche und ist nun zweigeteilt. Die Küstenlinie des Sees ist um bis zu 250 km zurückgegangen und hinterließ eine unfruchtbare Salzwüste. Durch den Bau eines Damms 2005 scheint sich zumindest der nördliche Teil des Sees zu erholen.

**JANGTSE Asien**

Mehr als 13 000 km<sup>2</sup> Seen gingen im Einzugsbereich des mittleren und unteren Laufs von Asiens größtem Strom in den vergangenen 50 Jahren verloren, darunter rund 800 Seen, die komplett verschwanden. Der Verlust von Wasserspeichern führt in Regenzeiten zu verheerenden Überflutungen.

ENERGIEMARKT

## Wechselwillige Stromkunden

Angesichts permanent steigender Strompreise sowie wachsenden Umweltbewusstseins entscheiden sich immer mehr Deutsche, ihren Stromanbieter zu wechseln oder zumindest einen neuen Stromtarifvertrag abzuschließen. Zwischen 1998, als der Strommarkt liberalisiert und ein Wechsel erstmals ermöglicht wurde, und 2006 nutzte bereits rund ein Drittel aller 39 Millionen Haushalte in Deutschland eine der beiden Optionen. In diesem Jahr wird der Trend extrem zunehmen. Der Verband der Elektrizitätswirtschaft (VDEW) schätzt, dass Ende 2007 bis zu 50 Prozent aller Haushalte über einen anderen Stromtarif verfügen werden als vor der Liberalisierung. Al-



Windkraftfelder  
(in Nordfriesland)

GOTTSCHALK / IFA-BILDERTEAM

lerdings fällt die Entscheidung für einen komplett anderen Anbieter deutlich seltener als die Wahl eines anderen Tarifs beim angestammten Lieferanten. So wechselten im vergangenen Jahr 2,3 Millionen Haushalte zu Konkurrenten wie dem Ökostrom-Produzenten Lichtblick (300 000 Kunden), dem niederländischen Unternehmen Nuon (160 000 Kunden)

und anderen Anbietern. Rund 10 Millionen Haushalte wählten dagegen bei ihrem bisherigen Stromanbieter einen günstigeren Vertrag oder einen Ökotarif. Die Folge: Nach wie vor verfügen die vier großen Anbieter E.on, RWE, EnBW und Vattenfall einschließlich ihrer Tochterunternehmen über einen Marktanteil von knapp 50 Prozent.

WETTBEWERB

## Fragwürdige Empfehlungen

Pharmaunternehmen und Apothekerverbände haben nach Ansicht des Bundeskartellamts unerlaubte Preisempfehlungen für Arzneimittel verabredet. Ein sogenanntes Beschuldigungsschreiben ging bereits vor einigen Wochen an den Bundesverband der Arzneimittel-Hersteller (BAH), mehrere seiner Mitgliedsunternehmen sowie neun Landesapothekerverbände. „Wir nehmen an, dass Apotheken davon abgehalten werden sollten, in einen Preiswettbewerb zu treten“, sagt Franz Heistermann, Direktor beim Bundeskartellamt. Seit 2004 dürfen die Preise nicht verschreibungspflichtiger Medikamente frei festgelegt werden. Dennoch sind die Preise bislang kaum in Bewegung geraten. Nach der Prüfung beschlagnahmter Dokumente geht das Kartellamt inzwischen davon aus, dass dies auch eine Folge unerlaubter Empfehlungen ist. Die Apothekerverbände hätten ihren

Mitgliedern nahegelegt, einfach weiterhin die alten Preise zu verlangen, und damit möglicherweise gegen das Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen verstoßen. Diese Empfehlungen seien mutmaßlich vom BAH und einigen seiner Mitgliedsunternehmen angeregt worden, teilte das Kartellamt mit. Die beschuldigten Verbände und Unternehmen können bis Ende August zu den Vorwürfen Stellung nehmen. Danach wird die Bonner Behörde über mögliche Bußgelder entscheiden.



H. R. SCHULZ / IMAGO

Apothek

Mitgliedern nahegelegt, einfach weiterhin die alten Preise zu verlangen, und damit möglicherweise gegen das Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen verstoßen. Diese Empfehlungen seien mutmaßlich vom BAH und einigen seiner Mitgliedsunternehmen angeregt worden, teilte das Kartellamt mit. Die beschuldigten Verbände und Unternehmen können bis Ende August zu den Vorwürfen Stellung nehmen. Danach wird die Bonner Behörde über mögliche Bußgelder entscheiden.



PETER STEFFEN / DPA

Greenpeace-Aktion (vor der VW-Zentrale in Wolfsburg)

AUTOINDUSTRIE

## Geländewagen preschen voran

Mit ihren Protesten gegen spritfressende Geländewagen vor den Konzernzentralen von Porsche, VW, Audi, Daimler-Chrysler und BMW erregten die Umweltschützer von Greenpeace in den letzten Wochen zwar einige Aufmerksamkeit. Fotos ihrer rosa-rot angemalten Geländewagen, die ein „Klimaschwein“ darstellen sollten, wurden in vielen Zeitungen veröffentlicht. Autokäufer in Deutschland aber lassen sich bislang offenbar weder von solchen Aktionen noch von der erregt geführten Debatte um den Klimawandel beeindrucken – im Gegenteil. Sie kaufen mehr Geländewagen als je zuvor. Im Juni stieg der Absatz der Spritfresser im Vergleich zum Vorjahresmonat um 20 Prozent. In den vergangenen sechs Jahren haben sich die Verkaufszahlen dieser Fahrzeugklasse sogar verdoppelt. Mittlerweile ist schon jedes 13. hierzulande neu zugelassene Fahrzeug ein sogenanntes Sport Utility Vehicle (SUV).

## FORTBILDUNG

## „Wir brauchen einen Mentalitätswandel“

Martin Wansleben, 48, Hauptgeschäftsführer des Deutschen Industrie- und Handelskammertages (DIHK), über längere Arbeitszeiten und seinen Wunsch, Arbeitnehmer sollten sich im Urlaub weiterbilden

**SPIEGEL:** Sie beklagen, die Deutschen würden im internationalen Vergleich zu wenig arbeiten. Nach der jüngsten Eurostat-Statistik liegt die Wochenarbeitszeit mit 41,8 Stunden aber im EU-Mittelfeld.

**Wansleben:** Ich beklage ja nicht, dass wir zu wenig arbeiten. Aber es gibt immer weniger Arbeitskräfte in Deutschland. Je weniger es gibt, desto besser müssen wir sein. Deshalb brauchen wir mehr Ausbildung, bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf, ein Ende der Frühverrentung, attraktivere Bedingungen für ausländische Fachkräfte und schließlich einen Mentalitätswandel, der bewirkt, dass Weiterbildung als Investition verstanden wird und nicht als lästige Aktivität.



Wansleben

JENS SCHICKE

**SPIEGEL:** Ist es nicht Aufgabe der Unternehmen, Mitarbeiter weiterzubilden?

**Wansleben:** Natürlich ist es eine wichtige Aufgabe der Unternehmen, das Thema Weiterbildung voranzutreiben. Da muss auch noch mehr passieren. Bei uns nehmen aber nur 40 Prozent der Erwerbsbevölkerung an Weiterbildungsmaßnahmen teil. Anderswo ist diese Quote zum Teil doppelt so hoch.

**SPIEGEL:** Ihr Vorschlag lautet daher: Bildet euch im Urlaub weiter! Warum da?

**Wansleben:** Weil jeder ganz persönlich etwas davon hat. Es ist eine Investition in die eigenen Fähigkeiten. Je besser man ist, desto wertiger ist die Arbeitskraft im eigenen Unternehmen. Und wenn die Firma diesen Wert nicht anerkennt, tut es sicherlich der Wettbewerber.

**SPIEGEL:** Welche Weiterbildungsmaßnahme haben Sie selbst in Ihrem letzten Urlaub durchgeführt?

**Wansleben:** Den letzten Urlaub habe ich beispielsweise zum Sprachtraining genutzt, indem ich fremdsprachige Literatur gelesen habe.

**SPIEGEL:** Und welche Maßnahme planen Sie im kommenden Urlaub?

**Wansleben:** Ich fahre jetzt zwei Wochen weg, diesmal ganz ohne Weiterbildung.

## INFINEON

## Hartnäckiger Finanzmann soll abberufen werden

Im vergangene Woche entbrannten Konflikt um die vorzeitige Ablösung von Infineon-Finanzchef Rüdiger Günther, 49, zeichnet sich eine weitere Eskalation ab. Nachdem Gespräche über eine gütliche Einigung scheiterten und der erst seit drei Monaten amtierende Manager sich weigert, freiwillig zurückzutreten, und auf voller Auszahlung sei-

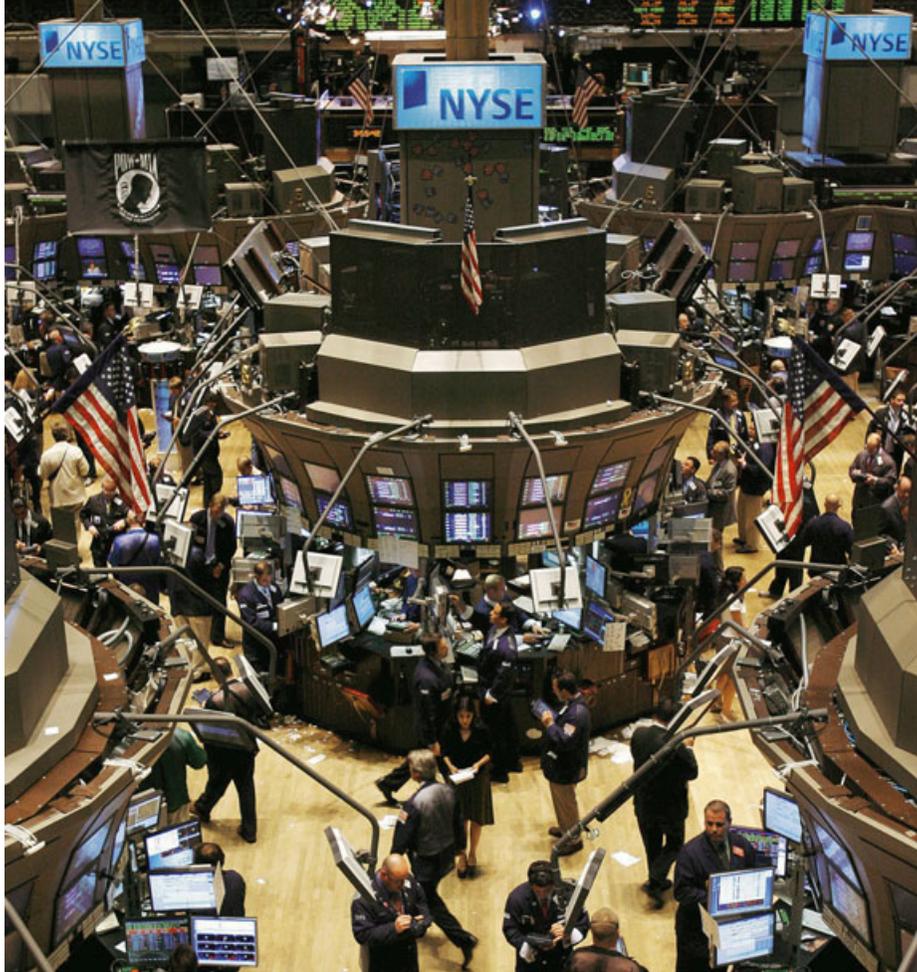
nes Vertrags besteht, hat Infineon-Aufsichtsratschef Max Dietrich Kley nun ein offizielles Abberufungsverfahren eingeleitet. Wie schnell der impulsive Oberkontrolleur die dafür nötige Mehrheit von elf Stimmen zusammenbekommt, bleibt abzuwarten. Vergangene Woche hat mit Dresdner-Bank-Vorstand Stefan Jentzsch bereits ein prominentes

Mitglied des Gremiums sein Mandat niedergelegt – offenbar aus Protest gegen Kleys Vorgehen. Noch unklar war bis Freitag, wie sich die Arbeitnehmerseite verhält. Neben vier IG-Metall-Vertretern und drei unabhängigen Kontrolleuren sitzt im Infineon-Aufsichtsrat auch ein Angehöriger der umstrittenen Betriebsratsorganisation AUB, die wegen dubioser Zuwendungen des Siemens-Konzerns selbst ins Zwielicht geraten ist.



SVEN SIMON / IMAGO

Infineon-Zentrale in Neubiberg



**Börse in New York, amerikanische Eigenheim-Siedlung:** Der Wohnungsmarkt jenseits des Atlantiks rutscht, von wenigen Ausnahmen abgesehen,

BANKEN

# Ende der Sorglosigkeit

Die Fast-Pleite der Mittelstandsbank IKB zeigt, wie schnell die aktuelle US-Immobilienkrise hiesige Institute erreicht. Und die Gefahren sind noch lange nicht gebannt. Auch in den Bilanzen anderer großer deutscher Geldhäuser lauern gewaltige Hypotheken-Risiken.

In einem nüchternen Sitzungssaal der Düsseldorfer Zentrale der Mittelstandsbank IKB kamen am vorvergangenen Sonntagnachmittag die Retter der deutschen Finanzindustrie zusammen. Finster entschlossen zeigte sich Jochen Sanio, der Präsident der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin). Ingrid Matthäus-Maier, Chefin der staatlichen Förderbank KfW, warf unruhig ihren Pagenkopf hin und her. Jörg Asmussen, Abteilungsleiter im Bundesfinanzministerium, rieb sich nervös die Finger.

Finanzminister Peer Steinbrück war aus seinem Einfamilienhaus in Bonn zugeschaltet, Bundesbankpräsident Axel Weber aus der Finanzmetropole Frankfurt. Zudem waren die Spitzen der deutschen Bankenszene telefonisch dabei: Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann ebenso wie Commerzbank-Boss Klaus-Peter Müller und Sparkassen-Präsident Heinrich Haasis.

Die unangenehmste Rolle hatte Matthäus-Maier. Sie musste der Runde eingestehen, dass die KfW-Beteiligung IKB in eine dramatische Schieflage geraten war – ohne dass das bis dahin aufgefallen war.

Das Institut ist eigentlich ein Nischen-spezialist im eher langweiligen Markt für Mittelstandsfinanzierung. Doch zuletzt hatte es sich mit gewagten Anlagen in den USA übernommen. Das Management hatte gezoxt – und verloren. Nun drohte der Bank die Pleite, es sei denn, alle Kreditinstitute am Finanzplatz Deutschland würden zusammenlegen und Nothelfer spielen.

Am düstersten zeigte sich Bankenauf-seher Sanio: Fiele die IKB, würden auch andere Institute wanken. Es drohe gar die größte Bankenkrise seit der Wirtschafts-depression Anfang der dreißiger Jahre. Bundesbankchef Weber gab sich zwar weniger dramatisch, argumentierte aber in die gleiche Richtung. Eine Kettenreaktion

könne das Ansehen des Bankenplatzes Deutschland gefährden. Die hiesige Finanzwirtschaft müsse der Welt beweisen, dass sie eine solche Krise selbst bewältigen könne. Schließlich einigte sich die Runde auf die umfangreichste Rettungsaktion, die eine einzelne Bank in der Geschichte der Republik je erlebt hat.

Dabei hat das Beben, das seine Schockwellen bis in den Düsseldorfer Konferenzraum und die Vorstandsetagen hiesiger Finanzriesen aussandte, sein Epizentrum eigentlich woanders, jenseits des Atlantiks.

Neuerdings vergeht kaum ein Tag, an dem nicht irgendeine amerikanische Hypothekenbank in die Pleite schliddert oder ein Hedgefonds geschlossen wird. Die Krise schickte seit Mitte Juli auch die Börsen auf Talfahrt. Der deutsche Aktienindex Dax verlor binnen wenigen Tagen fast zehn Prozent seines Werts, der amerikanische Dow Jones sechs Prozent.



in die tiefste Krise seit Jahrzehnten

Mittlerweile bekommen es selbst die US-Verbraucher, durch ihre ewige Konsumfreude bis vor kurzem die stabilste Säule der Weltkonjunktur, mit der Angst zu tun. Dabei sind sie nicht nur Opfer, sondern auch Täter. Bedenkenlos bauten sie sich auf Pump ihre Häuser, deren Wert ja stetig stieg und damit zugleich zu immer neuen Krediten animierte. Doch seit einiger Zeit geben die Immobilienpreise nach, das Ende der Sorglosigkeit ist erreicht.

Noch weiß niemand, ob die Immobilien-turbulenzen zum Auslöser eines Finanz-GAU taugen, der die globalen Geldmärkte trifft, oder ob es sich lediglich um Korrekturen von Übertreibungen handelt. Fest steht aber, dass die fröhlichen Tage, in denen Geld für noch so riskante Anlagen im Überfluss vorhanden schien, endgültig vorbei sind. Fest steht auch, dass es jeden treffen kann – nicht nur die IKB.

Der Leichtsinns war weit verbreitet. Mitte Februar schwadronierte der Vorstand der Düsseldorfer Bank von „spürbaren Markterfolgen im Segment Immobilienkunden“. Der Mittelstandsfinanzierer stieg noch in das Immobiliengeschäft ein, als sich viele Spieler schon aus dem Markt verabschiedet hatten.

Teilnehmer der letzten Aufsichtsratssitzung vor dem Offenbarungseid erinnern sich gut, wie zwei Kontrolleure beim Vorstand nachhakt. Ob die IKB im Markt für schlecht besicherte US-Immobilienkredite engagiert sei und wie die Risiken aus diesem Geschäft einzuschätzen seien, frag-

ten sie. Vorstandschef Stefan Ortseifen wiegelte ab: „Es gibt kein Risiko.“

Auch zwei Sonderprüfungen, die letzte im Frühjahr, veranlasst durch den Prüfungsverband deutscher Banken, brachten kein Ergebnis. Das Kartenhaus zum Einsturz brachte schließlich die Deutsche Bank. Sie kündigte am vorvergangenen Freitag die Kreditlinien für ein Investmentvehikel der IKB mit dem unschuldigen Namen Rhineland Funding mit Sitz im US-Bundesstaat Delaware. Dorthin und in einen weiteren Fonds hatte die kleine Bank Wertpapiergeschäfte im Wert von mehr als 20 Milliarden Euro ausgelagert.

Nach Kündigung der Kredite für die Rhineland alarmierte die Deutsche Bank die BaFin. Die Frankfurter hatten den Zahlungsverkehr für die Rhineland abgewickelt, waren dort auch bei der Finanzierung beteiligt – und dabei auf wahre Minenfelder gestoßen.

Bei den hektischen Krisensitzungen am darauffolgenden Wochenende stellte sich schnell heraus, dass die IKB bei einer Bewertung ihrer Kreditrisiken in der aktuellen Marktlage einen gewaltigen Verlust von 2,3 bis 2,5 Milliarden Euro aufgetürmt hatte. „Die wären am Montag pleite gewesen“, sagt ein Bankvorstand nüchtern.

Da weitere Risiken zu erwarten waren, lief Bankenaufseher Sanio auf dem Krisengipfel mit einem gigantischen Klingelbeutel herum. Schließlich war klar, dass die Staatsbank KfW, mit 38 Prozent Großaktionär des Pleitekandidaten, die

drohenden Verluste der IKB mit 2,5 Milliarden Euro abschirmen wird. Die privaten Banken haben 500 Millionen Euro fest zugesagt. Genossenschaftsbanken und öffentlich-rechtliche Institute zieren sich noch etwas, werden am Ende aber auch die restlichen 500 Millionen beisteuern.

Viel zu dramatisch sind die Hiobsbotschaften aus den USA, wo sich Immobilienfinanzierer bislang mit verlockenden Angeboten überschlugen. Finanzierungen fürs Eigenheim waren völlig ohne Eigenkapital zu haben: Beim Anbieter GMAC beispielsweise sind bei Vertragsabschluss nur 500 Dollar fällig. „Hören Sie noch heute mit dem Sparen auf und gehen lieber einkaufen“, empfiehlt das Unternehmen.

Oft reichte es sogar aus, beim eigenen Einkommen eine Phantasiezahl anzugeben: Gehalt, Arbeitsvertrag, Vermögensverhältnisse – viele Hypothekenbanker warben offen damit, sich solch „lästigen Papierkram“ zu sparen. „Schwer nachweisbares Einkommen muss kein Hindernis sein“, heißt es in einem der Angebote, „2,5-Millionen-Dollar-Darlehen, kein Nachweis erforderlich“, in einem anderen.

Nina heißen manche dieser Hypotheken im Branchenslang – No income, no asset. Also Geld ohne Sicherheiten, ohne Einkommen oder Besitz.

Kritiker sprechen mitunter von „Liar Loans“, „Lügner-Krediten“: Viele Kunden übertreiben bei ihren Gehaltsangaben, um einen höheren Kredit zu bekommen und so ein schöneres Haus kaufen zu können.

Bei jahrelang kräftig steigenden Immobilienpreisen ging die gefährliche Rechnung bislang meist auf. Im Endkundengeschäft wurden die Standards immer weiter gelockert, um noch mehr Verträge abzuschließen: Von 2002 bis 2006 wuchs der US-Hypothekenmarkt jährlich um durchschnittlich 15 Prozent. Die US-Aufsichtsbehörden drückten beide Augen zu. „Sie sind“, sagt Wirtschaftsprofessor Nouriel Roubini von der New York University, „am Steuer eingeschlafen, während sich eine tollkühne Kreditblase entwickelte.“ Droht nun der ganz große Knall?

Im Oktober werden für Baukredite im Wert von 50 Milliarden Dollar höhere Zinsraten wirksam; bis zum September 2008 sollen bei Hypothekenverträgen im Gesamtwert von einer Billion Dollar die Zinsen erhöht werden. „Das Schlimmste ist noch nicht überstanden“, warnt die Investmentbank J.P. Morgan Chase.

Noch vor wenigen Monaten hofften viele, die Krise bliebe auf das sogenannte Subprime-Segment – also Kreditnehmer von geringer Bonität – begrenzt. Doch davon kann keine Rede mehr sein. Große Teile des US-Wohnungsmarkts rutschen – von wenigen Ausnahmen wie New York abgesehen – in die tiefste Krise seit Jahrzehnten.

Quer durch die Staaten fallen in diesem Jahr die durchschnittlichen Wohnungspreise, laut Roubini zum ersten Mal seit



ARNE DEBERT / PICTURE-ALLIANCE / DPA

### Deutsche Finanzmanager\*: Nothelfer gespielt

den dreißiger Jahren. Nun rächt sich das auf Pump gebaute Leben der Amerikaner.

Zuerst trifft es jene Hedgefonds, die mit den Kreditpaketen ein schnelles Geschäft machten. Als Nächstes könnte es die Banken erwischen – nicht nur die amerikanischen. Und in Deutschland nicht nur die IKB.

Wie konnte es überhaupt passieren, dass eine kleine rheinische Bank mit 1700 Mitarbeitern und einem Eigenkapital von schlapen 1,4 Milliarden Euro unbemerkt bei dem großen Monopoly in den USA mitspielte?

Über die Rhineland hat die IKB Spezialanleihen im Wert von zuletzt noch 12,7 Milliarden Euro angekauft, die nicht in ihrer Bilanz auftauchten. Diese Anleihen werden von Banken geschnürt, die sich von ihren Risiken aus Immobilien- oder auch Firmenkrediten trennen wollen. Die Kreditpakete werden in unterschiedliche Bonitätsstufen unterteilt. Ratingagenturen wie Moody's oder Standard & Poor's kleben ihr Siegel drauf, und schon wird selbst der Kredit für das Haus eines Sozialhilfeempfängers aus Alabama auf dem internationalen Kapitalmarkt gehandelt.

Die IKB konnte immer darauf verweisen, dass der Großteil ihrer Wertpapiere hohe Bonitätsstufen bei den Ratingagenturen erreichte. Nur stellt sich in Krisenzeiten heraus, dass plötzlich keiner mehr diese hübsch verpackten Kisten kaufen will. „Da könnte ja auch Rattengift drin sein“, sagt ein Banker schulterzuckend. Zudem passen die Ratingagenturen zunehmend ihre Urteile der Realität an – nach unten.

Teil des Rettungsplans für die IKB ist, dass die staatliche KfW insgesamt 8,1 Milliarden Euro an Liquiditätshilfen bereithält. Sobald der neue, von der KfW

entsandte Vorstandsvorsitzende das Institut saniert hat, soll er es verkaufen. Darauf verständigten sich vergangene Woche Finanz- und Wirtschaftsministerium, die den 80-Prozent-Anteil des Bundes an der KfW verwalten.

Auch das Kanzleramt ist mit der Radikallösung einverstanden. Die KfW brauche, so die Direktive, keine Fördertochter für den Mittelstand. Sie soll sich künftig wieder selbst verstärkt um dieses Geschäftsfeld kümmern.

Klar ist, dass der nächste Pleite-Kandidat weniger glimpflich davorkommt. Und nicht nur die IKB, auch öffentlich-rechtliche Banken haben sich möglicherweise in erheblichem Maße bei Krediten im US-Immobilienmarkt und bei anderen, durch schwindsüchtige Sicherheiten gedeckten Papieren verhoben.

Bei der WestLB gebe es Bewertungsrisiken in Höhe von 300 bis 400 Millionen Euro, sagt ein Banker, der sich bei dem zweiten Düsseldorfer Krisenfall auskennt. Mit leichtem Gruseln wird auf die „toxischen Elemente“ in der Fondsgesellschaft Brightwater verwiesen. Diese Abteilung von WestLB Asset Management hat 35 Milliarden Dollar in strukturierten Finan-

zierungen angelegt, die in mehreren Zweckgesellschaften lagern.

„Wir haben keine Rückstellungen in dieser Größenordnung gebildet“, sagt dagegen die WestLB. Bei Brightwater werde mehr als die Hälfte des Geldes für Fremdkunden verwaltet, und anrühige Subprime-Kredite gebe es nur ganz wenige.

Immerhin fällt auf, mit welcher Vehemenz gerade Landesbanken in das Geschäft mit Spezialanleihen, sogenannten Asset-Backed Securities, eingestiegen sind. Die Landesbank Sachsen etwa ist der führende Finanzier bei einer völlig unbekanntem Firma namens Ormond Quay Funding, die Ende 2006 mit 16,75 Milliarden Dollar ausgestattet war. Die Sachsen sind mit ihrer Ormond Quay sogar einen Tick größer als die rheinischen Finanzjongleure der IKB. Die Ratings der meisten Anleihen seien hervorragend, heißt es in Sachsen.

Wall-Street-Banker beobachten derweil bereits die Auswirkungen, die weit über den Immobilienmarkt hinausreichen. „Es gibt keine Möglichkeit, die Lage mit Zuckerguss zu versüßen“, sagt der Nordamerika-Experte von Merrill Lynch, David Rosenberg.

Selbst die großen Namen der Hedgefonds- und Private-Equity-Branche werden von der Krise bereits erfasst. Die Investmentbank Bear Stearns musste wegen des Immobiliendebakels schon zwei Hedgefonds schließen und ist mit einem dritten in Schwierigkeiten geraten.

Und auch die Übernahmekönige der Private-Equity-Branche müssen ihr Geschäft überdenken. Jahrelang haben sie für immer höhere Milliardensummen auf Pump unterbewertete Unternehmen aufgekauft und später mit hohem Gewinn wieder veräußert. Doch jetzt wird ebenfalls für diese lange hochlukrativen Deals das Geld knapp. Allein in den vergangenen fünf Wochen wurden – mangels Interesse bei institutionellen Investoren – über 35 Anleihen zur Finanzierung von Firmenübernahmen abgesagt oder restrukturiert.

Prominentestes Beispiel ist die Übernahme von Chrysler durch die Private-Equity-Gruppe Cerberus: Ein Zwölf-Milliarden-Dollar-Darlehenspaket zur Finanzierung ist nicht zustande gekommen.

Selbst vor kurzem noch gefeierte Stars müssen sich jetzt den Spott der Wall Street gefallen lassen. KKR-Gründer Henry Kravis ist einer der Pioniere der Private-Equity-Branche. Auch er hat nun Probleme, seinen jüngsten Milliarden-Coup, die Übernahme der britischen Pharmakette Alliance Boots, zu refinanzieren.

Noch Ende Mai hatte Kravis geschwärmt, es gebe „jede Menge Kapital“ für solche Deals. Nun gilt auch für ihn die alte Börsianer-Weisheit: Nicht alles, was funkelt, ist ein glänzendes Geschäft.

FRANK HORNIG, CHRISTOPH PAULY,  
CHRISTIAN REIERMANN



\* KfW-Chefin Ingrid Matthäus-Maier, Finanzminister Peer Steinbrück, Sparkassen-Präsident Heinrich Haas und Deutsche-Bank-Sprecher Josef Ackermann bei einem Treffen im Dezember 2006.

KONZERNE

# „Heilige Kühe schlachten“

BMW-Chef Norbert Reithofer will dem bislang erfolgsverwöhnten Unternehmen eine neue Strategie verordnen. Dabei schreckt er auch vor unkonventionellen Maßnahmen nicht zurück.

Diesmal war alles ganz anders. Wenn die Top-Manager von BMW bislang zum jährlichen Treffen ihres obersten Führungskreises zusammenkamen, bestätigten sie sich in den vergangenen Jahren stets gegenseitig, wie toll ihr Unternehmen ist, wie rosig die Zukunft aussieht und – natürlich – wie gut sie selbst gearbeitet haben.

Am 24. Juli aber, beim jüngsten Treffen in der Münchner Konzernzentrale, schlug der neue BMW-Chef Norbert Reithofer ganz andere Töne an. Er warnte plötzlich vor Gefahren für das erfolgsverwöhnte Unternehmen. Er orakelte über verschärften Wettbewerb. Er sprach über die steigenden Rohstoffpreise und drohte mit den möglichen Folgen der Klimaschutzdebatte. „Für uns gibt es keine rosa Wolken mehr“, sagte er.

Viele BMW-Manager waren erstaunt. Ihr Unternehmen fährt doch von Absatzrekord zu Absatzrekord. Die Münchner haben Mercedes-Benz überholt und sind laut Eigenwerbung mittlerweile die erfolgreichsten Premiumhersteller der Welt. In einer Titelgeschichte feierte das US-Magazin „Time“ den deutschen Autokonzern gerade erst als „Symbol für die wiedererstarkte deutsche Wirtschaft“.

Spätestens am Mittwoch vergangener Woche aber wurde vielen BMW-Leuten klar, weshalb Reithofer sie aufrütteln wollte. Auf einer Analystenkonferenz gab der BMW-Boss die Zahlen fürs erste Halbjahr bekannt. Der Absatz war erneut gestiegen – aber der Gewinn aus dem Automobilgeschäft um über 17 Prozent gesunken. Die Umsatzrendite dieses Geschäfts fiel damit auf einen echten Tiefstand.

„Mit dieser Rendite bin ich nicht zufrieden“, sagte Reithofer. Sein Finanzvorstand Stefan Krause ergänzte: „Wir sind in heftigem Sturm unterwegs.“ Viele Anleger verstanden dies als Unwetterwarnung. Sie verkauften ihre BMW-Aktien, die an diesem Tag zu den größten Verlierern im Deutschen Aktienindex Dax gehörten. Der Kurs sackte um fünf Prozent ab. Börsianer und Autoexperten fragten: Was ist nur los mit BMW?

Einerseits ist der Münchner Autokonzern grundsätzlich solide. Er wird in diesem Jahr mehr Fahrzeuge der Marken Mini, BMW und Rolls-Royce verkaufen als je zuvor. Er wird keine Arbeitsplätze streichen. Und er wird einen Gewinn von rund 3,8 Milliarden

Euro erwirtschaften. Eine Krise sieht anders aus. „Wir könnten auch noch zwei oder drei Jahre so weitermachen“, sagt BMW-Chef Reithofer, „und dem Unternehmen würde nichts passieren.“

Aber so lange will der Manager, der den Posten im September vergangenen Jahres übernahm, nicht warten. Reithofer möch-



BMW-Produktion (in Leipzig): Kleine Autos liefern auch nur kleine Renditen

ten den Autokonzern gleich auf die nächsten zehn Jahre vorbereiten. Das hängt wohl auch mit seiner persönlichen Perspektive zusammen. Der neue Vorstandschef ist 51, er will den Job bestimmt noch bis zu seinem 60. Geburtstag ausüben.

Langfristig aber sieht er auf BMW enorme Gefahren zukommen, auch wenn für die schlechten Zahlen des ersten Halbjahres zum Teil eine verfehlte Kurssicherungs politik von Finanzvorstand Krause verantwortlich ist. Anders als dieser voraussagte, verlor gerade der Dollar in den vergangenen Jahren stetig an Wert.

Zwar kann man solche Risiken absichern. Doch das hat Krause nur zu einem geringen Teil getan. Und der Dollar fiel und fiel. Im vergangenen Jahr entstand BMW allein dadurch ein Verlust von

660 Millionen Euro. Dieses Jahr wird das Unternehmen erneut mehrere hundert Millionen Euro verlieren.

Die Kurssicherungsstrategie kann BMW ändern. Doch dies allein genügt Konzernchef Reithofer nicht. Er ist überzeugt davon, dass die Münchner Autobauer gleich von mehreren Seiten unter Druck geraten.

BMW erhöht die Produktivität jährlich um mindestens fünf Prozent. Wenn das Unternehmen den Absatz nicht in gleichem Maße steigert, müsste es Arbeitsplätze streichen. Es könnte dann Marktanteile an die Konkurrenten Audi, Mercedes-Benz oder an Lexus, die Luxusmarke von Toyota, verlieren. Und es begäbe eine Spirale nach unten.

Reithofer ist überzeugt: „Wenn ein Unternehmen langfristig nicht wächst, dann ist es tot.“

Seinen Absatz erhöhen kann BMW aber vor allem mit seinen kleinen Baureihen, dem Einser und dem Mini. Doch kleine Autos bringen einen klaren Nachteil mit sich: Sie liefern auch nur kleine Renditen. Die Profitabilität des Unternehmens könnte weiter sinken, je mehr man auf die Masse der Kleinwagen setzt.

Zusätzlich gefordert wird BMW durch die Umweltdebatte. Unter den deutschen Herstellern gelten die Münchner zwar als vorbildlich. Sie setzen in vielen Modellen spritsparende Technologien ein, gewinnen beispielsweise die Bremsenergie zurück und nutzen sie wiederum für den Antrieb. BMW kann die Selbstverpflichtung der europäischen Hersteller wohl erfüllen und den Verbrauch seiner Fahrzeugflotte von 1995 bis 2008 um 25 Prozent reduzieren.

„Wir sind heute dort, wo andere noch hin wollen“, sagt Reithofer. Doch der BMW-Manager glaubt, dass das in Zukunft nicht reicht.

Die Forderungen nach niedrigeren Verbrauchs- und Abgaswerten würden die Branche die nächsten zehn Jahre begleiten. Und wenn das Öl immer knapper und teurer wird, dann brauchen die Autohersteller langfristig einen alternativen Antrieb. Wenn es nach Reithofer geht, dann soll BMW bei der Entwicklung solcher Technologien eine führende Rolle spielen.

Für den Münchner Konzern bedeutet dies, er muss zusätzliche Milliarden in die Forschung und Entwicklung stecken. Auszahlen aber dürften sich diese Investitionen erst in mehreren Jahren, wenn neue Antriebskonzepte erstmals in den BMW-Limousinen eingesetzt werden können.

die sechs BMW-Vorstände schon seit Januar dieses Jahres regelmäßig im oberbayerischen Dörfchen Gmund zu vertraulichen Sitzungen. In der Tagungsstätte des Unternehmens am Tegernsee wird dann diskutiert, mitunter auch heftig gestritten, vor allem, wenn es um das für die meisten Manager Heiligste geht: die Marke BMW.

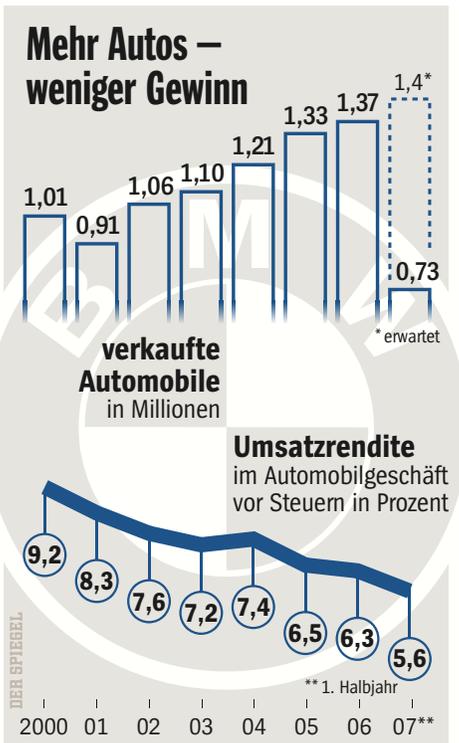
Als Totschlagargument für jeden Vorschlag gilt der Vorwurf, die Marke könne beschädigt werden. Aber BMW-Boss Reithofer lässt das nicht gelten. Er sagt: „Wir müssen heilige Kühe schlachten.“

Das fängt an bei den Motoren. Die bayerischen Motorenwerke werden erstmals einen BMW anbieten, der nicht von einem allein von den Münchnern entwickelt und produzierten Motor angetrieben wird. Die Einser-Reihe gibt es künftig auch mit einem Herz, das gemeinsam

kauf eigener Motoren ein Zusatzgeschäft zu erschließen.

Zur Debatte steht obendrein eine engere Zusammenarbeit mit dem Konkurrenten Mercedes-Benz. Die beiden süddeutschen Autohersteller entwickeln schon den Hybrid-Antrieb gemeinsam. Und es wird sicher noch zu neuen Kooperationen zwischen den einstigen Erzrivalen kommen. Denn auch die Stuttgarter müssen sehr viel Geld in neue Technologien investieren, können diese aber nur in einer relativ kleinen Zahl von Fahrzeugen einsetzen.

Einen wesentlichen Vorteil gegenüber Mercedes-Benz hat BMW allerdings: Die Münchner verfügen mit der Industriefamilie Quandt, die mehr als 46 Prozent der Aktien hält, über einen bislang sehr stabilen Großaktionär. Reithofer kann des-



**BMW-Chef Reithofer:** „Wenn ein Unternehmen langfristig nicht wächst, dann ist es tot“

Jahrelang werden die Projekte viel Geld verschlingen, ohne dass nennenswerte Ergebnisse vorgezeigt werden können.

Im Gegensatz zu seinem bayerischen Rivalen Audi hat BMW dabei den Nachteil, dass es die teuer entwickelte Technik nur in relativ wenige Fahrzeuge einbauen kann – in die rund 1,4 Millionen Autos seiner Marken BMW, Mini und Rolls-Royce.

Audi dagegen kann eine Entwicklung aus den eigenen Labors dem Mutterkonzern VW und den Schwestermarken Škoda und Seat anbieten. Der VW-Konzern verkauft rund sechs Millionen Autos im Jahr. Entsprechend eher können sich bei den Ingolstädtern Investitionen in den Umweltschutz verzinsen.

Um in dieser komplexen Gemengelage eine klare Strategie zu finden, treffen sich

mit dem PSA-Konzern (Peugeot, Citroën) hergestellt wird und dadurch über 1000 Euro billiger ist.

Bei der Marke Mini gab es diese Form der Kooperation schon, bei BMW noch nicht. Für manch eingefleischten BMW-Entwickler klingt das bislang gerade so, als hätte man ihm ein Kuckuckskind untergeschoben.

Diskutiert wird in den Vorstandsklausuren sogar, ob BMW künftig die eigenen Motoren an andere Autokonzerne verkauft. So könnten die hohen Entwicklungskosten eher wieder eingespielt werden. Auch hier tragen einige im Konzern schwer an ihren Bedenken. Ein BMW-Motor in einem Mitsubishi ist für sie schwer vorstellbar. Aber Reithofer scheint entschlossen, dem Unternehmen mit dem Ver-

halb langfristiger planen. Er wird nicht an der Rendite eines Quartals oder Geschäftsjahres gemessen.

Aber natürlich fordern auch die Quandts eine ordentliche Verzinsung ihres Kapitals. In den vergangenen Jahren war die ausgeschüttete Dividende eher mager. Und auch der Aktienkurs von BMW entwickelte sich nicht sonderlich berauschend. Die Strategie, die der BMW-Vorstand bei seinen Treffen am Tegernsee vorträgt, muss deshalb auch den Großaktionären eine Perspektive bieten.

Im Spätherbst will Reithofer seine neuen Pläne detailliert dem Aufsichtsrat präsentieren. Seinen Managern hat er schon gesagt, was dabei auf sie zukommt. „Das Einzige, was ich Ihnen versprechen kann: Das wird harte Arbeit.“

DIETMAR HAWRANEK

LEBENSMITTEL

# Lecker Teufelszeug

Neue Untersuchungen über den Krebsauslöser Acrylamid in Chips ärgern die Industrie: Sie investiert in neue Techniken, aber ganz los wird sie die Chemikalie wohl nie.

Der Manager ahnt schon, was auf ihn und seine Kölner Firma Intersnack zukommt: „Mich ärgern diese Zahlen maßlos“, sagt Geschäftsführer Werner Wolf, „wir werden mit Zufallswerten ans Kreuz genagelt.“

Wolf produziert Kartoffelchips, seine Marken heißen etwa „Chio“ oder „funny-frisch“. Anfang dieser Woche wird die Verbraucherorganisation Foodwatch eine Untersuchung veröffentlichen, nach der Wolfs Knabberzeug gefährlich ist, weil es knapp über 300 Mikrogramm des vermutlich krebserregenden Acrylamid pro Kilo-

gegen eine krebverdächtige Substanz einschreitet“ – und die Industrie sehe „sich offensichtlich nicht unter Zugzwang“, das Zeug aus den Chips zu verbannen.

Auf der anderen Seite stehen einige Produzenten, die sich ungerecht behandelt fühlen, weil niemand würdigt, dass sie in den vergangenen Jahren sehr wohl mit Millionenaufwand den Acrylamidgehalt erheblich verringert haben.

Acrylamid ist ein Stoff, der sich immer beim Backen, Rösten und Braten bildet – daheim, bei Bratkartoffeln, Toastscheiben oder Fritten, aber eben auch, wenn die Industrie Chips, Lebkuchen oder Spekulatius herstellt. In Versuchen hat Acrylamid bei Tieren Krebs verursacht und das Erbgut verändert. Es gibt noch keine verlässlichen Erkenntnisse über die Wirkung auf Menschen. Aber das Bundesinstitut für Risikobewertung ist sicher, dass von Acrylamid ein „erstzunehmendes gesundheitliches Risiko“ ausgeht. Theoretisch könne „jede Dosis“ die Gesundheit gefährden. Das Krebsrisiko wachse, „je mehr Acrylamid aufgenommen wird“.

Werner Wolf würde deshalb den 22. April 2002 am liebsten aus seinem „Gedächtnis streichen“. Der Intersnack-Mann

tüten mit Totenkopf, Zeitungen warnten, Acrylamid allein würde in Deutschland 10 000 Menschen das Leben kosten.

Zwar waren Wissenschaftler, Politiker, Behörden und die Hersteller zunächst verwirrt, weil niemand etwas wusste über den Stoff. Aber der Verbraucher reagierte schnell: Er stieg auf Salzstangen und Erdnussflips um. Der Absatz der Chips sackte um ein Viertel weg. Er erholt sich zwar immer wieder, aber jede neue Foodwatch-Untersuchung senkt ihn dann erneut.

So etwas, klagt Wolf, könne einem Unternehmen mit einem Umsatz von 500 Millionen Euro „das Genick brechen“. Der Bundesverband der Deutschen Süßwarenindustrie, Abteilung Knabberartikel, investierte in neue Techniken. Inzwischen habe man die Herstellung „revolutioniert“, sagt Rolf Nilges, Chef der Entwicklungsabteilung von Intersnack. Die Chips mussten heller werden, aber lecker bleiben.

Bestimmte Kartoffelsorten wurden aussortiert, weil die Chipshersteller nur noch Züchtungen gebrauchen konnten, die wenig Zucker enthalten. Zucker vermehrt sich zudem beim Lagern, und deshalb steigt nach der Ernte Woche um Woche bei der Herstellung der Acrylamidgehalt in den Chips. Intersnack lässt nun einen Teil seiner Kartoffeln in Ägypten anbauen. So kommen das Jahr über halbwegs frische Kartoffeln ins Werk.

Die Kartoffeln werden zudem nicht mehr bei 180, sondern nur noch bei 160 Grad frittiert. Und danach bläst eine Luftdüse zu braun geratene Chips in die Abfalltonne. Mit diesen Veränderungen habe Intersnack den Acrylamidgehalt „um mehr als 50 Prozent“ (Nilges) verringert. Dass etwa „Chipsfrisch ungarisch“, der bestverkaufte Snack in Deutschland, die von Foodwatch gemessenen 350 Mikrogramm aufweise, bestreitet die Firma nicht. Doch dieser einzelne Wert sei unseriös. Je nach Sorte und je nachdem, wie lange die Kartoffeln liegen, würden die Chips nach eigenen Messungen zwischen 100 und 1000 Mikrogramm aufweisen: Die Foodwatch-Zahlen seien eine willkürliche Momentaufnahme.

Auch um Druck auf die Hersteller aufzubauen, schlägt Foodwatch vor, eine „Kennzeichnungsvorschrift“ einzuführen, nach der auf jeder Packung der Acrylamidgehalt angegeben wird. Der Kunde könne sich so entscheiden, ob er zu Chips mit viel oder wenig Acrylamid greife. Die Angabe des Acrylamidgehalts ließe die Chipstüten aber fast aussehen wie Zigarettenschachteln.

Er würde die Werte ja trotzdem auf die Tüten schreiben, sagt Wolf, das gehe nur nicht: Die noch warmen Chips werden nämlich luftdicht eingeschweißt. Würde er sie im Labor messen, sagt der Manager, würden sie einen Tag liegen – und damit pappig werden: „Keiner würde sie mehr essen.“

UDO LUDWIG



ROLF VENNENBERG / PICTURE-ALLIANCE/ DPA

## Acrylamidwerte in Chips

nach Tests im Juli 2007 (Auswahl)

Quelle: www.foodwatch.de

MARKE	ACRYLAMID in Mikrogramm je kg Chips	VERÄNDERUNG gegenüber Juni 2006
„Rusti Crusti Croc Paprika“ (Lidl)	47	-85%
„Feurich Stapel-Chips Paprika“ (Aldi)	220	-50%
„Lorenz snack-world Crunchips Paprika“	240	-39%
„Funny-frisch Chips-frisch ungarisch“	350	-8%
„Feurich Chips Paprika“ (Aldi)	370	-1%
„Pringles Paprika“	1600	+48%
„Molenaarje potato chips organic Paprika“	1600	+437%

Intersnack-Labor (in Grevenbroich): „Ans Kreuz genagelt“

gramm enthält. Weitaus höher giftbelastet sind laut Foodwatch zwar die Chips etwa der Konkurrenzmarke „Pringles“, die 1600 Mikrogramm Acrylamid enthalten. Das tröstet Wolf aber nicht, denn die Meldung folgt einem jährlichen Ritual – und wird auch wohl dieses Mal wieder seinen Umsatz drücken.

Der fünfjährige Zank um die Gesundheitsgefahr durch Kartoffelchips geht jetzt, schreibt Foodwatch, in die nächste Runde. Auf der einen Seite stehen die Verbraucherschützer, für die Kartoffelchips-Untersuchungen ein hervorragendes Mittel sind, um einmal pro Jahr die Politik der Regierung zu kritisieren, weil diese „nicht aktiv

hatte sich mit Kollegen zu einem mehrtägigen Planungstreffen verabredet und war gerade beim Zähneputzen. Da habe das ZDF-„Morgenmagazin“ berichtet, schwedische Forscher hätten herausgefunden, dass Frittiertes wegen des Acrylamids Krebs erzeugen könne. Aus dem Planungsmeeting wurde eine Krisenkonferenz.

Von einem Tag auf den anderen, sagt Wolf, habe man aus der Sicht der Öffentlichkeit „Teufelszeug“ hergestellt. In den USA, dem Mutterland der Chips (Pro-Kopf-Verzehr 7,7 Kilogramm pro Jahr), juckte die Chemikalie kaum jemanden, nur die Deutschen (880 Gramm pro Jahr) reagierten deutlich. Das Fernsehen zeigte Chips-

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Wir sind nicht erpressbar“

Bahnchef Hartmut Mehdorn über die hohen Lohnforderungen seiner Lokführer, den drohenden Arbeitskampf zur Haupturlaubszeit und den breiten politischen Widerstand gegen die geplante Privatisierung des Staatsunternehmens



MANFRED KLIMKE

durch illegale Aktionen der Bahn ein Millionenschaden entsteht, dann wollen wir den ersetzt haben. Aber am Ende entscheiden darüber die Gerichte.

**SPIEGEL:** Müssen streikende Lokführer mit Disziplinarmaßnahmen rechnen?

**Mehdorn:** Streik heißt nicht, dass gegen die Betriebssicherheit verstoßen werden darf. Wer seinen Zug auf freier Strecke stehenlässt, wie es einige Lokführer bei ihren jüngsten Warnstreiks getan haben, gefährdet alle. Wenn da ein anderer Zug hinterherfährt, kann es zu schlimmen Unfällen kommen. Wir werden Lokführer, die unverantwortlich handeln, zur Rechenschaft ziehen und sofort vom Dienst suspendieren. Das war bereits in einem Fall so. Die Sicherheit des Bahnverkehrs ist heilig und steht auch über Streik.

**SPIEGEL:** Schon eine kleine Gruppe streikender Lokführer kann Ihren Schienenverkehr weitgehend lahmlegen. Was wollen Sie dem entgegensetzen?

**Mehdorn:** Nicht alle Lokführer sind bei jener Gewerkschaft organisiert, die jetzt den Arbeitskampf führen will. Beamte dürfen ohnehin nicht streiken. Deshalb rechne ich damit, dass nur ein Drittel der Lokführer für einen Streik überhaupt in Frage kommt. Darauf müssen wir uns leider einstellen. Wir sind aber nicht erpressbar.

**SPIEGEL:** Was haben Sie vor?

**Mehdorn:** Wir werden versuchen, unsere Dienstpläne ohne streikbereite Lokführer aufzustellen. Wer nicht am Dienst teilnimmt, kann auch nicht streiken. Parallel dazu werden wir ein Sonderausbildungsprogramm für Interne und Externe starten, das uns möglichst rasch zusätzliches Fahrpersonal bringen wird. Wenn die GDL trotz unseres neuen Angebots und trotz unserer Einigungsbemühungen doch streiken sollte, werden wir uns nach Alternativen umschauen müssen.

**SPIEGEL:** Im Gegenzug wollen Sie die streikenden Lokführer feuern?

**Mehdorn:** Alle unsere Mitarbeiter, auch die Lokführer, genießen bis 2010 einen Kündigungsschutz. Also nein, wir wollen verhandeln. Wir haben Angebote gemacht. Aber was sollen wir tun, wenn wir es mit einem Gewerkschaftsfunktionär zu tun haben, dem es nach eigenen Worten um den „letzten Schuss“ geht?

**SPIEGEL:** Hand aufs Herz: Sie würden doch selbst streiken, wenn Sie als Lokführer

**Bahn-Vorstandschef Mehdorn:** „Die Forderungen sind irrwitzig“

**SPIEGEL:** Herr Mehdorn, Sie haben gerade Ihren 65. Geburtstag gefeiert. In so einem Alter ziehen sich andere Manager in den Ruhestand oder auf komfortable Aufsichtsratsposten zurück. Gehören Sie zu den Menschen, die nicht loslassen können?

**Mehdorn:** (lacht) Überhaupt nicht, ich bin ein guter Loslasser. Aber ich bringe auch gern Dinge zu Ende. Und da mein Aufsichtsrat der Auffassung war, dass die seit 1994 laufende Bahnprivatisierung auf gutem Weg, aber noch nicht abgeschlossen ist, mache ich weiter. Außerdem: Man ist so alt, wie man sich fühlt. Und ich fühle mich noch gar nicht wie 65.

**SPIEGEL:** Die Lokführer-Gewerkschaft GDL unter Manfred Schell bereitet einen Streik vor und droht, die ganze Republik lahmzulegen. Wie groß kann der Schaden werden?

**Mehdorn:** Der drohende Arbeitskampf verunsichert schon heute unsere Kunden. Bereits jetzt gehen uns täglich Einnahmen in Millionenhöhe verloren. Eine kleine Gruppe von Gewerkschaftsfunktionären hat ihre Mitglieder mit illusorischen Forderungen verführt und versucht, die Bahn-

belegschaft zu spalten. Was hier läuft, hat das Maß des Erträglichen überschritten.

**SPIEGEL:** Die Lokführer fordern 31 Prozent mehr Geld und einen eigenen Tarifvertrag. Beides haben Sie abgelehnt. Können Streiks überhaupt noch verhindert werden?

**Mehdorn:** Die Forderungen sind irrwitzig. Das wird es nicht geben. Die Lokführergewerkschaft will 31 Prozent erzwingen, während sie mit unseren Wettbewerbern Abschlüsse von 2 oder 3 Prozent aushandelt. Das ist Willkür. Wir werden nicht das Ganze gefährden, nur weil sich ein paar Funktionäre selbst verwirklichen wollen.

**SPIEGEL:** Heißt das, Sie sind zu keinen Gesprächen mehr bereit?

**Mehdorn:** Doch. Noch am Freitag haben wir der Gewerkschaft ein neues und verbessertes Angebot vorgelegt und dem GDL-Chef vorgeschlagen, mit uns zu verhandeln. Statt unser Angebot in Ruhe zu prüfen, hat die GDL es prompt abgelehnt. Diese Verweigerungshaltung ist absolut unverantwortlich.

**SPIEGEL:** Werden Sie die Gewerkschaft auf Schadensersatz verklagen, wenn es zum Streik kommen sollte?

**Mehdorn:** Für alle rechtswidrigen Streiks werden wir Schadensersatz fordern. Wenn

Das Gespräch führten die Redakteure Michael Sauga und Jörg Schmitt.



PAUL LANGROCK / ZENIT

**DB-Schienenetz (in Frankfurt am Main):** „Wir klauen kein Geld, und wir tragen es nicht am Bund vorbei zu irgendwelchen Heuschrecken“

2000 Euro im Monat verdienten, aber dafür die Verantwortung für 400 Passagiere hätten, die Sie mit Tempo 300 durch die Republik chauffieren müssten, oder?

**Mehdorn:** Wir bezahlen durchschnittlich 33.000 Euro brutto pro Jahr. Bei unseren Wettbewerbern verdienen Lokführer bis zu 25 Prozent weniger. Und die Verantwortung der Kollegen in der Betriebsleitzentrale und in der Instandhaltung ist genauso hoch wie die der Lokführer. Wir stehen im Wettbewerb mit dem Straßenverkehr und anderen Bahnen, da können wir uns keine astronomischen Abschlüsse leisten.

**SPIEGEL:** Wenn es ernst wird, muss der Mann im Führerstand entscheiden.

**Mehdorn:** Bei der Bahn stehen alle Beschäftigten in einer Verantwortungskette. Jeder macht seine Aufgabe abhängig von anderen. Da ist keiner besser oder schlechter. Am Prinzip eines einheitlichen Tarifsystems lassen wir nicht rütteln, auch nicht vom GDL-Chef, der meint, kurz vor seiner Pensionierung in der Urlaubszeit einen völlig unnötigen Showdown initiieren und alle unsere Kunden verunsichern zu müssen.

**SPIEGEL:** Bislang war die Sozialpartnerschaft ja eine hohes Gut bei der Bahn – sogar ein Teil Ihrer Börsenstory. Schreckt

der Zoff mit der GDL mögliche Investoren nicht ab?

**Mehdorn:** Natürlich schaut sich ein Investor, aber auch unser heutiger Gesellschafter genau an, wie ein Bahnvorstand mit den Gewerkschaften umgeht und wie das Betriebsklima ist. Keiner investiert in ein Unternehmen, in dem eine kleine Funktionsgruppe Narrenfreiheit hat. In Frankreich hat die SNCF rund ein Dutzend verschiedene Gewerkschaften, das heißt, sie ist schwer steuerbar. Ich lege großen Wert darauf, dass wir in den vergangenen Jahren mit hohem Maß an Sozialverträglichkeit das Unternehmen saniert haben – im guten Dialog mit allen Gewerkschaften. Das wird ohne Not aufs Spiel gesetzt. Und weil mir dies immer ein Herzensanliegen war, akzeptiere ich keine Mitarbeiter erster und zweiter Klasse.

**SPIEGEL:** Apropos Börsengang: Sie wollen die Bahn zu einem Weltmarktführer in der Logistikbranche machen. Was aber hat der normale Bahnreisende auf der Schwäbischen Alb oder in Mecklenburg davon?

**Mehdorn:** Wir sind Europas größtes Verkehrsunternehmen und müssen uns, wie unsere Wettbewerber aus Frankreich und Großbritannien, auf dem Kapitalmarkt be-

wegen können. In Umfragen heißt es immer wieder, mehr als die Hälfte der Bürger sei angeblich gegen eine Privatisierung der Bahn. Das liegt auch daran, dass beispielsweise der hessische Verkehrsminister Alois Riehl den Leuten weismachen will, dass das Schienennetz verkommen und eine Vielzahl von Strecken stillgelegt werden würde. Da werden wider besseres Wissen aus populistischem Kalkül Unwahrheiten in die Welt gesetzt. Tatsache ist: Der Regionalverkehr wird von den Ländern geplant und bestellt. Wir sind da nur Auftragskutscher. Wenn die Länder Strecken abbestellen, weil sie kein Geld haben, dann fahren wir sie nicht mehr.

**SPIEGEL:** Also alles nur Panikmache?

**Mehdorn:** Ich kann die Mär von irgendwelchen Heuschrecken, die bei uns einsteigen und die Strecke nach Hinterwitten sofort stilllegen würden, nicht mehr hören. Wer so etwas sagt, behauptet vorsätzlich Falsches. Kein Aktionär bei Mercedes bestimmt doch, wie viele Autos das Unternehmen im nächsten Jahr in Rot, Weiß oder Gelb produziert. Weder wir noch ein künftiger Anteilseigner kann einfach Strecken stilllegen. Dazu sind wir rechtlich gar nicht in der Lage. Ein künftiger Bahn-Investor bleibt laut Grund-

gesetz in der Minderheit. Der Bund behält mit 51 Prozent weiter die Mehrheit an der Bahn. Wo ist also das schreckliche schwarze Heuschreckengespenst?

**SPIEGEL:** Die Länder haben in der vergangenen Woche mehr Geld und ein größeres Mitspracherecht bei den Investitionen im Nahverkehr gefordert – ansonsten wollen sie das vom Kabinett bereits beschlossene Privatisierungsgesetz im Bundesrat kippen. Könnten Sie mit den Forderungen leben?

**Mehdorn:** Das sind durchaus Themen, über die man reden kann und muss. Aber das ist Sache des Bundes, nicht der Bahn. Wir haben beispielsweise nichts dagegen, dass die Länder Einblick in den Schienenzustandsbericht erhalten, den wir schon zum zweiten Mal dem Bund übergeben haben. Und um da gleich mit einer weiteren Legende aufzuräumen: Das deutsche Schienennetz ist nicht verrotten – es ist eines der besten

und die Bahn zum Wahlkampfthema bei den Landtagswahlen im nächsten Jahr wird? Dann wäre Ihr erhoffter Börsengang doch endgültig tot.

**Mehdorn:** Die Gefahr besteht – und sicherlich spekuliert da auch der eine oder andere drauf. Vielleicht hält es mancher auch für einen großen Sieg, eine Bahnreform, die seit 1994 läuft, aufgehalten zu haben. Nur einen Punkt werde ich nie verstehen: dass selbst ein Unionspolitiker wie Herr Riehl sich hinstellt und das Netz verstaatlichen will. Und das auch noch mit dem Argument, der Wettbewerb sei in Gefahr. So etwas hätte ich einem CDU-Wirtschaftsexperten nicht zugetraut. Ich glaube nach wie vor, dass es keine Alternative gibt zu einer Teilprivatisierung, bei der die Bahn das Schienennetz betreibt. Der Staat hat das bei der Bundesbahn und Reichsbahn schon einmal nicht gekonnt.

nicht zahlen will, dann gibt es eben weniger Schienenverkehr. Die Frage ist: Wollen wir das? Jedenfalls können wir ohne dieses Geld die Qualität unseres 34 000 Kilometer langen Schienennetzes bis in alle Ecken des Landes schlicht nicht aufrechterhalten.

**SPIEGEL:** Sie betreiben Rosinenpickerei. Obendrauf soll der Steuerzahler einem Investor nach 15 Jahren auch noch einen Ausgleich in Milliardenhöhe zahlen, sollte das Netz an den Bund zurückfallen, weil die Bahn es heruntergewirtschaftet hat.

**Mehdorn:** Das würde nur im Falle schlechter Leistung der Bahn eintreten, was wir nicht vorhaben. Niemand wirtschaftet das Netz herunter. Wir fahren jeden Tag mehr als 35 000 Züge und haben größtes Interesse an dem Netz, mehr als jede staatliche Verwaltung. Die Bahn investiert zudem mit eigenem Geld in das Netz – in den letzten Jahren über eine Milliarde Euro per an-



Sitz des Bundesrats in Berlin, GDL-Boss Schell: „Bereits jetzt gehen uns täglich Einnahmen in Millionenhöhe verloren“

in ganz Europa, sogar der ganzen Welt. Wenn man sich um das deutsche Straßennetz so intensiv kümmern würde wie um uns, gäbe es mit Sicherheit weniger Baustellen, Schlaglöcher und Staus.

**SPIEGEL:** Die Länder fordern auch, dass Ihre Trassenpreise regelmäßig von der Bundesnetzagentur überprüft werden.

**Mehdorn:** Das können die ruhig, damit haben wir kein Problem. Was wir an Trassenpreisen bekommen, stecken wir eins zu eins wieder in das Schienennetz. Wir klauen kein Geld, wie manche glauben machen wollen, und wir tragen es nicht am Bund vorbei in die Taschen irgendwelcher Heuschrecken.

**SPIEGEL:** Aber Sie könnten sich Wettbewerber vom Hals halten, indem Sie die Trassenpreise drastisch erhöhen.

**Mehdorn:** Das Argument kenne ich. Eine weitere Legende. Glauben Sie mir, die Netzagentur ist für Wettbewerbsgleichheit zuständig und wird uns ganz genau auf die Finger schauen. Taschenspielertricks sind da nicht drin. Außerdem: Bei zu hohen Preisen verlieren wir unsere Kunden an die Straße, auf der übrigens bei vielen ausländischen Lkw niemand Lohndumping kontrolliert.

**SPIEGEL:** Haben Sie keine Angst, dass durch die Forderungen der Länder der Zeitplan für den Börsengang durcheinandergerät –

**SPIEGEL:** Vielleicht wollen die börsenkritischen Politiker auch nur verhindern, dass Ihre Börsenpläne auf dem Rücken der Steuerzahler ausgetragen werden. Der Bundesfinanzminister bekäme für 49 Prozent der Bahn vielleicht 5 Milliarden Euro, der Bund muss aber in den nächsten 15 Jahren für den Erhalt des Netzes weiter rund 37 Milliarden Euro an die Bahn zahlen. Ein schlechtes Geschäft.

**Mehdorn:** Das ist doch falsch, und die Bahn ist gewiss sehr viel mehr wert. Und: Wenn der Bund die jährlichen 2,5 Milliarden Euro, die ausschließlich für Ersatzinvestitionen da sind, nicht zahlen will, könnte er ja die Trassengebühren erhöhen und sich so die nötigen Netz-Investitionen vom Markt bezahlen lassen. Aber das würde nicht funktionieren, denn dann wären beispielsweise Transporte auf der Schiene nicht mehr rentabel, und es würden noch mehr Laster die Straßen verstopfen. Ganz zu schweigen vom Desaster für unser Klima.

**SPIEGEL:** Das beantwortet noch nicht die Frage, weshalb die Bürger für die bessere Rendite eines Investors aufkommen sollen.

**Mehdorn:** Halt, wir reden hier ja nicht über irgendeinen Investor – der Bund ist ja als Mehrheitseigentümer mit 51 Prozent immer dabei. Wenn er die 2,5 Milliarden

num. Dass ein möglicher Anteilseigner für diese – seine eigenen – Investitionen eine Art Ausgleich haben will, wenn er das Netz verliert, halte ich für nachvollziehbar.

**SPIEGEL:** Was wollen Sie denn mit dem Erlös aus dem Börsengang anfangen?

**Mehdorn:** Wir müssen zunächst mal unser Eigenkapital aufstocken. Wir gehen dabei von rund zwei Milliarden Euro aus. Aber das ist am Ende Sache des Gesellschafters. Der Rest der Summe bleibt beim Bund. Und wenn die Politik es gut mit uns meint, wird sie ein bisschen davon in neue Strecken für uns investieren.

**SPIEGEL:** Sie werden also nicht auf Shoppingtour in der Logistikbranche gehen?

**Mehdorn:** Jetzt mal Schluss mit solchen Märchen! 90 Prozent unserer Investitionen fließen in die Eisenbahn in Deutschland. Akquisitionen werden wir wie bisher auch weiter aus dem Tagesgeschäft finanzieren.

**SPIEGEL:** Was, wenn die Privatisierung in letzter Minute scheitert? Nehmen Sie dann Ihren Hut?

**Mehdorn:** Die Privatisierung wird nicht scheitern. Sie ist alternativlos richtig – also keine Sorge. Außerdem habe ich gar keinen Hut.

**SPIEGEL:** Herr Mehdorn, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

# Schluss mit Hopsasa

Finale furioso einer Freundschaft alter Platten-Dinosaurier: Thomas Stein, Chef der Jack White Productions AG, schmeißt den Firmengründer raus.

**N**oten? Welcher Komponist braucht denn Noten! Wenn Jack White zur Gitarre greift, sprudeln die Melodien und Reime auch ohne Partitur nur so aus ihm heraus.

Die Schlagerwelt hat ihm bleibende Zeilen wie „Wir singen Tralala und tanzen Hopsasa“ zu verdanken. Stars wie Tony Marshall und Paul Anka, Engelbert und Jürgen Marcus brachten es mit White-Songs zu Weltruhm – und er selbst zu einem der erfolgreichsten deutschen Popmusik-Komponisten und -Produzenten der vergangenen Jahrzehnte.

Sein Leben lang verließ sich White, geborener Horst Nussbaum, auf sein Bauchgefühl. Und so glaubte er auch im Herbst 2005, eine geniale Idee zu haben: Er holte den Musikmanager Thomas Stein, der zuvor die Bertelsmann-Tochter BMG Entertainment in Deutschland geleitet hatte und als „Onkel Stein“ in der Jury der RTL-Castingshow „Deutschland sucht den Superstar“ verhaltensauffällig wurde, in seine Firma Jack White Productions (JWP).

Stein sollte das Unternehmen retten oder nach vorn bringen – je nach Perspektive. Am Ende wurde daraus nun eines der bizarrsten Kapitel des längst verbliebenen Neuen Marktes. Dort war JWP 1999 fulminant gestartet – und anschließend von rund 53 Euro pro Aktie in immer neue Tiefen abgestürzt. „In einem Jahr werden wir ein anderes Unternehmen sein“, formulierte White Ende 2005 die Hoffnungen, die er in den Männerfreund Stein setzte. Der stieg kurz darauf vom Aufsichtsrat in den Vorstandsvorsitz auf. Ein halbes Jahr später schasste er den Finanzchef – Whites Sohn Frank Nussbaum. White senior ahnte nicht, wie stark sich das Unternehmen noch verändern würde.

Am Mittwoch vergangener Woche, um halb acht Uhr abends, bekam er Gewissheit: Die JWP kündigte via Ad-hoc-Meldung an, dass sie „den Unternehmensgründer Jack White mit sofortiger Wirkung als Geschäftsführer der Tochtergesellschaft White Records GmbH abberufen und seinen Beratervertrag mit der JWP AG fristlos



**JWP-Chef Stein**  
„Vertrauensbruch“



**Musikproduzent White, Ehefrau Janine**  
„Wir singen Tralala“

gekündigt“ habe. Kurz: Der neue hatte den alten Hausherrn rausgeschmissen.

Ein Finale furioso, das Branchenkenner als den vorläufigen Höhepunkt eines „Machtkampfs zweier Dinosaurier“ bezeichnen. Denn beide gelten in der sich rasant verändernden Musikszene als eher antiquierte Grauzausel des Plattengeschäfts. Steins Wiederbelebungsversuch von Heino wird eher belächelt. White wiederum habe außer dem singenden Skifahrer Hansi Hinterseer nicht mehr viel zu bieten.

Doch wie auch immer man die beiden einschätzt: Zwei Alpha-Tiere waren für die kleine Schlagerklitsche zu viel.

„Der Stein hat doch keine Ahnung von Musik“, schimpft White jetzt. Die Künstler, die er angeschleppt habe, seien „allesamt Flops“. „Der Aktienkurs sagt doch alles: Als ich an Stein übergeben habe, lag der bei neun Euro, jetzt sind es nur noch eins fünfzig.“

Das allerdings mag auch andere Gründe haben. Als Stein Ende Januar den Alleinvorstand bei JWP übernahm, begann er mit einer konsequenten Aufarbeitung der Vergangenheit. Besonders bei der

US-Tochtergesellschaft verzeichnete JWP herbe Einbußen. Stein schickte zur Klärung die Wirtschaftsprüfer von KPMG los.

Deren Ergebnis liegt zwar noch nicht vor, doch Stein scheint sich seiner Sache so sicher, dass er White das Gehalt für dessen lebenslangen Beratervertrag nicht mehr überwies. Es sollte mit den Tantiemen verrechnet werden, die der Firmengründer aufgrund eines scheinbar guten Ergebnisses zuvor kassiert hatte.

Schon mehrfach hatte sich White in eigener Sache spendierfreudig gezeigt: Am 15. Januar, zwei Wochen bevor er den Vorstandssitz bei JWP abgab und Geschäftsführer bei der Tochter White Records wurde, bestellte er sich einen 190 000 Euro teuren Continental GT Cabrio, Farbe Diamantschwarz. Erst nach internen Protesten zahlte er den Luxuswagen teils privat. Schon den Verkauf von Aktien im Wert von über neun Millionen Euro im Februar 2006 hatten ihm viele übelgenommen.

Als nun sein Beratergehalt ausblieb, drohte White nach eigenen Angaben mit Kündigung, sollte bis zum 1. August keine Zahlung eingehen. Am Stichtag lief er an seinem Wohnort Kitzbühel auf den Berg und wartete bis Bankenschluss. Es kam – kein Geld.

„Ich war wie befreit“, sagt er nun.

Denn tags darauf wollte er kündigen und auf Schadensersatz klagen. Er feierte mit Freunden beim Rotwein, als ihn die Ad-hoc-Meldung von seinem Rauswurf erreichte.

Zum endgültigen Zerwürfnis war es eh schon vorher gekommen als Stein ankündigte, den Transcontinent Musikverlag, der viele von White komponierte Stücke verwaltet, zu verkaufen – das „Tafelsilber“, wie White meint. Diese Schmach wollte der Schlagerkönig nicht tatenlos hinnehmen. Anfang des Jahres gründete er den Gloriella Musikverlag Horst Nussbaum. JWP-Chef Stein zeigte sich schockiert über diesen „Vertrauensbruch“. Öffentlich schweigt er zu der Sache – aber er kündigte dem Gründer fristlos.

Der wiederum vermutet, JWP habe – obwohl er es nie mitgeteilt hatte – von seiner Gloriella-Aktivität gewusst. Mit der Kündigung wolle man doch nur seiner eigenen Zuvorkommenheit. Nun werden sich die Gerichte der Sache annehmen müssen.

Bei JWP, so bleibt zu vermuten, wird der Gründer nie wieder eine Rolle spielen. „Menschlich enttäuscht“ sei er von Thomas Stein, sagt er. „Ihn zu holen war der größte Fehler meines Lebens.“

MICHAELA SCHIESSL

WERBUNG

## Edeka stoppt Anzeigen bei Bertelsmann

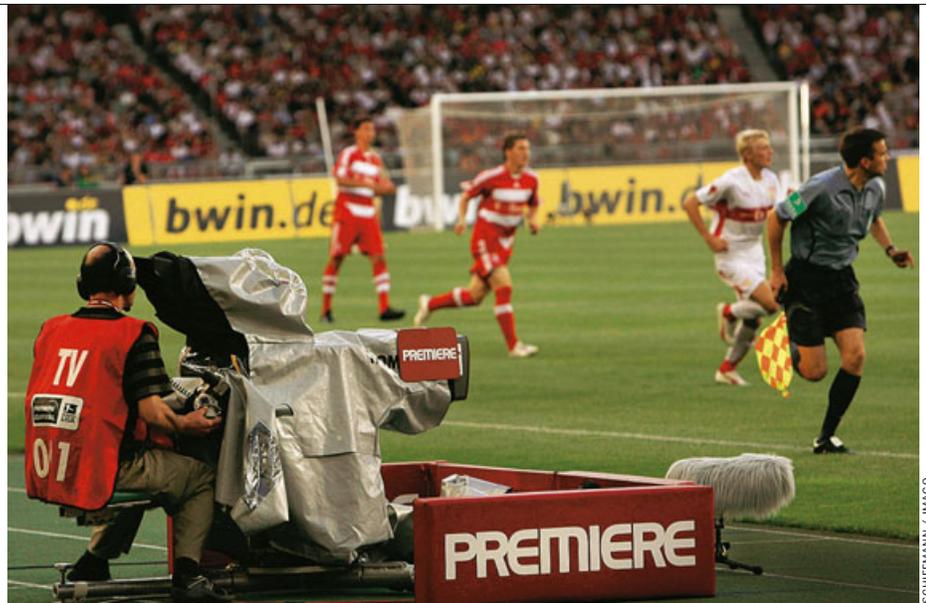
Der Edeka-Konzern hat bei den Bertelsmann-Töchtern RTL und Gruner + Jahr nach Angaben von Insidern Werbespots und Anzeigen für mehrere Millionen Euro zurückgezogen. In beiden Medienhäusern gehen Beteiligte davon aus, Grund für den Rückzieher seien zwei kritische Edeka-Geschichten im Gruner + Jahr-Wirtschaftsblatt „Financial Times Deutschland“ („FTD“). Die „FTD“ hatte im März berichtet, der Verkauf der Baumärkte bei der Tochter Marktkauf werde für Edeka teuer: Weil die einst erfolgreiche Firma zum Sanie-



Edeka-Zentrallager in Hamm/Westf.

OBERHAUSER / CARO

rungsfall geworden sei, müsse Edeka dem Verhandlungspartner Rewe eine millienschwere Mitgift zahlen. Edeka war gegen die Berichte juristisch vorgegangen, inzwischen haben sich beide Seiten auf einen Vergleich geeinigt. Bei Edeka heißt es dazu, wenn es Stornierungen gegeben habe, dann aufgrund strategischer „Umschichtungen im Budget“: So habe man Geld aus der Imagekampagne in nationale Preiswerbung in Radio und Tageszeitungen umgelagert. Mit den „FTD“-Berichten habe dies nichts zu tun. RTL und Gruner + Jahr wollten auf Anfrage keinen Kommentar abgeben.



SCHEFFMANN / IMAGO

SPORT-TV

## Münchner Drohungen

Rechtzeitig zum Start der Fußball-Bundesliga sorgt Premiere-Chef Georg Kofler wieder für Unruhe unter den Fans. Er will, dass die Bundesliga-Berichterstattung ab der Saison 2009 samstags nicht mehr zur üblichen „Sportschau“-Zeit kommt. Und er will nicht ausschließen, künftig den Preis für ein Bundesliga-Abo – derzeit 19,99 Euro monatlich – zu erhöhen. „Preise zu garantieren gehört nicht zu unserer Geschäftspolitik“, so Kofler. Doch ohne Zustimmung der Deutschen Fußball Liga (DFL) hat der Premiere-Chef kaum Spielraum: In seinem Sendekonzept hatte sich der bisherige Rechthebesitzer Arena verpflichtet, die Bundesliga unter 20 Euro anzubieten. Das Konzept ist Teil des Vertrags mit der DFL, in den Kofler nun eingestiegen ist. Weitere

Erhöhungen müsste er folglich erst mit der Liga aushandeln. Ein Ja der DFL aber dürfte die Fans verärgern. Auf die setzt man auch in den ARD-Chefetagen. Zwar ist die Zuschauerzahl der „Sportschau“ seit der Saison 2003/04 leicht rückläufig – sahen damals im Schnitt 6,1 Millionen zu, waren es in der letzten Saison nur noch 5,8 Millionen –, doch garantiert die ARD immer noch ein Millionenpublikum. „Wir gehen davon aus, dass der Bundesliga-Fußball auch weiterhin seine Heimat in der ‚Sportschau‘ haben wird“, sagt ARD-Geschäftsführer Sport Karl-Günther Wollscheid. In Intendantenkreisen beruft man sich auf Gespräche mit den Vereinen: „Dort wird Wert darauf gelegt, dass wir mit der ‚Sportschau‘ ein Massenpublikum für den Fußball lebendig erhalten.“

ARD

## Früher Ärger um Stasi-Drama

Ein für 2008 in der ARD geplantes Stasi-Drama sorgt für Unmut beim Leiter der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, Hubertus Knabe. In dem vom MDR in Auftrag gegebenen Fernsehfilm „12 heißt: Ich liebe dich“ verliebt sich die DDR-Oppositionelle Regina Kaiser im Stasi-Gefängnis in ihren Verhörer Uwe Karlstedt. Mit einem selbst-erdachten Zahlencode gestehen sie sich ihre Zuneigung, nach Kaisers Entlassung



Stasi-Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen

C&M FRANGASO / VISUM

werden die beiden ein Paar. In einem Brief an MDR-Intendant Udo Reiter warnte Knabe, sollte der Film ausgestrahlt werden, würden mit Sicherheit Opferverbände protestieren. Der Film verharmlose die Tätigkeit der Stasi. Es gebe keinen Beleg, dass die angeblich authentische Geschichte nicht eine „nachträgliche Erfindung“ sei. „Uns geht es darum, dass nicht der falsche Eindruck entsteht, die Untersuchungshaft sei eine Art Ehe-Anbahnungs-Institut gewesen“, sagt Knabe. MDR-Fernsehdirektor Wolfgang Vietze hält dagegen, der Film zeige sehr wohl, wie brutal die Stasi vorgegangen sei. Auch Knabes Vorwurf, die Geschichte sei erfunden, sei falsch.

## TV-Vorschau

### Paparazzo

Mittwoch und Donnerstag, 20.15 Uhr, ARD

Der Regisseur „Alan Smithee“ hat in der Filmbranche nicht den besten Ruf: ein Pseudonym, hinter dem sich bekannte Regisseure verbergen, wenn sie sich von einem Werk distanzieren wollen – meist nach monatelangen Streitereien mit Produzenten, Sendern oder Studios. Fast drei Jahre hat es nun sogar gedauert, bis der bereits 2004 gedrehte ARD-Zweiteiler „Paparazzo“ im Sommerloch versendet wird; Regie, laut Vorspann: „Alan Smithee“. Hinter dem Aliasnamen versteckt sich diesmal der Fernseh-Routinier Stephan Wagner („Der Stich des Skorpion“), weil „wir uns



Buzek (M.) in „Paparazzo“

nicht auf eine gemeinsame Schnittfassung einigen konnten“, wie „Paparazzo“-Produzentin Jutta Müller sagt. Der Film selbst (Buch: Matthias Seelig, Produktionskosten: rund 3,5 Millionen Euro) ist nicht ganz so zäh wie seine Entstehungsgeschichte, aber auch hier gibt es Ärger um Bilder: Zwei Boulevardfotografen, gespielt von David Rott und Sascha Göpel, jagen Prominenten hinterher, zur Not sogar bis in den Knast. In Cannes verfolgen sie eine Schauspielerin (Agata Buzek) und filmen sie in einer abgelegenen Villa beim Sex.

### Organhandel in Teheran

Donnerstag, 22.40 Uhr, Arte

Diese erstklassige Dokumentation geht wahrhaft an die Nieren: Etwa alle zehn Minuten bietet in Iran ein junger Mensch den Behörden eine Niere zum Verkauf an. Der Gegenwert – das Halbjahresgehalt eines einfachen Arbeiters – ist oft die letzte Hoffnung für den verschuldeten Spender, der mit dem Empfänger über den Preis für das Organ verhandeln muss. Die Autorin Nima Sarvestani begleit-

tete zwei verzweifelte Spender und zwei Abnehmer durch den Bürokratie-Dschungel und die nervenaufreibenden Monate vom Feilschen bis zur Transplantation.

### Die Tür der Versuchung

Donnerstag, 22.45 Uhr, ARD

Vom Leben im Schatten eines tragischen Ereignisses erzählt der Regisseur Tod Williams in diesem gelungenen Familienmelodram (USA 2004), das auf John Irvings Bestseller „Witwe für ein Jahr“ basiert. Wenn die kleine Ruth Cole ihr Kinderzimmer verlässt, reist sie zurück in die Vergangenheit, bis in die Jahre vor ihrer Geburt. Im Flur hängen zahllose Fotos ihrer Brüder Thomas und Timothy, die sie nie kennengelernt hat. Die beiden starben, bevor sie auf die Welt kam. Ruths Vater Ted (Jeff Bridges), ein erfolgreicher Kinderbuchautor, hat sich anscheinend mit dem Verlust abgefunden, ganz im Gegensatz zu seiner Frau Marion (Kim Basinger). Bewegung in die erstarrte Ehe bringt der 16-jährige Eddie (Jon Foster), der in den Schulferien für einige Wochen auf das Anwesen der Coles kommt, um Ted bei der Arbeit zu helfen. Der Junge verliebt sich Hals über Kopf in Marion und be-



Foster, Basinger in „Die Tür ...“

ginnt mit der über 20 Jahre älteren Frau eine leidenschaftliche Affäre.

### Die Krabbenflut

Samstag, 21.40 Uhr, Arte

Für ihren Film in der Reihe „360 Grad – Geo-Reportage“ hat die Journalistin Ines Possemeyer auf der australischen Weihnachtsinsel im Indischen Ozean eine besondere Rallye beobachtet: 65 Millionen Rote Landkrabben wandern jedes Jahr über die Insel, um zur Eiablage an die Küste zu kommen – Szenen wie aus einem Science-Fiction-Film.

## TV-Rückblick

### Auslandsjournal

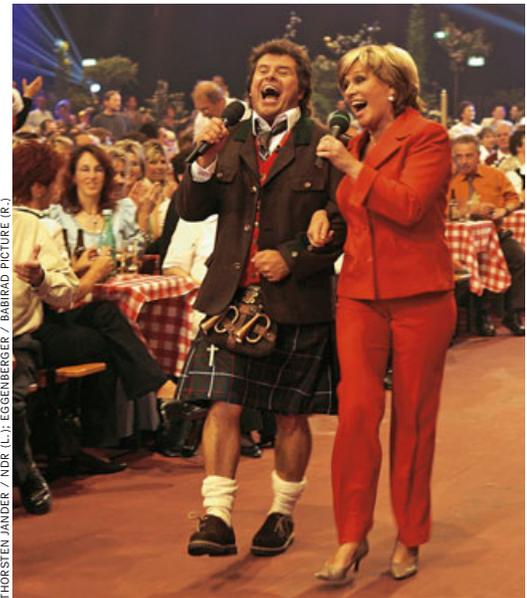
2. August, ZDF

Bei jeder Gelegenheit, etwa wenn wieder eine Gebührenerhöhung ansteht oder die private Konkurrenz ganze Redaktionen auflöst, beschwören die öffentlich-rechtlichen Fernsehsender ihren journalistischen Auftrag. Schade nur, dass es für Reportagen und Dokumentationen im Hauptabendprogramm immer weniger Sendeplätze gibt. So plant jetzt das ZDF, seinen Magazinklassiker „Auslandsjournal“ von 21.15 Uhr in den späten Abend zu verschieben (SPIEGEL 31/2007). Warum eigentlich? Noch gefälliger als am Donnerstag vergangener Woche kann man Aus-



Ossenberg

landsthemen eigentlich nicht verpacken. Kein ausländischer Politiker tauchte in der Sendung auf, auch die üblichen Depressionsthemen wie Darfur oder Afghanistan fehlten diesmal. Stattdessen präsentierte Moderator Dietmar Ossenberg, wie er selbst zugab, „eine typische Urlaubssendung“: Er zeigte einen spannenden Bericht über ein Ferienlager, in dem junge Russen gegen den Westen aufgehetzt werden, Beiträge über fehlende Krippenplätze in Frankreich und Kriminalität in São Paulo sowie eine Reportage über Schweizer Bergbauern. Gipfel der Exotik: Die Bauern redeten Schwyzerdütsch, vom ZDF dankenswerterweise untertitelt. Auch für solche Themen sollte im ZDF Platz sein, und zwar bevor die meisten Zuschauer im Bett liegen.



THORSTEN JÄNDER / NDR (L.); EGGENBERGER / BABIRAD PICTURE (R.)

ARD-Erfolge „Der große Schultest mit Jörg Pilawa“, „Musikantenstadl“, „Tatort“, „Verbotene Liebe“: „Wenn es zynisch ist, um Programmplätze

TV-MANAGER

# Der Quoten-Mann

Die ARD hat einen Vorsitzenden, viele Intendanten und noch mehr Gremien, aber ihr mächtigster Strippenzieher ist bislang Programmchef Günter Struve. Das Erste verdankt ihm unglaublich viel leichte Unterhaltung, aber auch etliche Quotenerfolge. Nun beginnt die Wachablösung.

**H**arald Schmidt hat über Günter Struve, den Programmdirektor der ARD, im SPIEGEL-Gespräch gesagt: „Er ist einer der letzten großen Wahnsinnigen des Fernsehens.“ Leute, die Günter Struve kennen, sagen, das stimmt.

Struve lässt nichts aus. Von halb zwei Uhr bis zum frühen Morgen hört er mitunter Radio. Wenn er denn mal schläft, wacht er alle Viertelstunde auf. Könnte ja sein, dass etwas geschieht in der Welt, was für einen „Brennpunkt“ gut ist.

Morgens um halb sieben sitzt der 67-Jährige dann in seinem Münchner Büro und sieht sich Bänder von ARD-Sendungen an. Um neun Uhr kommen die Quoten vom Vortag. Dann rackert er durch den Tag. Immer dreht sich alles nur um ein Thema: das erste Programm – sein Programm.

Es ist kein Fernsehen für Feinschmecker. Es ist eines für die Masse. Für eine bisweilen träge, unterhaltungsgierige, nach Ablenkung suchende und Anstrengung meidende Mehrheit. Struve selbst sagt, er würde bestimmte Segmente des Programms auch nicht freiwillig in sein Wohnzimmer lassen. Trotzdem lässt er sich regelmäßig dafür prügeln.

Wäre die ARD eine Partei, dann würde man Struve einen Hardcore-Realo nennen.

Er ist immer möglichst weit weg von allem, was nach öffentlich-rechtlichem Fundamentalismus auch nur riecht. Als Politiker würde er Sätze sagen wie „Mehrheit ist Mehrheit“ oder „Opposition ist Mist“.

Als ein paar Intendanten laut darüber nachdachten, es müsse ja nicht immer der erste Platz in der Quotenliga sein, stauchte Struve sie bei einem Treffen der Rundfunkfürsten zusammen: „Es gibt Leute, die meinen, wir können ja ruhig verlieren.“ Dann war Ruhe.

Die ARD hat einen alle zwei Jahre turnusmäßig wechselnden Vorsitzenden, etliche Intendanten und Chefredakteure, die alle irgendwann wechseln. Struve ist immer der Gleiche, seit 1992 schon. In der Politik wäre er der Mann hinter dem Spitzenkandidaten, der Mann fürs Grobe, für die Kampagne.

Struves Kampagnen heißen „Musikantenstadl“, „Sturm der Liebe“, „Verbotene Liebe“, „In aller Freundschaft“, „Um Himmels Willen“, „Tatort“, „Die Tierretter von Aiderbichl“, „Familie Dr. Kleist“. Seine Zugpferde im Kampf um die Mehrheit sind die Fußball-Bundesliga, die „Tagesschau“ und Jörg Pilawa. Die Quote ist Struves Lebenselixier. Sein „tägliches persönliches Fleißzeugnis“, wie ein Ex-Intendant spitz bemerkt.

Doch Struves Zeit als Quoten-Mann neigt sich nun ihrem Ende entgegen. Ein Jahr läuft sein Vertrag zwar noch. Aber hinter den Kulissen reden die Intendanten bereits über mögliche Nachfolger.

In Intendantenkreisen kursiert eine Dreierliste, angeblich stammt sie von Stru-



Programmmanger Struve  
Fernsehen für die Masse



zu kämpfen für Dinge, die man selbst auf den Tod nicht sehen möchte, dann bin ich zynisch“

ve persönlich. Darauf stehen die Fernsehdirektoren Volker Herres (NDR), Manfred Krupp (HR) und Bernhard Nellessen (SWR). Einer der drei wird es wohl werden. Alles andere ist völlig unklar.

Der Riese ARD ist nervös angesichts der Personalie, denn Struve ist der letzte Dinosaurier aus der identitätsstiftenden Zeit im Kampf gegen die Privaten. Die Intendanten Fritz Pleitgen und Peter Voß sind weg. Jobst Plog geht im Januar. Nun schlingert das sorgsam austarierte ARD-Mobile, dessen Fäden bei Struve zusammenlaufen.

Noch ist es immer wieder er, der den angestauten Frust über das Programm auf sich zieht und irgendwie verpuffen lässt. Doch wenn der Prügelknabe geht, könnten die Animositäten zwischen den Anstalten offen ausbrechen.

Zurzeit schwelt der Konflikt zwischen Realos und Fundis nur hinter den Kulissen.

Das Erste habe sich mit der einseitigen Ausrichtung auf Quote zu Tode gesiegt, sagen die Fundis hinter vorgehaltener Hand. Das Programm sei verwechselbar und profillos geworden. Zusätzlich hätten die Skandale der vergangenen Jahre an der Glaubwürdigkeit der ARD gezehrt. Die Schleichwerbeaffäre. Der Jan-Ullrich-Vertrag, der Honorarsteigerung bei Leistungssteigerung versprach. Alles Dinge, die in Struves Umfeld geschahen.

Die Jagd nach einer immer besseren Quote sei der Boden, auf dem diese Skandale besonders gut gedeihen konnten, sagen Kritiker. Mehr Profil statt nur mehr Quote, so ist ihr Slogan. Doch was für ein Profil? Der Informationssender ARD?

Der letzte Versuch in diese Richtung hat die ARD total erschöpft. Erst gab es wochenlang Streit, dann kam nur ein lahmer Kompromiss heraus: Am Ende hatte der WDR den Polit-Talk „Hart aber fair“ mit Frank Plasberg ins Erste gedrückt. Ein Sieg für die Informationssparte, der teuer bezahlt wurde. Denn die Folgen des Umbaus sind verheerend.

Die „Tagesthemen“, Anfang 2006 mit großem Orchester um 15 Minuten vorverlegt, leiden jetzt schon unter wechselnden Anfangszeiten. Ab Herbst wird die Sendung auch noch am Mittwoch einiges später als gewohnt laufen. Das Reportageformat „ARD-exklusiv“ wurde aus dem Hauptabend verbannt. Die Politikmagazine kommen ohnehin kaum aus der Krise. Die Informationsschiene am Montagabend rumpelt heftig.

Dabei waren die Intendanten mit besten Absichten zur Tat geschritten. Nun dämert ihnen allmählich, was sie dabei angerichtet haben. Monika Piel, Intendantin des Plasberg-Hausenders WDR, meldete sich erst kürzlich zu Wort und monierte die unregelmäßigen Anfangszeiten der „Tagesthemen“. Dabei hat sie selbst den

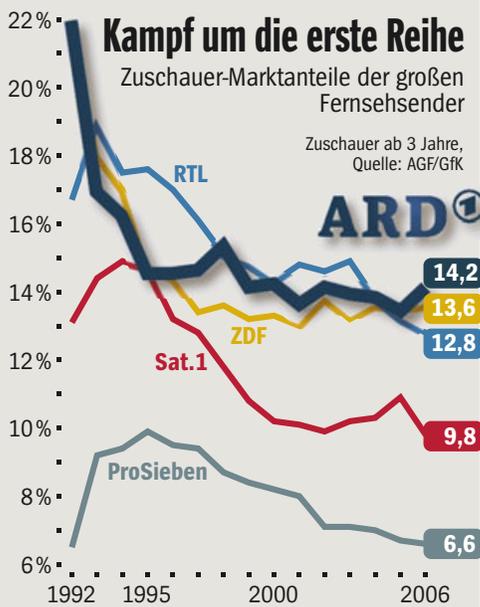
Beschluss mitgetragen. Der Kompromiss trug in seiner letzten Fassung die Handschrift von Günter Struve. Der wollte auf keinen Fall mehrere Programmtage umbauen und so die Sehgewohnheiten der Krankenhausserien-Fans gefährden. Die Intendanten sahen das in der entscheidenden Sitzung auch fast alle ein. Jetzt jammern sie wieder.

Die Selbstunsicherheit geht weit. Ein Helmut-Schmidt-Porträt von Sandra Maischberger traute sich ARD-Chefredakteur Thomas Baumann offenbar kaum noch in der Primetime zu senden. Obwohl der Film dann erst um 22.45 Uhr lief, sahen schließlich doch noch mehr als zwei Millionen zu. Verpasste Chance. Die Übertragung von „Grönemeyers Rock-Gipfel“ zum G-8-Treffen blieb dagegen ein Flop.

Struve weiß so was meist vorher. Er hört einfach auf seine Milz. Sagt er. Die meisten Programmacher in der ARD sind ihm ohnehin zu kopfgesteuert, zu verbildet, zu akademisch. „Bei uns haben ja schon die meisten Sekretärinnen Abitur, wie sollen wir da noch mitkriegen, was die Masse eigentlich will?“ Noch reiben sie sich in der ARD alle an ihm. Noch ist die Arbeitsteilung komfortabel für die Intendanten. Sie sind für das Schöne, Edle, Gute zuständig. Struve schafft die Quote ran. „Intendanten sind ja sowieso außerhalb jeder Schuld“, sagt Struve sarkastisch.

„Er zieht den ganzen Ärger der ARD auf sich“, sagt ein Fernsehdirektor. „Und so werden strukturelle Schwächen der ARD einfach überdeckt, weil alle sagen: Struve ist schuld. Nach außen ist das eine komfortable Lage für alle anderen.“

Der Gescholtene macht das mittlerweile sozusagen mit Vorsatz. Er muss sich das bei Joschka Fischer abgeschaut haben. Der rotzte dem Visa-Untersuchungsausschuss damals genervt entgegen: „Schreiben Sie rein: Fischer ist schuld.“ Immer wenn es ir-



gendwo knallt in der ARD, stellt sich Struve hin und sagt den Journalisten, er nehme alles auf sich. Und damit hat es sich dann.

Den Rest steckt er weg. Als er noch in der Politik war, Redenschreiber bei Willy Brandt und dann im Berliner Senat, hat er zweimal erlebt, wie es ist, von heute auf morgen geschasst zu werden. Das waren Niederlagen, richtige Demütigungen.

Struve sagt: „Wer so etwas hinter sich hat, dem kann die ARD nichts mehr anhaben“ – die er als die härteste Anstalt der Welt beschreibt. „Der Grund dafür, dass die ARD so stark ist, ist der, dass wir uns wechselseitig schon so viel angetan haben, ehe da einer von außen kommt und den



**Struve-Bewunderer Schmidt\***  
„Einer der letzten großen Wahnsinnigen“

Rohrstock aus dem Schrank holt, haben wir ihn schon fünfmal geschwungen.“

Doch er ist nicht nur der Prügelknabe. Er ist auch listig. Geht immer neue Bündnisse ein. Opfert Standpunkte, die er nicht halten kann. Donnert die Intendanten mit Zahlen aus der Fernsehforschung zu. „Er dreht sich so schnell um die eigene Achse, dass seine Schuhe stehenbleiben“, lästert ein Intendant.

Im Streit um die Nachfolge von Sabine Christiansen hat er sich erst für Anne Will eingesetzt, und dann, als er merkte, er kann nicht verhindern, dass Frank Plasberg mit „Hart aber fair“ zusätzlich ins Programm kommt, noch in letzter Minute einen Versuch gestartet, Plasberg statt Will auf den Sonntag zu heben, um eine Ballung von Polit-Talk im Ersten zu verhindern.

Ebenso stoisch wie rücksichtslos verfolgt er dabei seine ganze eigene Idee vom öffentlich-rechtlichen Fernsehen. Er hat es immer so gesehen, dass man überhaupt erst einmal Quote braucht, um sich Profil leisten zu können. Nur ein Programm, dass von den Massen gern gesehen wird, habe die Möglichkeit, diesen Massen wenigstens in kleinen Dosen Politik und Problemfilme und Nischenkultur unterzububeln.

So ist Struves Menschenbild. Er macht sein Publikum nicht besser, als es ist.

„Menschen, die nicht Salieri und Mozart, sondern Rummata hören wollen, haben genauso unveräußerliche Menschenrechte wie ich, sie haben nur andere Geschmacksmuster“, sagt er.

Zynisch finden manche eine solche Programmphilosophie. Struve dreht das um. „Ich finde es zynisch, so zu tun, als sei der Mensch den ganzen Tag bildungshungrig und informationsdurstig. Er darf sich auch entspannen.“ So ist sie, die Welt des Günther Struve. Er meint es ernst. Und er hat Ernst gemacht.

Gleich zu Anfang seiner ARD-Karriere hat er sich auf alles geworfen, was seiner Meinung nach die Zuschauer verschreckt und es möglichst rausgefegt aus dem Programm. Die Volkshochschule ARD vor allem, die keiner mehr sehen wollte, damals, Anfang der neunziger Jahre, als die Privatsender das Publikum in Massen zu sich herüberzogen und Opernfreund Struve seine Arbeit begann. „Wenn es zynisch ist, um Programmplätze zu kämpfen für Dinge, die man selbst auf den Tod nicht sehen möchte, dann bin ich zynisch“, sagt er. Nach ein paar Jahren hatte er den Sturzflug der Quote gestoppt (siehe Grafik).

Er baute das Programm radikal um und gewöhnte die ARD an die Droge Quote, von der sie nun nicht mehr loskommt.

Zum Schluss hätte er seine Idealvorstellung von gutem öffentlich-rechtlichem Fernsehen beinahe noch verwirklicht. Günther Jauch hätte er gern zur ARD geholt. Der TV-Star, der beliebt und glaubwürdig zugleich ist, bei ihm im ersten Programm, das wäre perfekt gewesen. „Die Pyramide hätte er sich noch gern gebaut“, sagt ein Intendant.

Struve schrieb Jauch SMS und E-Mails en masse, redete ihm persönlich gut zu, als der irritiert war über die renitente Art des Apparats. „In der ARD weiß man, wenn am Tag nicht mindestens drei hässliche Briefe kommen, dann war es kein Tag, zumindest kein Werktag“, sagt Struve. „Das war für Jauch absolut neu.“

Irgendwann meldete sich der TV-Star nicht mehr bei ihm, und er überhörte das Alarmzeichen. Er hätte sich in den Flieger setzen und Jauch drangsalieren müssen, sagt er heute. Er tat es nicht. „Das war mein größter Fehler in zehn Jahren, eine der größten Niederlagen meines Berufslebens.“ Jauch sagte ab.

Dabei wäre es für Struve eine doppelte Genugtuung gewesen. Jauch, da ist er sicher, hätte nicht einfach nur den Christiansen-Nachfolger gegeben, sondern das ganze Genre des politischen Magazins neu erfunden. Auf die Überraschung hätte sich Struve gefreut.

Denn ansonsten hält die ARD nicht mehr viel Neues für ihn bereit. „Wenn sich ein Intendant oder ein Fernsehdirektor zu Wort meldet, dann weiß ich schon, was er sagen wird. Auch deshalb wird es Zeit, dass ich aufhöre.“

MARKUS BRAUCK

\* Mit einer Hitler-Parodie in seiner Sendung „Harald Schmidt“ im Februar 2005.

# Absurde Suche

Der Bundestagspräsident jagt Staatsanwälte in sinnlose Ermittlungen gegen Investigativ-Reporter. Sie hatten Geheimdienstunterlagen veröffentlicht.

Der Herr, der alles ins Rollen bracht ist nicht zu sprechen. Norbert Lammert (CDU), Bundestagspräsident, wolle sich nicht äußern, heißt es in seinem Büro. Und der entscheidende Brief könne schon gar nicht herausgegeben werden.

Doch was geheim bleiben soll, bleibt in Berlin selten geheim. Das ist ja das Problem. Auch nicht das Schreiben, das Lammert am 18. April an den Generalstaatsanwalt in Berlin schickte. Es gebe einen „Anfangsverdacht auf Straftaten nach Paragraph 353b StGB“, klagte er darin – also den Verdacht auf „Verletzung des Dienstgeheimnisses“, wie es im Strafgesetzbuch heißt. „Ich ermächtige Sie daher“, so Lammert weiter, „zur Verfolgung etwaiger Straftaten, die sich aus den Veröffentlichungen ergeben könnten.“ Als Anlage schickte der zweite Mann im Staat der Staatsanwaltschaft „eine Zusammenstellung verschiedener Presseberichte“ (Lammert) über den BND-Untersuchungsausschuss.

Ein Bundestagspräsident, der einen Packen Zeitungsartikel an die Staatsanwaltschaft schickt, das hat einen unschönen Beigeschmack, das wirkt wie ein Angriff auf die Pressefreiheit. Denn wenn Staatsanwälte Post vom Bundestagspräsidenten bekommen, dann können sie kaum das tun, was angemessen wäre – die Sache beerdigen, weil die Aussicht, angebliche Geheimnisverräter zu finden, gering ist, erst recht wenn es um Journalisten geht, die ihre Quellen schützen dürfen.



JAN BAUER / AP

**BND-Untersuchungsausschuss:** „Löchrig wie ein Schweizer Käse“

Also machten sich die Staatsanwälte ans sinnlose Werk. Weil Beiträge mit Informationen aus Geheimunterlagen in der „Süddeutschen Zeitung“, dem „Stern“, dem SPIEGEL, der „Zeit“ und anderen Blättern erschienen, laufen inzwischen Ermittlungsverfahren in mehreren Städten. Ihr eigentliches Ziel: jene Parlamentarier oder Mitarbeiter zu ermitteln, die Geheimdossiers weitergaben. Deswegen sollen nun Bundestagsabgeordnete Ermittlern erklären, wer wann von Geheimberichten Kopien fertigte. Doch weil die einzigen konkreten Indizien für den mutmaßlichen Verrat Zeitungsberichte sind, wird auch gegen 17 Journalisten ermittelt. 5 SPIEGEL-Redakteure sind darunter. Der Vorwurf: Verdacht auf Beihilfe zum Geheimnisverrat.

Ermittlungen gegen Journalisten, die Licht ins Geheimdienstdunkel bringen wollen – nicht nur die betroffenen Berufsverbände sind empört. Von einem „breit angelegten Angriff auf die Pressefreiheit“ spricht der Journalistenverband, der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger nennt die Ermittlungsverfahren eine „Dreistigkeit“. Bundestagsabgeordnete wie der Grüne Christian Ströbele sind erzürnt, Wolfgang Nešković, früher Bundesrichter, heute Abgeordneter der Linken, spricht von einem „Missbrauch staatsanwaltschaftlicher Ressourcen“.

FDP-Mann Max Stadler warnt vor einer „massiven Behinderung der journalistischen Tätigkeit“.

Für Rechtsexperten kommen die Ermittlungen gegen Journalisten überraschend, weil das Bundesverfassungsgericht erst im Februar dieses Jahres die Pressefreiheit bekräftigt hatte. Wegen angeblicher Beihilfe zum Geheimnisverrat hatte die Potsdamer Staatsanwaltschaft die Räume des Magazins „Cicero“ durchsuchen lassen – verfassungswidrig, wie Karlsruhe später

erklärte. Wörtlich heißt es in dem Urteil: „Die Pressefreiheit umfasst auch den Schutz vor dem Eindringen des Staates in die Vertraulichkeit der Redaktionsarbeit sowie in die Vertrauenssphäre zwischen den Medien und ihren Informanten.“

Karlsruhe hatte kaum geurteilt, da bieten die Mitglieder des BND-Untersuchungsausschusses darüber, ob und wie sie darauf reagieren sollten, dass sie oft erst aus der Presse erfahren, was in Geheimakten über die Aktionen der deutschen Dienste steht. „Löchrig wie ein Schweizer Käse“ sei der Ausschuss gewesen, klagt dessen Vorsitzender Siegfried Kauder (CDU), der im März deshalb Lammert alarmierte. Schriftlich regte er „erneut“ an, die Ermächtigung zur Strafverfolgung zu geben. „Seitens der Koalitionsfraktionen liegen hierzu die entsprechenden zustimmenden Rückäußerungen vor“, teilte er Lammert mit. Die FDP-Fraktion habe zwar „grundsätzliches Einverständnis“ signalisiert, so Kauder an Lammert, allerdings „Wert auf die Feststellung“ gelegt, dass nicht Journalisten verfolgt werden dürften. Linke wie Grüne lehnten Ermittlungen komplett ab.

Bei manchem Staatsanwalt hat die höchstrichterliche Entscheidung in Sachen Informantenschutz mehr ausgelöst als bei Lammert oder Kauder. „Nach dem ‚Cicero‘-Urteil ist ein solches Verfahren Quatsch“, so der Hamburger Oberstaatsanwalt Rüdiger Bagger. August Stern, Oberstaatsanwalt aus München, sieht bei den Journalisten „keinen Ermittlungsansatz“.

Hamburger Ermittler haben sogar schon zu Papier gegeben, wie unsinnig solche Verfahren sind. Ein früherer KSK-Mann hatte wegen einer SPIEGEL-Geschichte („Elektroschocks im Drahtkäfig“, SPIEGEL 4/2007) Strafanzeige gestellt, ebenfalls wegen des Verdachts der Beihilfe zum Geheimnisverrat. Unter Berücksichtigung der neuesten Rechtsprechung, heißt es in einem Schriftsatz der Ermittler, würden sich „keine Anhaltspunkte für eine Straftat“ ergeben. STEFAN BERG, JOHN GOETZ

er Frage, ob er als einziger Kamerad der rot-grünen Regierung die politische Verantwortung dafür trägt, dass der Türke Murat Kurnaz, 24, jahrelang inhaftiert war, obwohl er liegt zu r bei seiner Familie im Archiovermittlungen hätte sein können. gesprochen der Auftritt jenes Mauren, insbesondere wie Öffentlichkeit sich abg als Sonderling erschien, hat vergangene Woche ein politisches Beben ausl, das am Ende den Außenminister das Amt kosten könnte. I brüchiger Stimme beschrieb Kurnaz konzentriert vergangener Woche vor Parlamentarischen Untersuchungsausschuss in Berlin sein Martyrium. Die zurückgekehrt, der wallende Bart in

rot-grünen Bundesregierung in den Mittelpunkt, die mit dem Ausbruch einer „menschenrechtsorientierten Außenpolitik“ (Joschka Fischer) angetreten war –

zu entlassen, berichtete der SPIEGEL bereits vergangener März. Nach einer Guantanamo-Reise im September 2002 von zwei Beamten des Bundesnachrichtendienstes

## Elektroschocks im Drahtkäfig

Wie deutsche Elite-Soldaten ein US-Gefangnis bewachten

Die Nacht damals im Januar 2002 in Kandahar war so kalt, dass das Trinkwasser in den Plastikentwässerung geblieben. Die Männer des Kommandos Spezialkräfte (KSK) trugen Wollmützen, Wüstenschuhe und G-36-Gewehre mit

Laserteilvorrichtung. Der nächtliche Auftrag sah Antichillen für die Vereinigten Staaten von Amerika vor die „Befreiung der Gefangenen vom Flugzeug zum Gefangenenlager“ der US-Armee. Taghell hatten die Amerikaner das Lager ausgesucht, auf dem Flugfeld waren Militärmaschinen mit neuen Häftlingen gelandet, die es nun ins Lager zu transportieren galt. „Die Gefangenen waren maskiert und miteinander zusammengebunden“, erinnert sich Hauptfeldwebel L., der damals am Einsatz beteiligt war. Zusammen mit den GIs folgte der Bundeswehrsoldat die Häftlinge durch das Tor ins Lager, vorbei an der Außenmauer aus Lehm und dem Wachhüschchen in einem der vier Käfige aus Draht, die nur provisorisch mit einer Dachplane gesichert waren. In einem

KSK-Soldaten in Afghanistan



**Inkriminierter SPIEGEL-Bericht:** Licht ins Dunkel

Klüger werden mit:

## Jon Ronson

Der 40-jährige britische Journalist über seine Abenteuer mit Extremisten

**SPIEGEL:** Für Ihr Buch „Radikal“ haben Sie mehrere Monate mit Islamisten, Rassisten und Waffenfetischisten verbracht. Wieso?

**Ronson:** Menschen am Rand der Gesellschaft faszinieren mich. Ich wollte die Welt durch ihre Augen sehen.

**SPIEGEL:** Sie beschreiben, wie sich Ku-Klux-Klan-Anhänger darüber unterhalten, was die beste Art ist, ihre Kutte zu waschen. Verharmlosen Sie das nicht?

**Ronson:** Ich wollte keine Monster beschreiben. Es sind Menschen, und man lernt mehr über sie, wenn man sie entdämonisiert und ihre normalen Seiten zeigt. Deshalb habe ich solche banalen Alltagsszenen aufgeschrieben.

**SPIEGEL:** Wie gefährlich waren Ihre Recherchen?

**Ronson:** Einmal verkündete der islamistische Hassprediger Omar Bakri in einem Dschihad-Trainingscamp, dass ich Jude sei. Aber alle blieben freundlich und fragten, wie es sei, Jude zu sein. Angst hatte ich im Camp der „Aryan Nations“: Diese Neonazis hassen Juden. Hätten die herausgefunden, welcher Religion ich angehöre, wäre ich echt in Gefahr gewesen.

**SPIEGEL:** Haben Sie denn sonst offen gesagt, woran Sie arbeiten?

**Ronson:** Ja, das war kein Problem. Fast alle fühlten sich geschmeichelt. Es war auch nicht schwer, an sie heranzukommen. Omar Bakri stand sogar im Londoner Telefonbuch.

**SPIEGEL:** Was hat Sie an den Extremisten am meisten überrascht?

**Ronson:** Ich fand erstaunlich, dass Islamisten, esoterische Spinner oder Anhänger des Ku-Klux-Klans daran glauben, dass eine obskure Gruppe, die sich in geheimen Räumen trifft, die Welt regiert. Seit dem 11. September sind solche Verschwörungstheorien weitverbreitet. Unsere Gesellschaft ist irrationaler geworden: Nicht nur die Extremisten sind paranoid und gefährlich, sondern auch die Art und Weise, wie wir mit ihnen umgehen – der Irak-Krieg ist das beste Beispiel.



JULIA HEIMBER

Ronson

BILDBÄNDE

## Buntes Grau

Auf jedem der Fotos ist der Himmel grau. Für einen Bildband, der „Ruhr“ heißt und Bilder aus dem Ruhrgebiet der achtziger Jahre zeigt, ist das erst mal nicht überraschend. Interessant ist aber, dass der Alltag unter diesem Himmel bunt ist: Joachim Brohm orientierte sich an der neuen amerikanischen Fotografie der siebziger Jahre und machte Szenen zum farbigen Mittelpunkt, die auf Fotos lange graue Nebensachen waren: Freibäder, Parkplätze und Autobahnbrücken. Dass seine Bilder 30 Jahre alt sind, verraten nur die

Autos darauf, die Opel Ascona und Ford in grellen Farben, die Kleidung der Menschen, die wie Statisten wirken in einer Landschaft, die sich nicht verändert hat. Joachim Brohm war selbst Student an der Essener Folkwangschule, als er die Bilder aufnahm und bekannt wurde mit ihnen. Mittlerweile ist Brohm 52 Jahre alt, Professor für Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig, lebt in Leipzig, zeigt aber nach wie vor Treue zum Revier und wohnt auch in Essen. Der Bildband „Ruhr“ ist zu einer Ausstellung erschienen, die bis zum 12. August im Bottroper Josef Albers Museum zu sehen ist.

Joachim Brohm: „Ruhr. Fotografien 1980 – 1983“. Steidl Verlag, Göttingen; 160 Seiten; 50 Euro.



Gelsenkirchen 1982

INTERNET

## Plagiat-Polizei

Wer aus dem Internet abschreibt und sich sogar bemüht, den Text zu variieren, um den Diebstahl zu kaschieren, muss trotzdem in Zukunft damit rechnen, überführt zu werden. Drei Wissenschaftler von der Bauhaus-Universität Weimar haben in ihrer Arbeitsgruppe Web-Technologie zusammen mit Studenten einen Internet-Dienst entwickelt, der Textplagiate automatisch erkennt. „Selbst wenn der Schreibstil ein anderer ist, einzelne Wörter ausgetauscht sind oder das Tempus neu ist, arbeitet das Programm erfolgreich“, sagt Projektleiter Benno Stein. Um den

Betrug möglichst schnell zu entlarven, haben die Forscher zusätzlich ein neues Berechnungssystem entwickelt, das auch sehr umfangreiche Dokumente auf einen sogenannten Fingerabdruck, der nur noch aus wenigen Zahlen besteht, reduziert. Dieser genügt, um ihn mit anderen Dokumenten, die ebenfalls nur auf diesen Fingerabdruck heruntergerechnet sind, zu vergleichen. „Das Angebot richtet sich an alle, die selbst schreiben, aber auch an Verlage, an Schulen und an Universitäten“, sagt Stein. Bisher läuft das Projekt picapica.net nur im Labor der eigenen Universität, „aber wir planen, den Prototypen innerhalb der nächsten Monate für alle Internet-Benutzer ins Netz zu stellen“, so der Projektleiter.



Bin Embong

## Was war da los, Herr Bin Embong?

Der malaysische Polizist Ramli Bin Embong, 37, über seinen Sprung in die Tiefe

„Viermal im Jahr spiele ich für meine Kollegen von der Küstenpolizei den Piraten. Bei unserer letzten Anti-Piraterie-Übung sollte ich von Bord springen, als unser Sonderkommando gerade das von meinen fünf Piratenkollegen geenterte Schiff stürmte. Sonst wurde ich immer an Bord verhaftet, diesmal musste ich ins Wasser, das waren immerhin sechs Meter. Piraterie wird zu einem immer größeren Problem, besonders in der Straße von Malakka, die Indonesien und Malaysia trennt. Wegen der vielen Sandbänke müssen die Schiffe dort langsam fahren und werden so zur leichten Beute für Piraten, oft sind die besser ausgerüstet als wir, zum Teil mit Raketen. Aber seit die Polizei gezielt schult, holen wir auf.“

TENGGU BAHAR / APF

### HANDEL

## Ein Kilo Hund, bitte

Gegen Hitze hilft Hundefleischliebhabern in Korea vor allem eins: kräftige Hundebruhe. Bosintang nennen sie sie und glauben an ihre kühlende Wirkung. Nach Schätzungen von Tierschützern wird in Südkorea jährlich Fleisch von etwa zwei Millionen Hunden auf Märkten verkauft; Anfang des Jahres entdeckten Ko Se Hoon und Jo Chang Geun, Händler aus Seongnam, einen weiteren Vertriebsweg: das Internet. Auf ihrer Homepage [www.e-bosin.com](http://www.e-bosin.com) präsentieren sie die toten Hunde – zusammen mit Rezepten und Serviervorschlägen – und hatten gleich zur Eröffnung viel Arbeit. Statt der erhofften Aufträge allerdings erhielten sie Drohungen und Protestbriefe von Tierschützern und anderen Netzbenutzern. Aber auch die zustän-



Tierschützer in Südkorea

digen Behörden, die den Vertrieb genehmigt hatten, standen in der Kritik und schlossen den Internet-Dienst im Juli wieder, als der öffentliche Druck zu groß geworden war. Hundefleischliebhaber müssen damit wieder zurück auf den Markt, können sich aber weiterhin online über aktuelle Angebote informieren – Bestellungen nehmen Ko Se Hoon und Jo Chang Geun allerdings jetzt nur noch telefonisch an.

AHN YOUNG-JOON / AP

### FUSSBALL

## Wahre Sieger

Auch Außenseiter gewinnen im Fußball – so wie der TSV Vestenbergsgreuth, ein Fußballverein aus einer fränkischen Marktgemeinde, der 1994 Bayern München durch ein 1:0 aus dem DFB-Pokal warf. Sensationen wie diese machen die Faszination des Sports aus – und liefern Mathematikern Datenmaterial, um über Zufälle und Wahrscheinlichkeiten in Wettbewerben zu forschen. Wie lange beispielsweise müsste eine Bundesliga-Saison dauern, bis sich das beste Team durchsetzt? Je mehr Spiele gespielt werden, desto kleiner wird die Wahrscheinlichkeit, dass am Ende ein Außenseiter zum Überraschungsmeister wird, fanden Eli Ben-Naim und Nicholas Hengartner vom Los Alamos National Laboratory heraus. Nach deren Berechnungen entspräche das der dritten Potenz der Anzahl der Mannschaften, in der Fußball-Bundesliga wären das 5832 Begegnungen bei 18 Mannschaften – eine Saison würde dann 19 Jahre dauern. Wie man Überraschungen auch dann vermeiden kann, wenn man nicht 19 Jahre Zeit hat? Durch eine Vorrunde, beispielsweise. Wenn die schwächeren Mannschaften nach und nach aussortiert werden, steigt die Zahl der notwendigen Spiele irgendwann nur noch linear mit der Zahl der Mannschaften.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

# Born to be Bausparer

Wie ein Polizist sein geklautes Motorrad wiederfand

**H**auptkommissar Jürgen Klement schlief bereits, als die Diebe kamen. Der Abend des 9. Juni 2004 war mild gewesen, der 10. Juni war ein Feiertag, Fronleichnam; Klement hatte auf der Terrasse gegessen, es war spät geworden.

Er schlief so fest, dass er nicht mitbekam, wie jemand das Garagentor aus der Verankerung riss. Die Klements haben zwei Autos; ein Wagen steht normalerweise vor der Garage, so dass niemand die beiden Motorräder rausfahren kann, ohne das Auto zu bewegen. An diesem Abend hatte Klement an der Straße geparkt. Er hatte ein paar Bier getrunken und keine Lust mehr, den Wagen umzusetzen.

Ein Nachbar beobachtete, dass gegen 4.15 Uhr ein VW-Bus vor Klements Garage vorfuhr. Männer hätten die Motorräder aus der Garage geschoben – weil er annahm, Klements Tochter ziehe aus, sah der Nachbar davon ab, die Polizei zu rufen.

Jürgen Klement, 45 Jahre alt, liebt Motorräder. Mit 15 besaß er ein eigenes Mofa, später fuhr er eine Kreidler Florett, dann Yamaha und Kawasaki. Drei Jahre gehörte Klement der Motorradstaffel der Herner Polizei an, nebenbei war er auch noch Rockerverbindungsbeamter – ein Glückspilz, der im Beruf seinem Hobby nachging.

1990 entdeckte er seine Liebe für Harley-Davidson. Zusammen mit einem Freund kaufte er einem Bekannten dessen Maschine ab, mit der Sparkasse und seinen Eltern arbeitete Klement einen Sparplan aus, 50 Euro Tilgung im Monat. Im Mai 2004 war die letzte Rate fällig.

Aber Klement hatte einen noch größeren Traum: Einmal im Leben wollte er ein Motorrad selbst bauen: mit einem hohen Lenker und weit nach vorn verlegten Fußrasten, mit einem dünnen Vorderrad und einem mächtigen Hinterrad, ein Motorrad, wie es Peter Fonda in dem Film „Easy Rider“ fährt, ein Kunstwerk.

Klement fand den passenden Rahmen in Bayern, der Händler dort hatte ihn aus den USA importiert, es war ein original Harley-Rahmen von 1951.

Zusammen mit seinem Sohn machte Klement sich daran, seinen Traum zu

verwirklichen. Klement ist gelernter Autoschlosser. Er baute die Nockenwelle aus und machte das Schutzblech schmaler, indem er es rundum 100-mal vorsichtig einsägte. Den Lenkanschlag, der verhindert, dass man den Lenker überdreht, setzte er nach innen, in die Gabelbrücke. Klement befestigte drei Kontrollleuchten auf dem Scheinwerfer und fixierte das Kabel vom Zündschloss mit Isolierband und Kabelbinder an der



Klement, LBS-Aufsteller

## Gestohlene Harley auf Werbeplakat entdeckt

Herne/Riga – Auf dem Plakat einer Bau-sparkasse hat ein Polizeikommissar aus

Aus der „Süddeutschen Zeitung“

Fußraste. Ein Airbrusher zauberte gelbrote Flammen auf den Tank. „Pura Vida“ nannte Klement sein Werk, das hatte er aus „Easy Rider“.

Im März 2004 bekam er für seine Harley die Zulassung. Sie besaß einen Starrrahmen, nach 100 Kilometern taten Klement alle Knochen weh. Aber er hatte das Glück gespürt, das darin besteht, „etwas Bescheuertes mit Hingabe zu machen“.

Kurz darauf kamen die Diebe.

Seit drei Jahren besitzt Klement nun keine eigene Maschine mehr. Ab und an leiht er die Harley eines Freundes, aber es ist nicht dasselbe.

Dann stand er eines Tages in seiner Herner Sparkassenfiliale am Geldautomaten, als sein Blick auf ein Werbeplakat der LBS fiel. Ein Mann in Motorradkleidung war darauf zu sehen, Lederjacke, Sonnenbrille, der rückwärts auf dem Sitz einer Harley lümmelte. Klements Harley, um genau zu sein.

Klement trat an das Plakat. „Born to be Bausparer“ stand darauf. Klement schaute, es gab keinen Zweifel: der innen liegende Lenkanschlag, die Kontrollleuchten auf dem Scheinwerfer, Isolierband und Kabelbinder an der Fußraste – alles seins. Sogar die Ventilkappen – Totenköpfe aus weichem Gummi – waren noch drauf.

Klement stürmte in den Schalterraum. Das Foto, fand er, sah aus, als wäre es irgendwo in Norddeutschland aufgenommen worden. „Das Motorrad ist meins“, rief er dem Filialleiter zu, „das ist geklaut.“

Es dauerte eine Zeit, bis Klement herausgefunden hatte, dass die LBS eine Werbeagentur und die Werbeagentur wiederum eine Filmfirma beauftragt hatte, die Spießerkampagne zu drehen. Aus Kostengründen war man am Ende in Lettland gelandet, 1500 Kilometer von Herne entfernt. Der Rocker auf Klements Harley war ein Schauspieler, Klements Harley gehörte inzwischen einem lettischen Elektriker, der die Maschine im März 2005 über eine Annonce erworben hatte.

Leider gab es ein Problem: Lettland ist zwar seit 2004 in der EU, es gibt dort jedoch, anders als in Deutschland, die Möglichkeit des gutgläubigen Erwerbs: Wer etwas kauft, das zuvor geklaut wurde, und von dem Diebstahl nichts weiß, darf die Ware behalten. Klement bleibt nur die Möglichkeit, sein Motorrad zurückzukaufen.

Mittlerweile sucht er einen Sponsor, der die Kosten übernimmt. Irgendeine Firma, die dem lettischen Elektriker die Maschine abkauft; im Gegenzug würde Klement mit seiner Harley ein bisschen Werbung machen.

Das Motorrad hatte allerdings in der Zwischenzeit einen Unfall, es steht in Lettland in einer Garage, fahruntüchtig. Jürgen Klement müsste es komplett neu aufbauen. Alles begänne noch einmal von vorn.

Man muss sich Jürgen Klement als einen glücklichen Menschen vorstellen.

HAUKE GOOS



# Der höllische Frieden

Wenn die Welt vom Irak spricht, ist sie taub geworden für ein Wort: Frieden. In Wahrheit ist es den Amerikanern gelungen, vielerorts die Ordnung wiederherzustellen. Es bleibt ein Land voller Brüche: Wo heute Schulen gebaut werden, kann morgen eine Bombe explodieren. *Von Ullrich Fichtner*



US-Soldaten bei einer Hausdurchsuchung in Bagdad

**A**nfang Juli wäre der Krieg um ein Haar nach Ramadi zurückgekehrt; die Angreifer hatten sich vier Kilometer südlich der Stadt, am Ufer des Nasr-Kanals, schon versammelt, 40, 50 Mann in hellen Uniformen, ausgerüstet wie eine Armee, vorbereitet auf Selbstmordattentate in Serie. Sie trugen am Leib schon die Sprengstoffwesten, und auf zwei alte Mercedes-Laster hatten sie Tausende Kilogramm Sprengstoff, Raketen, Granaten geladen, aber sie wurden verraten an die Amerikaner, sie wurden verraten von Irakern, auf dass der Friede in Ramadi erhalten bleibe.

Von Norden und von Süden her näherten sich Einheiten des 1. Bataillons des 77. US-Panzerregiments, genannt die „stählernen Tiger“, verlegt aus Schweinfurt an die Front, aber um diesen Feind zu schlagen, brauchten sie bald Unterstützung aus der Luft. „Apache“-Kampfhubschrauber regierten den Himmel, F-18-„Hornet“- und AV-8-„Harrier“-Jets, die Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli wurde hell von vielen Explosionen.

23 Stunden dauerte die „Schlacht von Donkey Island“, so genannt nach den wilden Eseln, die dort die längste Zeit gelebt hatten, die Amerikaner zwangen den Feind in einen Stellungskampf zwischen hartblättrigen Sträuchern, sie schnürten ihn ein in der weiten Flusslandschaft, und erst später verstanden sie, nachdem zwei ihrer Leute gefallen und 35 Terroristen getötet waren, welches Unglück sie verhindert hatten.

Drei gefangene Angreifer, die sich zur irakischen Qaida bekannten, offenbarten ihren Plan, Ramadi mit einer multiplen Attacke am helllichten Tag neuerlich in Tumult und Chaos zu stürzen. Die Stadt hätte dem Frieden wieder entrissen werden sollen im Zuge einer furchtbaren Attentatsserie, der Krieg sollte wieder einziehen auf Märkte, Plätze, in Straßen, Wohngebiete.

Zwei Wochen nach der Schlacht geht Ian Lauer durch Ramadi, ein müder Spaziergänger, unterwegs im Westen der Stadt im Tamim-Viertel, an dessen Rändern die Stadt ausfranst in die gewaltige Syrische Wüste. Lauer ist ein Captain, ein Hauptmann, Chef der Charlie-Kompanie, die Schlacht von Donkey Island steckt ihm noch in den Knochen, er hat seine Leute aus vier gepanzerten „Humvees“ absitzen lassen, sie schlendern Richtung Moschee.

„Vor ein paar Monaten“, sagt er, „konnten Sie hier keinen Schritt gehen, ohne abgeknallt zu werden. Wir konnten unser verdammtes Camp nicht verlassen, ohne eine verdammte Bombe unter unserem verdammten Arsch zu finden. Jetzt“, sagt Lauer, er ist ein heller Mensch von 30 Jahren, unter der Sonnenbräune seltsam blass, „jetzt“, sagt er, „ist hier der Frieden ausgebrochen. And that’s fucking great!“

Vor ein paar Monaten, im Oktober, wurden allein im Tamim-Viertel von Ramadi,

TINA HAGER / DER SPIEGEL / AGENTUR FOCUS

das nicht größer ist als ein paar Berliner Blocks, 90 „Vorfälle“ gezählt. US-Einheiten wurden 20-mal von Aufständischen in Roten direkt angegriffen, sie wurden beschossen aus Wohnhäusern, wo immer sie auftauchten, dreimal wurden Raketen auf sie abgefeuert, viermal flogen Mörsergranaten. Es explodierten 16 ferngezündete Bomben entlang der Straßen, es wurden 14 gebastelte Sprengsätze gefunden und entschärft, zweimal legten Sniper auf die Besatzer an, und in einem Versteck fand sich eine große Autobombe, bereit zur Verwendung. So ging es weiter im November. Im Dezember. Im Januar. Im Februar.

Im März aber waren für das Tamim-Viertel nur noch 43 Zwischenfälle zu registrieren, darunter lediglich vier direkte Attacken mit Gewehren und Pistolen, ein Raketenangriff, kein Bombenanschlag mehr, keine Sniper, keine Mörsergranaten, keine Autobombe. Die mächtigen Familien der Gegend, die Clans, die Führer der 23 Stämme ringsum, sie tagten jetzt mit den US-Kommandeuren, sie ließen sich zu „Sicherheitskonferenzen“ einladen, sie redeten endlich, und die Imame der Moscheen trafen die Kaplane des Militärs.

Die Iraker von Ramadi – Sunniten fast alle, von der chronischen Gewalt zermürbt, viele der Familien betroffen von Entführungen, viele gegängelt und erpresst vom mafiösen Regime der Terroristen –, sie begriffen, dass von den Amerikanern auf Dauer weniger Gefahr und mehr Hoffnung ausgehen könnte als von den fanatischen Gotteskämpfern aus nah und fern.

Die Familien schickten nun ihre Söhne in die neue irakische Polizei und in die neue irakische Armee. Die Väter ließen

sich wählen in Stadt- und Stadtteilräte. Sie begannen, mit den US-Militärs zu kooperieren, sie lieferten Bombenleger aus, verrieten Waffenverstecke, ansonsten machten sie wieder Geschäfte, alltägliche Arbeit, sie dienten sich an als Bauunternehmer, als Spediteure, als Müllbeseitiger. Lehrer gaben wieder Unterricht, Ärzte behandelten wieder Kranke, Händler verkauften wieder Ware. Die Stacheldrahtsperrungen um die Stadt, errichtet, um Reisende an die Checkpoints zu zwingen, sie wurden jetzt von Irakern gebaut. Die Checkpoints, sie wurden mit Irakern besetzt. Und die Amerikaner, die einstigen Feinde, wachten fortan im Hintergrund über den Neustart.

Seit Juni findet der Krieg in Ramadi nur noch im Fernsehen statt. Die US-Einheiten melden dem Bagdader Hauptquartier der Operation „Iraqi Freedom“ Woche für Woche, was dort kaum zu glauben ist: explodierte Autobomben – null. Gezündete Straßenbomben – null. Raketenbeschuss – null. Granatfeuer – null. Schüsse aus Gewehren und Pistolen – null. Entdeckte Waffenlager – Dutzende. Verhaftete Terroristen – viele.

Ramadi ist ein irritierender Widerspruch zu fast allem, was die Welt über die Situation im Irak zu wissen glaubt. Ramadi ist ein Beleg dafür, dass das US-Militär erfolgreicher ist, als es die Welt wahrhaben will. Ramadi zeigt, dass große Teile des Irak, nicht nur die Anbar-Provinz, auch viele andere ländliche Gegenden entlang Euphrat und Tigris heute so gut wie befriedet sind. Es ist eine Nachricht, die die Welt nicht hört: Ramadi, das die längste Zeit ein glühender Unruheherd war, eine Stadt,



**General Petraeus bei einem Bataillonsbesuch in**

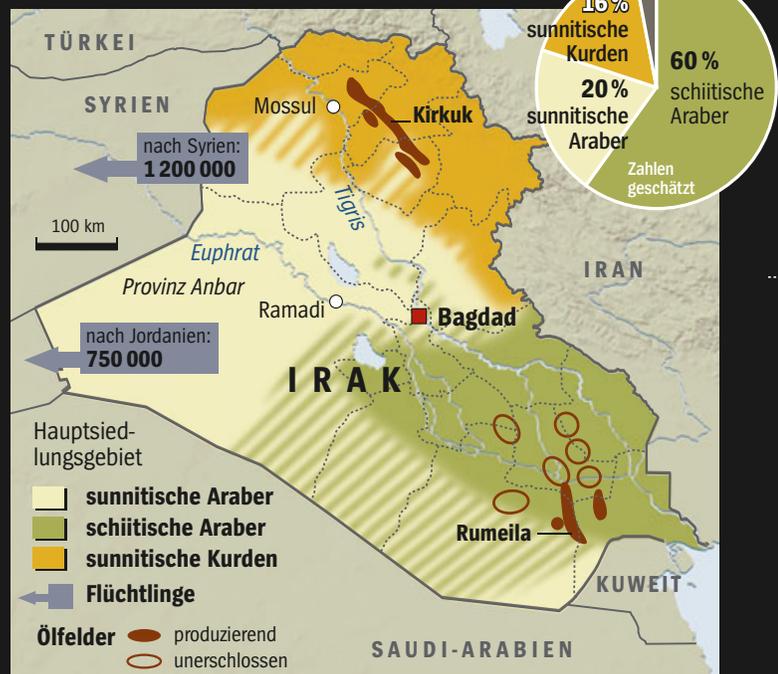
die sich im Ausland nur zitiert fand als die Südwestspitze des berühmten „sunnitischen Dreiecks“, erzählt jetzt eine neue Geschichte, eine von Amerikanern, die als Befreier kamen, zu verhassten Besatzern wurden und die nun zur Schutzmacht des irakischen Wiederaufbaus werden.

Es ist Freitag, Ruhetag, die Stadt schläft, in der Luft liegt Sand so fein wie Puder, die

**Akteure im Nahost-Konflikt**



**Religionen und Ethnien**





TINA HAGER / DER SPIEGEL / AGENTUR FOCUS

**Tallil:** „Ein Lauf nicht gegen die Uhr, sondern gegen die Stoppuhr“

Soldaten sagen „Mondstaub“ dazu, das Thermometer zeigt 115 Grad Fahrenheit, 46 Grad Celsius, noch vor der Mittagsstunde. Am Nachmittag wird die irakische Fußball-Nationalmannschaft beim Asien-Cup gegen Australien spielen und 3:1 gewinnen, die Leute finden wieder Zeit, sich auch für solche Siege zu interessieren. Bei Abpfiff werden in der Stadt Schüsse zu

hören sein, Freudenfeuer in den blauen Himmel, Salut für den neuen Irak.

Der Platz vor der Moschee, eine räumliche, vermüllte Brache zwischen ruinierten Häuserzeilen, füllt sich mit Menschen, das Freitagsgebet ist zu Ende. Kinder hängen sich wie Trauben an die US-Soldaten, sie zupfen an ihren Hosen, sie buhlen um Aufmerksamkeit, einen Blick, eine Süßigkeit, einen Dollar, sie schauen zu den großen Fremden wie zu Göttern auf.

Die Amerikaner treffen in der Menge Bekannte, immerhin sind sie schon seit zehn Monaten hier, man kennt sich ein wenig, sie werden umarmt und geküsst von bärtigen Männern, Passanten stecken ihnen eiskalte Limonadendosen zu, sie sagen „Thank you, Mister“, „Hello, Mister“, „How are you?“. Geredet wird über Farbe für Schulhäuser, über Trikots für Fußballteams, die Amerikaner werden zu Mittagessen eingeladen, die Iraker lassen sich mit ihnen fotografieren, sie machen Zeichen mit den Händen. V wie Victory.

Lauers Einheit erreicht das Haus von Ali Chudeir, er ist Geschäftsführer einer Baufirma, ein 30-jähriger charmanter Mann mit schlechten Zähnen. Sein Englisch ist gut, aber nur, sagt er, weil ihm der Vater die Vokabeln mit dem Stock einprägelte, fünf Wörter jeden Tag. Vor seiner Tür lungern Gestalten mit Kalaschnikows herum, Leibwächter. Chudeir traut dem Frieden noch nicht. Die Terroristen, sagt er, könnten wiederkommen, sie lungerten noch immer draußen an den Autobahnen herum und überfielen wahllos Leute, „das wird noch lange so gehen. Des-

halb müssen die Amerikaner noch lange bleiben“.

Lauer und Chudeir haben sich angefreundet, man sieht das, es besteht eine Verbindung zwischen ihnen, beide sind 30, beide haben Kinder, Lauer drei, Chudeir vier. Als der Iraker hörte, dass der Amerikaner beim Kampf um Donkey Island in den Rücken getroffen wurde, „habe ich mit meiner Familie geweint und für ihn gebetet“, sagt er. Aber die Kugel, die Lauer traf, stoppte in der allerletzten Millisekunde. Sie riss noch ein Loch in sein T-Shirt und fügte ihm ansonsten nur einen großen Bluterguss zu. Lauer redet nicht darüber. Er sagt: „I’m a lucky bastard.“

Sie sitzen in Polstersofas vor Chudeirs Schreibtisch, fünf US-Offiziere wie auf Urlaub, sie haben die Gewehre achtlos irgendwo an die Wand gestellt, die Schutzwesten ausgezogen, auf dem Fernseher läuft arabisches MTV. Im Irak sind per Satellit überall an die 200 Sender zu haben, es gibt ägyptische Koran-Kanäle und saudi-arabisches Religions-TV, dazwischen „Pulp Fiction“ und „Star Wars“ auf Movie-Channels, japanische Spielshows, englische Tierserien. Fünf, sechs Nachrichtenprogramme senden rund um die Uhr, andere haben sich auf europäischen Fußball spezialisiert, auf Schminktipp, Kochrezepte, Bollywood oder Luxusautos, Bilder wie Träume von einem verspielteren, müßigen Leben.

Es wird Essen gebracht, Kebab und große goldbraune Hühnerteile, Salat und Reis mit Korianderblättern, es ist ein Festmahl, das ist bei Ali Chudeir immer so, wenn die Amerikaner kommen, es ist Gastfreundschaft, aber es ist auch Dankbarkeit. Chudeir sagt, es gebe jetzt dank der amerikanischen Ingenieure an manchen Tagen zehn Stunden Strom, „das hat es in der Geschichte Ramadis noch nie gegeben. Am Ende werden wir noch wie zivilisierte Menschen leben“.

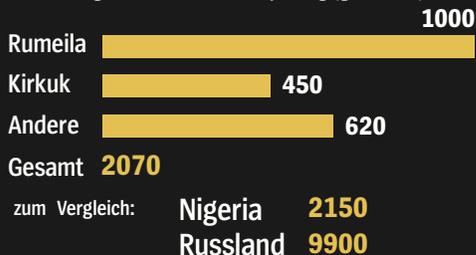
Beim Abschied auf der Straße winkt er mit beiden Armen, rechts und links winken andere Nachbarn. Passanten gehen wieder grüßend vorbei, „Hello, Mister“, „How are you?“, sie machen Zeichen, V wie Victory, es sind Szenen wie aus einem anderen Land, wie aus einer anderen Stadt, wie aus einem falschen Film. Das Plakat sagt Irak, aber erzählt wird vom Frieden.

Die Welt ist taub geworden für dieses Wort, Frieden, wenn die Sprache auf den Irak kommt. Die Welt ist wie erblindet für die Möglichkeit, dass sich die Lage an Euphrat und Tigris noch anders zeigen ließe als in immer neuen, immer verheerenden Kurzfilmen, gedreht an brennenden Tatorten. Irak, das ist in allen Köpfen nur noch eine Kette von Attentaten, ein Bilderbogen aus Bomben und Opfern, eine Geschichte des Scheiterns, ein großes Buch über historische Schuld und den moralischen Niedergang der Vereinigten Staaten von Amerika.

Aber die aktuelle Gegenwart im Irak lässt sich in kurzen Nachrichten, in schnell-

### Produzierende irakische Ölfelder

Fördermengen in tausend Barrel pro Tag (geschätzt)



### Ölproduktion

Durchschnittliche Fördermengen in tausend Barrel pro Tag

Quellen: BP, IEA





TINA HAGER / DER SPIEGEL / AGENTUR FOCUS (L.); MAURICIO LIMA / AFP (R.)

Colonel Mycuc (l.) in einem Radpanzer: „Wissen Sie, ich bin etwas bayerisch, glaube ich“

len, verwackelten Fernsehbildern nicht fassen. Sie wird mit „Body Counts“ und Totenlisten allein nicht erschöpfend erzählt. Die Recherche für diesen Text führte drei Wochen lang durch das Land, es war die vierte Irak-Reise in vier Jahren. Sie führte, im Schutz des US-Militärs, nach Mossul und seine Vororte im Norden, sie führte nach Ramadi, sie führte nach Bagdad. Nicht das Militär wählte diese Ziele aus, sondern es folgte den Wünschen des SPIEGEL. Von wenigen technischen oder strategischen Details abgesehen gab es keinerlei Zensur.

Es wurde eine Reise in Hubschraubern über nächtliche Dörfer und Städte, eine Reise in „Humvees“ durch Ruinenlandschaften, eine Fahrt in Schützenpanzern durch Kriegsgebiet, es ging zu Fuß durch feindliches Gelände, zu Fuß über friedliche Märkte, dies ist, im Augenblick, die einzige Möglichkeit, als westlicher Journalist im Irak zu arbeiten. Ohne Deckung durch das Militär ist die Berichterstattung nur aus der Ferne, aus hochgesicherten Hotelzimmern, möglich. Dort aber ist nichts darüber zu lernen, wie komplex die Lage ist. Nirgends während dieser Reise, selbst wo geschossen wurde, selbst wo eben Bomben explodiert waren, bot sich ein Bild ohne Brüche.

Es werden im Irak heute, während hier Autobomben detonieren, dort neue Schulen gebaut, es werden Hotels eröffnet, hier,

während dort Terrorkommandos Raketen in Hochzeitsfeiern schießen. Es kaufen sich Iraker neue Kühlschränke, Toaster, Videospiele, während andere Sprengstoff ins Land schmuggeln und Ölpipelines sabotieren. Kinder führen mit Geigen und Trompeten Musikwettbewerbe auf, während sich ein paar Blocks weiter Männer aus Syrien, Ägypten, dem Jemen, aus Pakistan, Iran oder Saudi-Arabien verkabelte Dynamitstangen auf den Körper kleben, um sich auf belebten Plätzen ins ersehnte Paradies zu bomben. Es gibt nicht den einen, einfachen, leicht verständlichen Irak.

Die Lage im Land ist, mancherorts, und vor allem in Bagdad, noch schlimmer als befürchtet, sie ist, vielerorts, viel besser, als zu hoffen wäre. Wer den Irak bereist, vier Jahre, vier Monate und ein paar Tage nach Beginn der Operation „Iraqi Freedom“ am 20. März 2003, findet ein Land im Umbruch vor, nicht nur ein Land im Niedergang, nicht nur ein Land in Auflösung, aber auch keines, das gerettet wäre.

Es ist ein Rennen im Gang, deshalb kennt der irakische Kalender jetzt nur noch historische Tage, die Zukunft kann gewonnen und sie kann verspielt werden, es ist, als stünde für einen Moment lang der Maschinenraum der Weltgeschichte offen und der Blick fände darin nur das verzweifelt komplizierte Räderwerk offener historischer Prozesse, keine klaren Antworten, keine Bilanzen, keine Gewissheit.

Die Lage ist so kompliziert, dass selbst die Anführer der Operation „Iraqi Freedom“ manchmal schweigen und ratlose Gesten machen. General David Petraeus muss gar einen nervösen Lachreiz unterdrücken, wenn er über seine immense Aufgabe spricht, er lässt dann ein Schaubild bringen, das eine Landkarte des Nahen Ostens zeigt, übersät mit Pfeilen und Schraffuren, es ist ein Bild so verwirrend wie der Schnittmusterbogen eines Ballkleids.

Petraeus ist der Kommandeur der multinationalen Streitmacht im Irak, die so multinational nicht mehr ist, vor allem hat er die Befehlsgewalt über etwa 160 000 US-Soldaten, das ist der Stand nach dem präsidential verordneten „surge“, sie sind vollzählig seit ein paar Wochen.

„Surge“, das Wort heißt so viel wie Woge, auch Brandung schwingt darin mit, aber vor allem bedeutet es: Dies ist das letzte Aufgebot, die letzte Chance. Wenn dieser Streitmacht nicht gelingt, was seit Kriegsbeginn misslungen ist, die Stabilisierung des Irak, seine Befriedung, dann wird die ganze Operation elend gescheitert sein, der Irak wird scheitern, und die USA werden sich eine schmachvolle Niederlage einhandeln, einen unehrenhaften Rückzug, dessen Folgen die ganze politische Weltordnung berühren würden.

Petraeus verspätet sich, er hatte die türkische Armeeführung am Telefon, das Treffen findet statt nicht in seinem Stabshauptquartier draußen am Bagdader Flughafen, nicht in „Camp Victory“, sondern im alten Saddam-Palast in der Grünen Zone, dem abgeriegelten Bezirk der Amerikaner, der irakischen Regierung und ihrer Gäste.

Die Grüne Zone, die sie offiziell „Internationale Zone“ nennen, ist mit den Kriegsjahren eine verbotene Stadt in der irakischen Hauptstadt geworden, umstanden von hohen Betonmauern, darin ein Hindernisparcours aus Checkpoints.

Keine Straße kommt ohne Schikanen aus, ohne Nato-Draht und steinerne Barrieren, man muss an allen Ecken Passier-



TINA HAGER / DER SPIEGEL / AGENTUR FOCUS

Botschafter Crocker

„Was wird, wenn der Film weitergeht?“



**Amerikanische Soldatin, irakische Kinder in Mossul:** *Passanten stecken den GIs eiskalte Limonade zu und sagen „Thank you, Mister“*

scheine herzeigen, für die Bewohner der Grünen Zone gibt es 15 verschiedene Ausweise, in 15 Farben, versehen mit 15 Stufen von Zutrittsrechten, in diesem Labyrinth aus Mauern und Kontrollposten, das immer mehr einem Bunker unter freiem Himmel gleicht, steht jetzt der lehmfarbene Neubau der US-Botschaft wie eine Festung, der größte Botschaftsbau der Welt, noch nicht bezogen, noch menschenleer hinter kilometerlangen Maueranlagen, die an den Eisernen Vorhang erinnern.

Es ist kalt in Petraeus' Büro, seine Räume im Palast, hinter vielen Panzertüren, werden von U.S. Marines geschützt wie

## Die Politik- und Medienmaschine von Washington wird rotieren wie auf Kokain.

ein Heiligtum, hinter dem Schreibtisch stehen gekreuzt große Flaggen, es gibt Diet Pepsi und Sprite light, Petraeus holt die Dosen selbst aus dem Kühlschrank und serviert. Als er anfang hier, im Januar, als er eben berufen und zum Vier-Sterne-General befördert worden war, schrieb er in einer E-Mail, dass diese Aufgabe „hart“ werde, „aber nicht unlösbar“ sei, und er schrieb: „Niemand kann Interesse haben an einem gescheiterten Irak.“

Nun sitzt er da, auf einem Stuhl vor der Couchgarnitur, im ersten Kriegsjahr führte er die 101. Airborne Division hinauf

nach Mossul, danach schrieb er an einer Doktrin über den Anti-Rebellen-Kampf, jetzt führt er eine ganze Armee. Er hat einen Stiefel auf den niedrigen Tisch gesetzt, ein ruhiger, dünner Mann, der in keinem Geschichtsbuch der Zukunft fehlen wird.

Er muss nun selbst Geschichte schreiben. Im September muss er dem US-Kongress Bericht erstatten, den Stand der Dinge darlegen, er muss der Politik die militärischen Optionen erörtern in Sachen Irak. Es wird ein Auftritt mitten im Wahlkampf sein, die Politik- und Medienmaschine von Washington wird rotieren wie auf Kokain, sie werden seine Sätze umdrehen, fleddern, auf den Kopf stellen, sie werden Munition aus ihnen machen für Thesen und deren Gegen-

thesen, Petraeus hat nichts zu gewinnen in diesem Spiel. Fast ist es egal, was er sagen wird, und egal, was er nicht sagen wird. Alle werden sich trotzdem auf ihn berufen, so oder so, Freunde, Gegner, Feinde.

Aber eigentlich wird seine Botschaft sehr einfach sein, sie wird davon handeln, dass er noch mehr Zeit braucht, und sie wird die Lage beschreiben, wie er es im Gespräch formuliert: „Die Situation ist nicht befriedigend, aber es gibt Anlass zur Hoffnung.“

Das klingt nach nicht viel, aber um diesen Satz so formulieren zu können, musste

Petraeus seine Truppen neuerlich in den großen Krieg schicken. In der Gewissheit, von Anfang an „nicht gegen die Uhr, sondern gegen die Stoppuhr zu laufen“, hat der General seine Divisionen seit Januar in eine letzte große Offensive gegen den Terror geschickt und dabei hohe Verluste in Kauf genommen, 656 tote US-Soldaten von Januar bis Juli.

Landauf, landab, Tag für Tag, Nacht für Nacht machen US-Soldaten seitdem Jagd auf Bombenleger und Raketenbauer, auf Qaida-Netzwerker, auf Köpfe und Glieder des gewalttätigen Widerstands, dessen Gruppen noch immer Ansar al-Sunna heißen, Dscheisch al-Mahdi, Islamischer Staat Irak, dessen Zellen sich nach ihren Anführern Lafta nennen, Kaschkul, Falah, Abu Nisar. Und der Feldzug zeitigt Erfolge. Noch im Januar hätte Petraeus' Satz zur Lage nach den Worten „Die Situation ist nicht befriedigend“ enden müssen. Dass er jetzt noch weitergeht, dass er jetzt von „Anlass zur Hoffnung“ redet, ist ein Erfolg.

In vielen Städten und Dörfern des Landes, in vielen der 18 Provinzen, sind die Netzwerke der Terroristen empfindlich getroffen oder ganz zerrissen. Die Zahl der Anschläge sinkt ebenso wie die Zahl der Morde aus rassistischen oder religiösen Motiven. Im Januar wurden noch 1800 Iraker von Todesschwadronen hingerichtet, ermordet, zu Tode gefoltert, nur weil sie

Sunniten waren oder Schiiten oder Christen, der konfessionelle Hass produzierte Dutzende Tote pro Tag.

Im Juni kamen 600 Menschen auf diese Weise um, das ist noch immer ungeheuerlich, es ist unerträglich, entsetzlich, aber es ist eine Entwicklung, eine Entwicklung von 1800 auf 600, das ist, wenn es um Mord und Totschlag geht, nicht befriedigend. Aber es gibt Anlass zur Hoffnung.

Anfang des Jahres wurden im ganzen Land noch tausend Anschläge pro Woche gezählt, und es starben hundert Menschen pro Tag. Es war, als könnte der Terror schalten und walten nach Belieben, als seien seine Ressourcen unerschöpflich. Aber

### Der Terror schwächelt, die Nihilisten sind unter Druck geraten, sie dünnen aus.

jetzt scheint der Trend sich umzukehren, der Terror schwächelt, seine Führer, wie jüngst Aiman al-Sawahiri von al-Qaida, versenden dramatische Appelle an die radikalen Gemeinden, jetzt bloß nicht nachzulassen im Kampf. Das ist ein gutes Zeichen. Die Nihilisten sind unter Druck geraten, sie haben Nachschubsorgen, sie dünnen aus. Petraeus sagt: „Sie liegen nicht mehr im Plan. Sie haben ein Problem.“

Eines ihrer Probleme ist, dass der Aufbau von eigenen irakischen Sicherheitsorganen mittlerweile weit fortgeschritten ist. Es sind jetzt 194 000 Polizisten im Dienst, und die irakische Armee hat 154 000 Soldaten rekrutiert, diese Apparate funktionieren noch nicht wirklich, wie sie sollen, zahlreich sind die Berichte über Korruption und religiöse Umtriebe, aber es ist eine historisch aufgewühlte Situation, es

geht darum, einen Anfang zu machen, und seit einigen Wochen sind es nicht mehr nur die Amerikaner, die Terroristen fangen oder töten, auch die Iraker vermelden jetzt solche Erfolge, und besonders die örtlichen Polizeistationen haben Zugang zu direkten Hinweisen und Informationen aus der Bevölkerung, die direkt zu Waffenlagern, Trainingszentren, Bombenfabriken des Terrors führen.

Es geht etwas vor im Irak, was im Rest der Welt ständig hinter den Bildern von Bomben verschwindet. Die Situation, die sich das Weiße Haus und seine falschen Berater schon für den Einmarsch irrig ausgemalt hatten, dass die einmarschierenden Truppen mit Blumen und Süßigkeiten begrüßt würden, sie könnte nun Wirklichkeit werden, sie wird bereits wahr vielerorts. Es ist, als verlören die Terroristen das Volk. Als trieben ihre Gewalttaten die Menschen in die Arme des Feindes, in die Arme der Amerikaner.

Von solchen Tendenzen ist außerhalb des Irak nicht viel zu hören. Die Welt ist gefangen in den Debatten über die Lügen des Weißen Hauses, die wie ein Fluch über der ganzen Operation liegen und die ihre Erfolge, die sich jetzt vielerorts einstellen, verdecken. Die Lügen, sie sind Legende, und sie wirken fort, tagtäglich im Irak.

Niemand kann vergessen, wie die Wahrheit verbogen wurde, um Gründe für diesen Krieg zu finden, all die falschen Geschichten von Saddam Hussein als Strippenzieher hinter dem 11. September, die gefälschten Rapporte über irakische ABC-Waffen. Der US-Präsident selbst, George W. Bush, erzählte seinem Volk und der



U. S. Marines, irakische Soldaten mit Häftlingen in



Colonel Welsh in Mossul: „Das Gute, das Böse, sie gehen hier dauernd Hand in Hand“

ganzen Welt wieder und wieder schlimme Märchen, malte den Teufel grell an die Wand, er redete wie im Delirium von unbemannten Drohnen, mit denen der Irak Amerika bedrohe.

Und die Lügen, sie hörten auch nach dem Einmarsch nie auf. Bush stellte immer wieder den baldigen Fund der Massenvernichtungswaffen in Aussicht, er verkündete – am 1. Mai 2003, an Deck des Flugzeugträgers „Abraham Lincoln“ – sein berichtigtes „mission accomplished“, aber da hatte der Krieg noch gar nicht richtig begonnen.

Bushs Leute, allen voran Vizepräsident Dick Cheney, versprachen wieder und wieder den nahen Sieg, Cheney sagte, im Mai 2005, die Aufständischen befänden sich „im Todeskampf“, im März darauf sagte Bush, es stünden noch Kämpfe bevor, „in den kommenden Tagen und Monaten“, aber seither sind schon wieder ein Jahr und vier Monate vergangen, die Bush-Regierung baut Kartenhäuser, Wolkenschlösser, und sie darf sich nun, da sich Erfolge

TINA HAGER / DER SPIEGEL / AGENTUR FOCUS



JOHN MOORE / GETTY IMAGES

**Ramadi:** „Wir haben Waffen gefunden für eine ganze Armee, aber wir kriegen sie alle, wir killen sie, wir siegen“

wirklich einstellen wollen, nicht wundern, dass niemand mehr die frohe Botschaft glaubt.

Tagtäglich hat General Petraeus mit diesem Misstrauen zu tun, tagtäglich verliert er den Kampf um die Öffentlichkeit. Wenn den Terroristen doch wieder ein großer Schlag gelingt, wenn sie sich erfolgreich ihren „CNN moment“ herbeibomben, dann wirken die Fernsehbilder dazu mächtiger als hundert Erklärungen seines Stabs, die von tausend festgenommenen Terroristen erzählen. Es ist ein Krieg um Bilder, und jeder neue Anschlag scheint die Mühen des US-Militärs lächerlich zu machen, wenn im Widerschein der Flammen die Reporter fragen, wie viele amerikanische Soldaten noch sterben sollen in diesem gnadenlosen Krieg.

Bis zum 31. Juli sind 3659 US-Soldaten im Krieg um die Zukunft des Irak umgekommen. Am Tag des Treffens mit Petraeus trifft es keinen einzigen, Petraeus geht um seinen Schreibtisch herum am frühen Abend, er beugt sich zu einem Bild-

schirm, er liest in Spalten und Grafiken, er sagt: „Kein Gefallener, immer noch nicht, das ist eine gute Nachricht, hervorragend, das haben wir nicht sehr oft hier.“

Ist die Moral seiner Truppe intakt? Petraeus hat diese Frage schon oft gehört. Er muss viele Besucher empfangen in diesen Tagen und Wochen, die ihm immer dieselben Fragen stellen. Kongressabgeordnete, Senatoren, Condoleezza Rice war da, die Außenministerin, Robert Gates, der Verteidigungsminister, Cheney, der Vizepräsident. Sie lassen sich einfliegen in die Grüne Zone, sie bringen den ganzen Flugverkehr über dem Irak durcheinander, dann bleiben sie zwölf Stunden und glauben danach, die Lage im Irak zu kennen.

Ist die Moral intakt? Petraeus macht ungenaue Gesten. „Das kommt in Wahrheit auf den Tag an“, sagt er. „Wenn eine Einheit gerade Leute verloren hat, wird sie nicht gut auf den Einsatz zu sprechen sein. Wenn sie aber gerade eine Waffenfabrik ausgehoben hat, dann sind alle fröhlich und stolz, das Richtige zu tun. So ist das.“

Auf den zentralen Flugplätzen dieses Krieges kann man US-Militärs in allen Gemütslagen finden. An den Nahtstellen des Truppentransports ist immer viel Zeit zum Reden, weil der „surge“ einen logistischen Alptraum mit tagelangen Verspätungen losgetreten hat.

Auf den großen Luftbasen, am Flughafen Bagdad oder in Balad, 68 Kilometer nördlich, oder in Takaddum, 74 Kilometer westlich der Hauptstadt, oder auch in Ali al-Salam in Kuwait wird spürbar, dass die Operation an ihre Grenzen stößt. Es sind für den „surge“ ganze Bataillone verlegt worden ohne ihre zugehörigen Transport- und Nachschubeinheiten, manche Brigadekommandeure, die sonst vier Bataillone befehligen, haben jetzt sechs, sieben unter ihrem Kommando, ihnen fehlen Flugzeuge, Hubschrauber, Laster, Panzerwagen, „Humvees“.

Es kommt nicht selten vor, dass am Flughafen Bagdad ganze Platoons 48 Stunden auf ihren Weitertransport warten müssen, weil alle Flüge voll sind. Die Luftlande-



**Irakischer Premierminister Maliki:** *Wie kann der Ölreichtum gerecht verteilt werden?*

plätze gleichen Heerlagern, am Rand der Flugfelder spielen Soldaten Karten, oder sie schlafen in der Hitze mit dem Kopf auf ihren Schutzwesten.

Unter die Uniformierten mischen sich die Marketender des Krieges, Geschäftsmacher von wilder Erscheinung, tätowierte Abenteurer, gekleidet oft wie verwegene Comic-Figuren, mit aufgeschnallten Flinten, alten Weltkriegshelmen, Lederwesten, Cowboystiefeln. Es sind Leute von Kellogg, Brown and Root, Aegis, Blackwater, Ecolog; Gabelstaplerfahrer, Elektriker, Ersatzteillieferanten, Öl-Leute, sie machen im Irak in einem Jahr so viel Geld wie zu Hause in einem ganzen Jahrzehnt.

Auch sie warten auf die „Chinook“-Hubschrauber, die „Blackhawks“, die C-130-„Hercules“-Transporter, die in schnellem Takt starten und landen, nachts in aller Regel, beim Be- und Entladen laufen die Rotoren und Triebwerke weiter, die Besatzungen spielen fliegender Wechsel, und wer eine „Hercules“-Maschine bei laufenden Motoren durch die hintere Ladeluke besteigt, hat das Gefühl, im Sturm der heißen Abgase am ganzen Körper versengt zu werden.

Beim Warten auf die Weiterflüge, in quälenden Stunden, ganzen Tagen, machen Geschichten die Runde, Leutnants und Gefreite schneiden sich die verhassten braunen Lunchpakete auf, die MREs, „Meals ready to eat“, sie rauchen und erzählen aus dem Krieg. Manche hier sind auf ihrer dritten Tour im Irak, manche waren viermal sechs oder zweimal zwölf Monate im Kriegseinsatz.

Ein Feldwebel, Bobby Lightner, 26 Jahre alt, wird bald zum dritten Mal in Folge Geburtstag feiern auf irakischem Boden, und zweimal schon hat er den Weihnachtsabend im Irak verbracht. In seiner Kompanie, sagt er, sind acht Leute in Abwesenheit Vater geworden, und nicht immer war klar, ob es wirklich ihre Kinder waren, die in der Heimat zur Welt kamen.

Eine Krankenschwester spricht sich aus, sie ist auf der Heimreise, Zwischenstopp BIAP, das steht für Bagdad International Airport, um sie herum sitzen gebannt junge Infanteristen im Kreis, sie ist eine kleine, runde Frau, die Soldaten bestaunen sie.

Sie hat, sagt sie, sieben Touren hinter sich, dreimal Bagdad, zweimal Afghanistan, einmal Kuwait, einmal Germany, immer in Militärhospitälern, immer auf Intensivstationen, sie spricht laut und ohne Unterbrechung, sie raucht Menthol-Marlboros, die sie sich aneinander ansteckt, sie sagt, sie kann das Weinen nicht mehr hören, sie kann die Männer nicht mehr sehen, sie sagt: „Ich schick die weg, ich schrei sie an, ich sag zu ihnen: ‚Wenn du heulen willst, dann hau ab hier, geh raus, ich kann das nicht mehr hören, ich will es nicht mehr sehen.‘“ Sie saugt Rauch ein, sie hustet. „I’m done.“ Sie sagt: „Nie wieder. Ich gebe meine Papiere morgen zurück.“

Amerika zahlt einen hohen Preis für die Zukunft des neuen Irak. Es sind nicht nur 3659 Soldaten angekommen, es wurden auch über 26 000 zum Teil entsetzlich verwundet, und es gibt Schätzungen, die in offiziellen Regierungsberichten stehen, nach denen einer von drei Soldaten des Irak-

Einsatzes psychisch erkrankt, die meisten leiden an Symptomen des „posttraumatischen Belastungssyndroms“. Das wären Zehntausende Männer und Frauen, die mit schweren psychischen Problemen wieder nach Hause fahren, weil sie zu viel gelitten haben, zu viel gesehen, zu viel gerochen, zu viel gehört, zu viel getötet.

Allein wegen solcher Befunde und Zahlen können sich die USA eine Niederlage im Irak nicht wirklich erlauben. Es geht um viel für Amerika, nicht nur im Großen und Ganzen der Weltpolitik, es geht auch darum, dem Volk zu Hause eine gute Erklärung für all die Opfer zu präsentieren, auch für die finanziellen. Es geht darum, zu begründen, warum der Staat für den Irak-Krieg täglich rund 370 Millionen Dollar ausgibt, wenn dabei womöglich nur ein neues Vietnam herauspringt. Aber für den Irak geht es bei alledem um noch viel mehr.

Wer glaubt, ein schneller Abzug der US-Truppen würde die Probleme im Land praktisch wie von selbst lösen, irrt. Diese These mag richtig gewesen sein Ende 2003, Anfang 2004, als der Terror die Höllenkräfte des konfessionellen Hasses noch nicht geweckt hatte. Aber jetzt ist eine neue Lage entstanden.

Im Irak des Jahres 2007, das heißt in seiner Hauptstadt Bagdad, formieren sich die Fraktionen eines künftigen Bürgerkriegs entlang konfessioneller Linien, dessen endgültigen Ausbruch die Amerikaner bislang verhindern. Wenn sich in Washington wirklich die Kräfte durchsetzen, die einen sofortigen Abzug der US-Streitmacht fordern, dann könnte, dann wird im Irak ein Hauen und Stechen beginnen, und es wird wieder von furchtbaren konfessionellen Säuberungen zu hören sein, von blindwütigen Massenmorden, von Vergeltungstaten an Menschen, die es wagten, mit den Amerikanern zu kooperieren.

Wer den Süden Bagdads besucht, Bagdad-Daura, Bagdad-Raschid, wer sich auf

**„Wenn du heulen willst, dann hau ab hier“, sagt die Krankenschwester.**

Tour begibt mit Lieutenant Colonel Alfredo Mycue und seinem „Stryker“-Bataillon, der kann diese Gefahr spüren, sehen, hören. Mycue, der Oberstleutnant, schreit „Tomahawks“ in den heißen Wind von Bagdad, er steht vorn links in der Kommandantenluke seines „Stryker“-Radpanzers, in den Seitentaschen seines Kampfanzugs stecken Werther’s Original Karamellbonbons, er hat sie mit schnellen Händen zusammengerafft vor dem Ausritt.

Es ist kurz nach 12 mittags am 9. Juli, von den Minaretten rufen die Muezzins zum Suhr-Gebet, und auf dem Highway 5, der Daura-Stadtautobahn, die die Amerikaner in ihren Karten „Route Senators“



TINA HAGER / DER SPIEGEL / AGENTUR FOCUS

**US-Außenministerin Rice bei einem Besuch in Bagdad:** *Sie bleiben zwölf Stunden und glauben danach, die Lage zu kennen*

nennen, hat der Feind gerade eine neue Autobombe gezündet.

Mycue ist 42, Kommandeur des 2. Bataillons des 23. US-Infanterieregiments, er nennt die Route Senators „meine Straße“. Zwölf Stunden zuvor ist er in stock-schwarzer Nacht mit seinen Leuten hier spazieren gegangen, um seinen Anspruch zu unterstreichen. Die US-Soldaten hatten die Nachtsichtgeräte vom Helm vor die Augen geschnallt, ihre Sehhilfen schnitten körnige Schwarzweißbilder aus dem menschenleeren Dunkel, Bilder von verlassenen Häusern, weithin aufgegebenen Straßenzügen, Bilder von streunenden Hunden zwischen Müllbergen, die aus grünlichen Pfützen giftiges Wasser leckten.

Mal näher, mal ferner waren die platzenden Geräusche von Gewehr- und Pistolenschüssen zu hören, kurze, heftige Feuergefechte, von minutenlangen Pausen unterbrochen, dann wieder prasselnd, wenig davon war direkt gegen die Amerikaner gerichtet. Zu hören waren vielmehr die alltäglichen Geräusche aus dem alltäglichen Häuserkampf, der sich hier abspielt, den sich die vielen Fraktionen, Grüppchen und Zellen um die Herrschaft in Bagdad liefern.

Mycue, schweißtriefend, 60 Pfund Ausrüstung am Leib bei noch immer 35 Grad Celsius mitten in der Nacht, er träumte sich den ganzen Marsch lang fort aus dieser wüsten Welt, redete über Bamberger Rauchbier, über deutsche Käsebrötchen, er redete von Schweinshaxen, über seine ganze schöne Zeit in Deutschland, über Berchtesgaden, die Berge, und er sagte, auf Deutsch: „Wissen Sie, ich bin etwas bayerisch, glaube ich.“

Einen halben Tag später bescheit fahles Sonnenlicht die Route Senators, der frische Tatort ist verlassen und leidlich geräumt, zwischen Brückenpfeilern liegen haarige Leichteile herum, die ersten Meldungen sind ungenau. Vielleicht acht, vielleicht zehn Polizisten sollen gestorben sein, vielleicht fünf, vielleicht zehn Zivilisten hat es erwischt, es ist unwirklich still, in der Mitte der Fahrbahn Richtung Osten ist ein kleiner Krater zu sehen, einen Meter tief, vier Meter weit, die Bombe muss groß gewesen sein.

Sie hat am Boden eine dicke Betonplatte durchschlagen, und ihre Druckwelle hat ganze Autos, große Pick-ups, um 30, 40 Meter versetzt. Der Sprengstoff steckte in einem bulligen roten Geländewagen, der Fahrer, der im Attentat Selbstmord beging, lenkte das Auto vom Straßenrand rückwärts auf die Fahrbahn. Im Moment, da er den Zünder drückte, herrschte hier der geschäftige Betrieb eines Checkpoints, Passanten überquerten die Straße hin und her, irakische Polizisten durchsuchten sie. Von der Bombe, dem ganzen großen Auto, sind nur münzgroße Teile geblieben, sie liegen verstreut 50, 60 Meter um den Nullpunkt der Explosion, rote Blechfetzen, in Stücke gerissen wie Papier.

In Mycues Büro in FOB Falcon, auf der „Forward Operating Base“, hängen wunderbar genaue Karten der Gegend, beschriftete Satellitenbilder, die mit „secret“, vertraulich, in roten Lettern gekennzeichnet sind. Die Legende kennt Moscheen, Kirchen, Checkpoints, Wassertürme, Umspannstationen, die schraffierten Flächen weisen die Wohngebiete den verschiedenen Konfessionen zu. Wenn Mycue sein

Einsatzgebiet erläutert, geht es immer nur darum, wo die Schiiten sitzen, wo die Sunniten leben, und dazwischen erzählt er verrückte Geschichten aus diesem Krieg.

Die Terroristen verbrennen, um den Asphalt aufzuweichen, Lkw-Reifen über den Stellen, an denen sie ihre Sprengsätze vergraben wollen, sie verkabeln sie „ready to go“, das heißt, sie lassen die Kontakte für das Zündkabel am Straßenrand einfach aus dem Boden schauen zur künftigen Verwendung. Sie haben flache Bomben entwickelt mit Magnetaufsätzen, die sich an überfahrende Fahrzeuge heften. Sie platzieren fernzündbare Granaten in Bäumen, in der Hoffnung, damit tieffliegende Hubschrauber treffen zu können.

„Die Energie dieser Leute ist sagenhaft“, sagt Mycue, sein Einsatzgebiet liegt ziemlich genau am Tiefpunkt des neuen Irak, es ist eine der Kammern im Herzen der Finsternis. Im Viertel nördlich der Route Senators hat der selbsternannte „Islamische Staat Irak“ seine erste virtuelle Regierung gebildet, hier ist nicht Ramadi. Hier ist kein Frieden. Hier herrscht Krieg.

Aber es ist kein Krieg von Irakern gegen Amerika, es ist ein Krieg aller gegen alle. Schiiten gegen Sunniten, Sunniten gegen Christen, es kämpfen konkurrierende Terrorzellen um Einflussgebiete, es kämpfen private Milizen gegen irakische Polizisten, es sind Drogengangs unterwegs und unpolitisch kriminelle Entführer, irakische Mafiosi, Geldpresser, man kann sagen, im Süden von Bagdad, nur ein paar Kilometer Luftlinie vom Bollwerk der Grünen Zone entfernt, ist jede zivile Ordnung zusammengebrochen. Es herrscht der Mob,



TINA HAGER / DER SPIEGEL / AGENTUR FOCUS

Feldwebel Lightner bei einem Häusereinsatz in Mossul: Zum dritten Mal in Folge Geburtstag auf irakischem Boden

es gehen große und kleine Warlords um, sie sabotieren die Arbeit der Stadträte, die sich verzweifelt um zivilen Aufbau mühen, sie kappen die Stromzufuhr, sie zerstören Wasserrohre, Abwasserkanäle, und die Amerikaner sind hier nicht der Hauptfeind, sondern nur eine der Parteien, und sie haben zwar den Auftrag, auch hier den Terror auszuräuchern, aber zugleich spielen sie die verquere Rolle einer Friedenstruppe.

Sie bauen jetzt Mauern und Straßensperren, um die feindlichen Parteien voneinander zu trennen. Private Firmen ziehen die Wälle in der Nacht aus Betonfertigteilen hoch, sie arbeiten ohne Scheinwerfer, auf gespenstischen Geisterbaustellen, die Kräne und Bagger röhren unbeleuchtet im Dunkel, die Arbeiter tragen schwarze Kleidung und Nachtsichtgeräte, um nicht zum Ziel von Snipern zu werden.

Ganze Stadtviertel werden jetzt auf diese Weise nach konfessionellen Kriterien eingemauert und in „Gated Communities“ verwandelt. Nur wer bekannt ist, darf hinein und hinaus. „Es geht hier im Moment nicht darum, Probleme zu lösen“, sagt Mycue, „es geht darum, einen verdammt Status quo herzustellen.“

Für sein Operationsfeld hat er sich ein System aus Sperranlagen, Mauern und Checkpoints ausgedacht, er nennt es „Operation Airport Security“. Wer kein Ticket hat, darf nicht einchecken, und wer vom Markt kommt mit Tüten in der Hand oder wer sonst an den Gates auftaucht, mit oder ohne Gepäck, Autos werden schon gar nicht mehr vorgelassen, der wird gefilzt, als

wollte er ein Flugzeug besteigen und wäre dabei noch ein potentieller Terrorist.

„Was wollen Sie machen?“, sagt Mycue, „diese Leute sind ein bisschen wahnsinnig.“ Er stopft Süßigkeiten in sich hinein, schwarz-weiße „Oreo“-Kekse, er muss darüber nachdenken, wie er den Tatort um die Autobombe vom Morgen sichert, wie er dort vernünftig einen neuen Checkpoint bauen soll oder ob er einfach alles sperrt, blockiert, allen Verkehr verbietet, was aber nicht wirklich geht.

Im Norden der Straße befindet sich der Markt von Daura, das waren einmal 700 Läden und Stände, davon sind keine 100 mehr offen, alle anderen Ladenbesitzer haben dichtgemacht, haben kapituliert vor den Bomben, vor dem Terror, vor der Gewalt, trotzdem, sagt Mycue, „die Leute müssen da irgendwie hin können, wir können die nicht einfach ausräumen“.

Mycue verlässt sein Stabsquartier, eine bessere Bretterbude, er durchquert Camp Falcon, um sich mit dem Brigadekommando zu besprechen. Falcon ist ein staubiger Außenposten, es ist ein windiger Tag, braune Böen peitschen über den Boden, ein Sandsturm kündigt sich an. Man wähnt sich irgendwo in der Wüste, aber dies ist der Stadtrand von Bagdad, aus dem Hub-schrauber wären im Süden bald Felder zu sehen und leere weite Landschaft, im Norden drängen sich die Wohnquartiere, Raschid, Daura, arme Viertel neben einst reichen, sunnitische neben schiitischen, die einst ungenau vermischt waren.

Mycues Brigadekommandeur, den sie „den Alten“ nennen, ist Colonel Rick Gibbs, ein herrischer, sehr weißer Oberst, über einer der Türen in seinem Büro hängt ein aufblasbares Hirschgeweih, Gibbs kommandiert im T-Shirt, aber er ist nicht der lockere Typ, er fragt Mycue, was er will, und Mycue beginnt zu reden, die Autobombe, der Checkpoint, der Markt, Gibbs sagt: „Was soll ich entscheiden?“

„Nun“, sagt Mycue, „es geht darum, ob wir hier blocken sollen oder nicht und wie wir den Checkpoint ...“ Gibbs fällt ihm ins Wort: „Was soll ich entscheiden?“ Mycue fängt wieder an, die Autobombe, der Checkpoint, wieder unterbrochen von

### „Was soll ich, verdammt noch mal, entscheiden? Was wollen Sie hören?“

Gibbs: „Was soll ich, verdammt noch mal, entscheiden? Was wollen Sie hören?“

Es ist ein eisiges Gespräch, Mycue nestelt an seiner Brille, er wiederholt sich, blocken oder nicht blocken, „aber wenn wir blocken, dann bekommen wir ein Problem, weil die Leute ja zum Markt gehen müssen“. Gibbs sagt: „Das sollen sie ja auch! Wir blocken nur die bad guys, ich will, dass Sie mir im Norden die Qaida vom Hals halten, das ist doch alles längst entschieden.“ Mycue sagt: „Gut, dann ist das geklärt.“ Gibbs sagt: „Ich habe längst entschieden, dass wir blocken.“ Mycue nickt.

Gibbs befiehlt sieben Bataillone hier im Süden Bagdads, in einem Gebiet so groß



GHASSAN AL-YASSIRI / AP

**Irakische Jugendliche vor dem Imam-Hussein-Schrein in Kerbela:** „Heulet über Babylon, bringt Balsam für seine Wunden“

wie San Francisco, 700 000 Einwohner, seine ganze Brigade ist Teil des „surge“, seit März im Einsatz, in den Monaten seither hat der strenge Oberst gelernt, worum es geht, er sagt: „Wir brauchen Masse plus Zeit“, das heißt, die US-Truppen müssen in jedem Fall bleiben, und wie er das sagt, klingt es nach Jahren. Es könne nicht sein, sagt Gibbs, dass hier Sadisten von Dächern auf Frauen und Kinder schießen, es könne nicht sein, dass ein paar Punks hier Bomben legen, wie es ihnen passt.

„Wussten Sie, wie man bei den Terroristen zum Emir wird?“, fragt Gibbs. Ein Emir muss 600 Amerikaner umgebracht haben, heißt es. Für einen zerbombten „Humvee“ zahlen die Terroristen 10 000 US-Dollar, und für einen kaputten Panzer gibt es 15 000. „Wir haben hier Folterhäuser gefunden und dichtgemacht“, sagt Gibbs. „Wir haben Waffen gefunden für eine ganze Armee. Aber wir kriegen sie alle. Wir killen sie. Wir siegen.“

Gibbs sagt das sehr überzeugend, und er kann auf Zahlen verweisen, alle Militärführer können das. Er sagt: „Wir haben die konfessionellen Morde pro Monat von Januar bis Juni von 553 auf 204 gedrückt, wir werden sie im Juli noch einmal halbieren. Wissen Sie“, sagt Gibbs, „im Grunde haben wir es hier nur mit 300 oder 500 wirklich üblen Gestalten zu tun. Alle anderen sind nur Trittbrettfahrer. Wenn man ihnen die Führer nimmt, ist alles vorbei.“

Die Nacht fällt schnell im Irak, die Sonnenuntergänge sind kurz, Mycues „Stryker“ rüsten sich schon wieder zur Ausfahrt, die Tage der Soldaten haben kei-

nen Rhythmus mehr. Sie beginnen um drei Uhr nachts oder um sieben Uhr morgens, die Einsätze dauern bis Mitternacht oder bis Sonnenaufgang, sie bekommen alle viel zu wenig Schlaf. In den Büros stecken iPods in kleinen Stereoanlagen, aus denen Iron Maiden dröhnt, Heavy Metal, Musik zum Wachbleiben. Die Feldwebel und Majore spucken Schlieren von Kautabak in leere Wasserflaschen, in denen die Spucke schwappt wie schleimiger Kaffee.

An den Abenden bleiben in FOB Falcon nur die Latrinen und die Duschen hell erleuchtet, die Anlage ist ansonsten verdunkelt, die Menschen gehen mit Taschenlampen herum, in den Unterständen aus Beton, gebaut gegen den täglichen Beschuss mit Mörsergranaten, hocken Soldaten und rauchen, und manchmal schaut Doug Brown hier vorbei, ein dicker Militärkaplan, „um eine Zigarre zu verbrennen“.

Pater Brown kennt sich aus mit Automobilaktien, er weiß alles über die DaimlerChrysler-Geschichte und die Vorgänge bei VW, von diesem Thema springt er ohne Überleitung zum Koran, den er fünfmal gelesen habe, wirklich studiert, „aber ich habe“, sagt er, „nicht viel Gnade darin gefunden. Es ist eine schwierige Kiste. Sie kämpfen hier alle für Gott, und solche Feinde waren schon immer schwer zu schlagen“.

Pater Brown ist überzeugt von diesem Krieg, er hält ihn für gerecht und notwendig, auch wenn er über seinen Ausgang nicht viel zu sagen weiß. „Gestern Abend erst“, sagt er, „habe ich in der Bibel gelesen, interessiert Sie das? Ich habe da eine

sehr interessante Stelle gefunden, Jeremia 51, Vers 9 oder 10 oder 8, genau weiß ich es nicht mehr.“ Er zieht an der Zigarre wie ein Schauspieler, holt Luft und zitiert dann die ganze Bibelstelle aus dem Kopf, gegen den Lärm aus riesigen Klimaanlageanlagen und gegen das Geratter eines Konvois aus Sattelschleppern, der sich in der Nähe vorbeischiebt: „Heulet über Babel, bringt Balsam für seine Wunden, ob es vielleicht geheilt werden könnte. Wir wollten Babel heilen; aber es wollte nicht geheilt werden. So lasst es fahren, und lasst uns ein jeder ziehen in sein Land!“

Ob Babylon geheilt werden kann, liegt tatsächlich außerhalb der Macht der USA. Ihre Militärmaschine kann der Politik im besten Fall den Boden bereiten, kann vielleicht, unter großen Mühen, Sicherheit herstellen, aber regieren müssen sich die Iraker selbst. Für den Moment ist es nicht ungerecht, zu sagen, dass dieses Vorhaben auf fast allen Feldern misslingt. Der Regierung von Premierminister Nuri al-Maliki gelingt es weder, die auseinanderstrebenden konfessionellen und ethnischen Gruppen zu einen, noch bringt er im Parlament die wesentlichen Gesetze durch.

Bei Licht betrachtet dreht sich alles um die Frage, wie der tatsächliche und vermutete Ölreichtum des Landes gerecht zu verteilen wäre. Um zu verstehen, wie heikel diese Frage ist, reicht der Blick auf eine Landkarte, die die bekannten Ölvorkommen verzeichnet. Die großen, ergiebigen Felder liegen im Norden in den Kurdengebieten und im Süden im Einflussbereich der Schiiten. Wo die Sunniten leben, im

ganzen weiten Westen des Landes, gibt es kein Öl. Das sind schlechte Voraussetzungen für Kompromisse.

Die Kurden, jahrzehnte-, wenn nicht jahrhundertlang von Bagdad und anderen Mächten gegängelt, sperren sich gegen eine nationale Kontrolle des Rohstoffs aus Angst, wie immer benachteiligt zu werden. Die Sunniten, eine Minderheit im Land, aber unter Saddam zur allmächtigen Kaste der Tyrannei aufgestiegen, hassen die Idee, nun als Bittsteller auftreten zu müssen, und verfolgen das Ziel, ihren Machtbereich notfalls mit Gewalt auch auf Gebiete auszuweiten, in denen sich Öl finden lässt.

Die Schiiten wären womöglich zum Verhandeln bereit, aber die Atmosphäre in Parlament und Regierung ist bereits sehr giftig, die Amerikaner machen Druck und erhöhen den Stress, und dabei ist noch immer die Rolle des kleinen, aber mächtigen Schiiten-Führers Muktada al-Sadr ungeklärt, der sich manchmal, so scheint es, am liebsten an die Macht im ganzen Land putzen würde, während er manchmal nur wie ein sehr sperriger Unterhändler seiner Interessen auftritt. Er gibt den prominenten Agitator gegen die US-Präsenz, und er hat Sadr City auf seiner Seite und seine Mahdi-Miliz, von der allerdings im Augenblick niemand weiß, ob sie ihm wirklich noch gehorcht.

Die Amerikaner haben nicht den einen, charismatischen Führer gefunden, der die

Lage befrieden und beherrschen könnte. Ryan Crocker, der neue US-Botschafter im Land, weiß genau, wie wichtig Charisma und Führungspersönlichkeit in einem Land wie dem Irak wären.

Crocker darf als einer der besten Kenner des Nahen Ostens gelten, er wuchs auf in Marokko und der Türkei, er war in seinem Leben schon Botschafter in Pakistan, Botschafter in Syrien, Botschafter in Kuwait und im Libanon, er wurde eingesetzt für diplomatische Missionen in Iran, in Katar, in Ägypten, er spricht die Sprachen, und wenn sich einer auskennt in dieser Weltgegend, dann er, er ist ein eleganter Mann, der perfekte helle Anzüge trägt, er sagt: „Wir brauchen Zeit.“

Sein Büro ist klein und fensterlos, es liegt im großen Saddam-Palast in der Grünen Zone, alle wesentlichen Büros der US-Administration finden sich hier, die riesigen Kantinen gleichen zu Essenszeiten einem Klein-Washington, man geht unter Kronleuchtern und über italienischen Marmor, man kann sich beim Laufen leicht verirren und sich Fragen darüber stellen, wo Saddam geschlafen haben mag, wo er dinierte, wo er regierte und wo er seine Gegner foltern ließ.

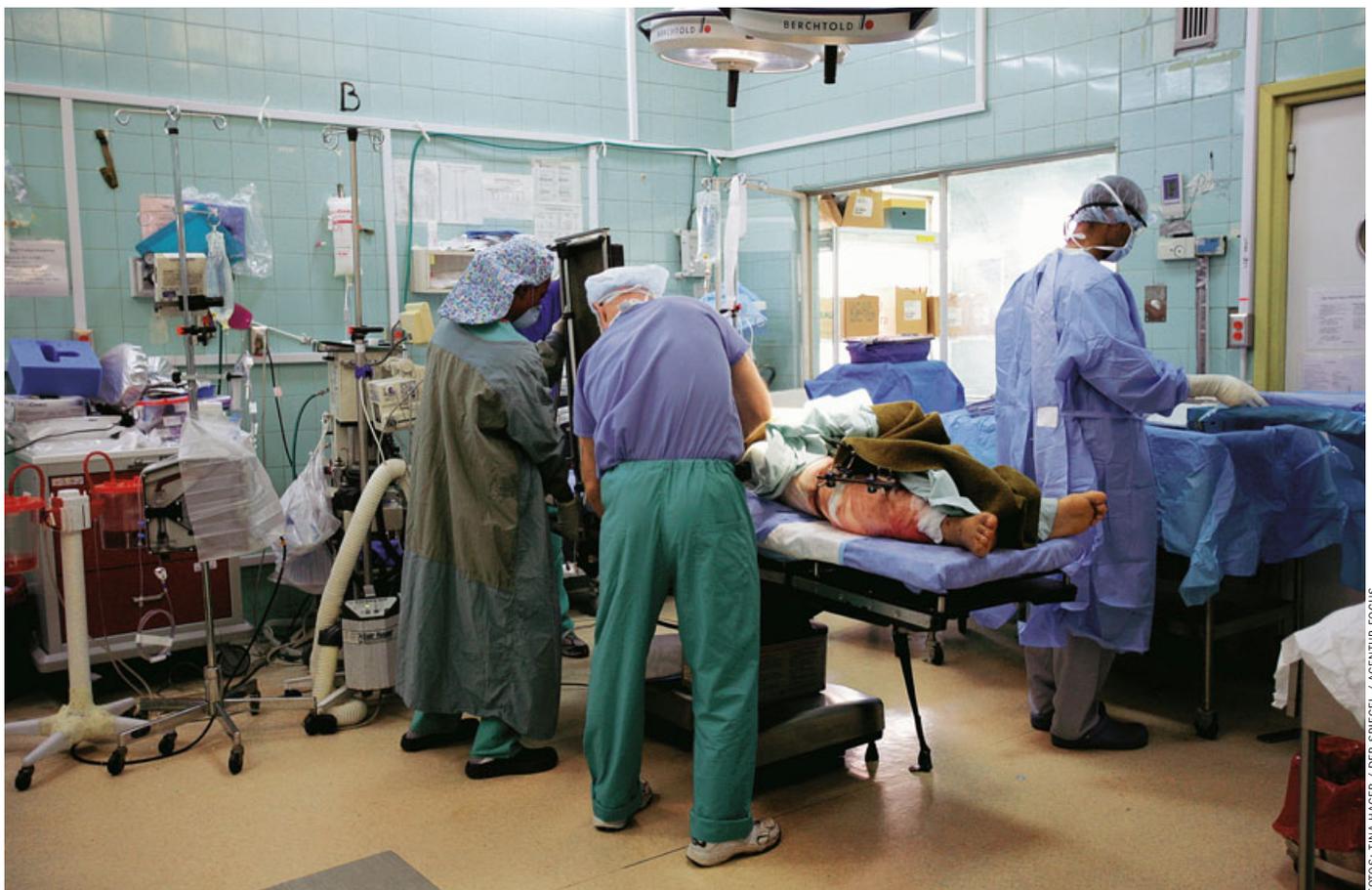
Crocker verteidigt Malikis Regierung, aber nicht wirklich, als guter Diplomat stellt er rhetorische Fragen, er sagt: „Ist Maliki persönlich schuld? Oder ist es seine Regierung? Oder sind es einfach die un-

gläublich schwierigen Umstände, unter denen hier gearbeitet wird?“

Er plädiert dafür, nicht ungeduldig zu sein. Er sagt: „Wir hatten hier 35 Jahre brutalstes Baath-Regime, nun haben wir Jahre Unsicherheit, das ist eigentlich gar nicht viel.“ Aber Maliki? Kann er das Land zum Erfolg führen? Crocker mag diese Fragen nicht, aber er muss sie ständig beantworten. Er sagt: „Ich denke, dass auch ein begabter Politiker als Maliki unter diesen Umständen großen Ärger hätte.“

Crocker muss das ganze Bild im Auge behalten, und das ganze Bild ist sehr kompliziert, es ist das Schaubild, mit dem General Petraeus hantiert, die Landkarte des Nahen Ostens, mit Pfeilen und Schraffuren übersät, der große Plan. Der Irak hat nicht nur irakische Probleme, das ist die Lage. Die ärgsten Feinde eines irakischen Erfolgs sitzen in Teheran und in Damaskus, daran bestehen keine Zweifel.

Über Syrien reisen viele der Dschihadisten ein, Iran schickt Waffen und Geld für den Terror, die US-Einheiten finden bei ihren Operationen nagelneue Minen und Granaten aus iranischen Rüstungsfabriken, zum Teil noch in der Verpackung, es sind Kämpfer der iranischen Kuds-Brigaden auf irakischem Boden aktiv, es gibt Trainingslager für Terroristen jenseits der Grenze, „Iran“, sagt Crocker, „will den Westen schlagen an mehr als einer Front, und es will nebenbei dafür sorgen,



Operationssaal im Militärkrankenhaus von Bagdad: Zu viel gelitten, zu viel gesehen, zu viel gerochen, zu viel getötet

FOTOS: TINA HAGER / DER SPIEGEL / AGENTUR FOCUS

dass vom Irak nie wieder eine Gefahr ausgeht.“

Der Botschafter hat schon an Dreiergesprächen teilgenommen, Iran, Irak, USA, eben steht wieder eine neue Runde an, Weltpolitik, bei diesen Gelegenheiten werde deutlich, sagt Crocker, dass Maliki, obwohl Schiit, wirklich kein Mann Irans sei. „Die Atmosphäre bei diesen Treffen ist frostig“, sagt Crocker, „ich meine, sie ist sehr frostig.“ Aber wie erklären die Iraner ihre Aktivitäten? „Sie erklären sie nicht. Das ist sehr frustrierend. Es gibt an dieser Stelle eine Art totaler Realitätsverweigerung.“

Im September, wenn im Kongress die große Fragestunde ansteht, muss nicht nur Petraeus seine Sicht der Dinge liefern. Auch Crocker muss den Repräsentanten des amerikanischen Volkes Rechenschaft ablegen. Er weiß, dass der Druck enorm sein wird, er weiß, dass alle auf einen schnellen Abzug hoffen, aber, sagt er, „ich bin nicht dafür da, irgendeine Agenda zu beliefern. Ich bin dafür da, die Realität zu beschreiben“.

Crockers Realität sieht so aus, dass die irakische Politik noch zwei bis drei Jahre braucht, um wesentliche Aufgaben erledigt zu haben. Und dafür brauche sie die Präsenz des US-Militärs. „Natürlich kann der ‚surge‘ nicht ewig weitergehen“, sagt Crocker, „und natürlich muss sich der Irak irgendwann an den Kosten für diese Operation beteiligen. Aber so oder so steht fest, dass wir alle noch mehr Zeit brauchen.“

Über die Stimmen aus den USA, die einen sofortigen Abzug der Truppen fordern oder einen Abzug zum April nächsten Jahres, kann Crocker nur leise angewidert den Kopf schütteln. Abgesehen davon, dass der Rückzug einer so großen Streitmacht rein technisch mindestens ein Jahr dauern würde, sei alles an solchen Forderungen realitätsfremd, sagt er.

„Wir Amerikaner fühlen uns als eine moralische Nation, nicht wahr, was immer der Rest der Welt darüber denken mag“, sagt Crocker. Man sieht ihm an, dass ihm das Folgende sehr wichtig ist. „Was werden wir denn fühlen, wenn der Film nicht stoppt, obwohl wir auf ‚Stopp‘ gedrückt haben? Was ist, wenn der Film einfach weitergeht? Und immer hässlicher wird? Und noch hässlicher?“ Crocker macht eine Kunstpause, er übt schon die besten Sätze für seinen Auftritt in Washington. „Wir reden hier über die Möglichkeit von Tausenden Toten, von konfessionellen Säuberungen, wir reden hier darüber, dass wir in Bagdad womöglich keine Sunniten mehr haben werden, weil sie ermordet, vertrieben, verstoßen werden. Wollen wir das? Und wer wird das den Amerikanern erklären?“

In Bagdad liegt der Schlüssel zur Zukunft des Irak. Wenn die Dinge in der Hauptstadt komplett schief laufen, dann



**Mossuler Polizeichef Sahr al-Din:** Jedes Paar Stiefel einzeln bestellen

wird auch der Rest des Landes mitgezogen werden, auch das friedliche Ramadi wird wieder kippen, die Wüste in Anbar wieder kämpfen, dann werden die jetzt terrorfreien Dörfer und Städte bald wieder in Waffen gehen. Es ist ein Rennen in Gang, jeder Tag im irakischen Kalender ist jetzt ein historischer, und die Lage ist angespannt, sie ist dramatisch, auch wenn die Welt sich dafür entschieden hat, nicht mehr so genau hinzusehen, sondern ihren Streit darüber pflegt, wer recht gehabt hat.

Aber wer den Irak bereist, der bewegt sich fern von Washington, fern von Berlin,

### **Der Botschafter übt schon die besten Sätze für seinen Auftritt in Washington.**

fern von Paris und Brüssel durch eine Welt, in der es um Rechthabereien nicht geht. Wer das Land erlebt, stürzt hier in Verzweiflung und schöpft dort Hoffnung, und in keiner Stadt sind sich beide Pole so nah wie in Mossul. Dort, 370 Kilometer nördlich von Bagdad, in der zweitgrößten Stadt des Landes, leben die hellen und die dunklen Parallelwelten an einem Ort nebeneinanderher.

Sie haben hier oben alle Probleme, die es auch sonst im Irak zu besichtigen gibt, sie haben alle Entwicklungen, die auch in vielen anderen Regionen des Landes gelten. Die Zahl der Gewalttaten nimmt ab, die Zahl der Opfer schrumpft, die Zahl der Waffenfunde steigt, die Zahl der polizeilichen Erfolge ebenfalls, aber von alledem abgesehen haben sie noch einen entscheidenden Vorteil.

Mossul hat, seit dem 16. Mai, eine Lege für den Aufbruch in die neue Zeit.

Am 16. Mai, diese Geschichte kann in der Stadt jedes Kind erzählen, versuchten die Terroristen das ganz große Rad zu drehen. Mit vier Autobomben sprengten sie zuerst zwei Tigris-Brücken im Nordwesten der Stadt. Wenig später gingen vor dem Hauptquartier der Distriktpolizei weitere drei Autos in die Luft, vollgestopft mit Sprengstoff auch sie, die Höllenmaschinen rissen Krater in den Boden groß wie Swimmingpools, eine achte Bombe traf eine Polizeistation im Südosten, und auf alle Attacken ließen die Angreifer Raketenbeschuss folgen, sie schossen aus Maschinengewehren und Kalaschnikows, sie wollten es, an jenem 16. Mai, wirklich wissen. Aber sie scheiterten, sie verloren ihren Krieg.

Die irakischen Polizisten, die Soldaten, die bis dahin im Ruf standen, keine Feuerprobe zu bestehen, sie warfen sich in diesen Kampf. Verwundete wiesen es ab, von diesem Schlachtfeld getragen zu werden, sie kämpften weiter, so gut sie konnten. Es wurden Helden geboren an jenem Tag im Mai, Helden, die das ganze Land so dringend braucht, keine sunnitischen, keine schiitischen, keine kurdischen oder assyrischen oder turkmenischen Helden, sondern irakische.

Man kann sie treffen in der Stadt, wenn man im Gefolge der 2-7 Cav, des 2. Bataillons des 7. Kavallerie-Regiments, unterwegs ist. Sein Kommandeur ist Lieutenant Colonel Eric Welsh, ein Oberstleutnant, der wie ein Skinhead aussieht, aber im Herzen ist er ein großer Idealist. Er spricht viel von Werten, von Patriotismus, von Freiheit, er sagt: „Ja, es tut weh, ja, es ist hart, natürlich ist all das hier sehr gefährlich. Aber wir machen das nicht aus Jux, sondern für einen Zweck. Wir wollen hier Leuten eine Chance geben, das ist die



TINA HAGER / DER SPIEGEL / AGENTUR FOCUS

**Triumphbogen in der Internationalen Zone in Bagdad\*:** *Es ist ein Krieg um Bilder*

Wahrheit, und seien wir doch mal ehrlich: Was hieraus wird, das werden wir alle erst in Jahrzehnten wirklich wissen.“

Welsh ist 42, er klappert fast täglich die Kommandanten von Mossuls Polizei und Militär ab, er sagt, er sei eigentlich der „Let's go“-Typ, er lässt keinen Kampf aus, aber die Besuche bei den Irakern seien wichtiger Teil seiner Arbeit, er nehme sie ebenso ernst wie ein Gefecht. Die Iraker seien Kameraden geworden, sagt Welsh, das heißt auf Englisch viel schöner „brothers in arms“, Waffenbrüder, er küsst sich mit ihnen, sie umarmen sich, „ich trinke sogar ihren Kaffee“, sagt Welsh, „und das heißt wirklich was“. Die Riege der Männer, die er besucht, ist beeindruckend.

Es geht ins Büro des Polizeiobersten Mohammed Sahr al-Din, er ist der Chef der

### Er erzählt, als wäre es nichts, dass er am Vorabend Besuch von einem Killer hatte.

Mossuler Polizei im Nordosten, ein Mann, der auf hölzernen Krücken geht, seit ihm eine Straßenbombe ein Bein abgerissen hat. Er ist ein kantiger Offizier, er wettet gegen die Bürokraten im Innenministerium von Bagdad, die seine Arbeit blockieren, jedes Paar Stiefel muss er einzeln bestellen, und er darf nicht mehr Leute rekrutieren, weil sie in Bagdad andere Pläne haben, „die politischen Halunken“, sagt Sahr al-Din, er lobt die lockeren Amerikaner und ihre Hilfe, er sagt: „Es wird hier in Mossul schon sehr bald sehr sauber sein, und alle werden in Frieden leben.“

Welsh besucht den Oberstleutnant Ahmed Chalid, er ist der Chef der Anti-Terror-Abteilung, ein feiner Mann, ein nachdenklicher Kettenraucher, seine Marke ist „Miami“, auf seinem Tisch liegen viele Te-

lefone, und alle zwei Minuten klingelt eines davon in lauten arabischen Melodien.

Er arbeitet offenkundig sehr erfolgreich, denn er erzählt jetzt leichthin, als wäre es nichts weiter, dass er am Vorabend Besuch hatte von einem Killer. Ein Attentäter wollte ihm den Garaus machen, es war der dritte Versuch, ihn zu ermorden. Dieses Mal hatten die Terroristen einen Mann mit neun Dynamitstangen in der Weste geschickt, kein sehr heller Kopf, denn er fragte herum nach Chalid, der nicht zu Hause war, sein Bruder und sein Vater waren da, sie hörten den Mann draußen, und als der Selbstmordbomber über die Mauer stieg und Richtung Haus rannte, wurde er von Chalids Bruder erschossen. Chalid zeigt Bilder der Leiche, er lächelt, er sagt: „Wir werden es diesen Analphabeten niemals erlauben, unser Land zu regieren.“

Es geht noch zu vielen Kommandeuren dieses Schlags, zu Männern des neuen Irak, die ihr Land befrieden und aufbauen wollen und die den Amerikanern dankbar sind für ihre Opfer, für ihren Einsatz, für ihre Hilfe, sie brauchen, noch für eine Zeit, vielleicht für Jahre, die Rückendeckung Amerikas, aber die Zahl der US-Truppen schmilzt schon lange ab, Anfang 2004 hatten sie hier im Nordirak 23 000 Mann unter Waffen, jetzt sind es nur noch gut 3000, auch das ist ein Fortschritt. „In Mossul“, sagt Eric Welsh, der romantische Bataillonskommandeur, „sind wir an einem Punkt, zu sagen: Wir können es schaffen.“

Er ist zurück von der Ausfahrt, zurück in Camp Marez, einem anderen staubigen

Außenposten dieses Krieges, am Südrand von Mossul, gleich neben dem Flugfeld, das sie „Diamondback“ nennen. Am Tor, beim kurzen Zwischenstopp vor der Einfahrt, wo sie die Waffen entladen und sichern, hat sich einer seiner Sergeants, der Unteroffizier Joe Brown, auf die Kühlerhaube eines „Humvees“ gestellt und einen gellenden Triumphschrei ausgestoßen, „zur Feier des Lebens“, wie er sagte, „zur Feier des täglichen Überlebens, verdammt noch mal, wer sich beklagt und lebt, der braucht eine Faust in die Fresse“.

Jetzt sitzt Welsh allein in seinem Büro, er trinkt eine Flasche Gatorade in großen Zügen aus, im Fernseher neben ihm sendet ein Nachrichtenkanal Archivbilder vom gescheiterten Terroranschlag in Glasgow. Es ist der 4. Juli, Amerikas Unabhängigkeitstag, am Morgen hat er sein Bataillon antreten lassen und ein paar Worte gesagt. Er hat von Patriotismus gesprochen, von Freiheit, vom großen Auftrag. Dann haben sie gebetet, in Ninive, im Staub des uralten Babylon, die Köpfe gesenkt, die irakische Sonne brannte auf ihre Hinterköpfe.

Welsh würde gern noch einmal über das Große und Ganze reden, er fragt: „Haben Sie den Film ‚The Patriot‘ gesehen?“, aber viel weiter kommt er nicht. Die Bürotür geht auf, und ein Staboffizier steckt nervös seinen Glatzkopf ins Zimmer. „Wir haben einen Hubschrauberabsturz“, sagt er, „ein Toter ist bestätigt und ein Verwundeter“. Welsh wischt sich mit beiden Händen über das Gesicht. „Da haben Sie es“, sagt er, „das Gute, das Böse, sie gehen hier dauernd Hand in Hand.“ Es ist die Lage im Irak. Es ist ein Rennen im Gang. Der Kalender kennt jetzt nur noch historische Tage. Die Zukunft kann gewonnen und sie kann verspielt werden. ◆

\* Erbaut 1989 von Saddam Hussein nach dem Ende des irakisch-iranischen Krieges.



# Karls Enkel

**Ortstermin:** Wie der brandenburgische Infrastrukturminister mit geförderten Fahrstühlen den Aufbau Ost betreibt

Vor einem fünfstöckigen Plattenbau der Potsdamer Siedlung „Am Stern“ warten ein paar Männer in Jacketts auf den brandenburgischen Minister für Infrastruktur und Raumordnung, der hier gleich einen Fahrstuhl einweihen wird. Es ist ein kühler, feuchter Morgen, die Männer tippeln auf dem Bürgersteig hin und her. Man denkt an die Besuche von Erich Honecker in DDR-Wohngebieten, vielleicht, weil die Genossenschaft, der das Haus gehört, „Karl Marx“ heißt. Aber auch, weil heutzutage kaum noch Fahrstühle eingeweiht werden.

Dies hier sei der erste Lift, der nach den neuen Förderrichtlinien des Landes Brandenburg gebaut wurde, sagt Bernd Michael Stöhr von der Genossenschaft „Karl Marx“. 190 000 Euro hat er gekostet. 90 000 kommen vom Land. Insgesamt spendiert Brandenburg in diesem Jahr sechs Millionen Euro für solche Aufzüge. Sie sollen Brandenburgs Wohnblöcke attraktiver machen, vor allem für ältere Mieter, sagt Timo Jacob vom Ingenieurbüro, das das Haus rekonstruiert hat.

Stöhr bietet an, „vor dem Minister“ eine Probefahrt zu unternehmen. Es klingt, als lüde er zu einem Weltraumflug ein. Er erläutert das „Zweisinneprinzip“ der Tastatur. Die Etagenknöpfe sind mit Blindenpunkten ausgestattet.

Gibt es denn Blinde im Haus?

„Dit nicht, aber anders kriegt man’s auch nicht jefördert“, sagt Stöhr. „Im ersten Stock haben wir aber tatsächlich einen Behinderten, den Herrn Tschörner. Aber das ist Zufall.“

Wer hat sich das eigentlich ausgedacht, einen Fahrstuhl zu fördern?

Die Männer sehen sich an.

„Das kam wohl vom Minister direkt“, sagt Stöhr. „Aber der hat ja auch Leute, die ihm zuarbeiten und ihn beraten.“

Was macht eigentlich ein Minister für Infrastruktur und Raumordnung?

„Genau genommen das Gleiche wie ’n Bauminister“, sagt Timo Jacob.

Minister Reinhold Dellmann sieht eigentlich auch aus wie ein richtiger Bauminister. Er ist groß, beinahe kahlköpfig und schüttelt jede Hand, die er kriegen kann.

Dann hält er eine kurze, laute Rede. „Dit ist mein erster Termin nach dem Urlaub“, sagt Dellmann. „So’n Anlass macht es leichter. Es gibt starke Nachfrage nach den Aufzügen. Abjewandelt kann man sagen: Von der Genossenschaft ‚Karl Marx‘ lernen heißt siegen lernen. Also der Spruch stammt nich von Karl Marx, muss man auch sagen.“

Das DDR-Gefühl ist wieder da und wird nicht schwächer, als der Minister und sein Pulk endlich im Fahrstuhl stehen, der sie heute alle hierher geführt hat. Sie drücken die 1, weil sie Herrn Tschörner in seiner behindertengerechten Wohnung besuchen wollen. Der Fahrstuhl startet, stoppt allerdings nicht in der ersten Etage. Der erste

wurden verbreitert, die Küche und das Bad vergrößert, es gibt eine Nische für den Rollstuhl. Der Minister nickt, dann zieht die Delegation weiter. Tschörner steht in der Ecke der leeren Wohnung.

Hat er denn einen Rollstuhl, den er in die Rollstuhlnische stellen kann?

„Noch nicht. Aber ick muss mich mit dem Jedanken vertraut machen“, sagt Eduard Tschörner. „Im Klartext: Meine Beine nehmen sie demnächst wahrscheinlich ab. Beide.“

Tschörner hatte vor 30 Jahren einen Motorradunfall, von dem er sich nie richtig erholt hat. Er ist 54 Jahre alt, gelernter Mechaniker, zuletzt hat er in der Verwaltung gearbeitet, jetzt ist er Invalidenrentner. Für ihn sei der Fahrstuhl ein großes Glück, sagt er.

„Ick will nicht zu einem Fall werden“, sagt er. „Wenn Sie keine Beine mehr haben, iss ganz schlecht.“

Aus einer Nebenwohnung schallt die Ministerstimme. Er besucht verschiedene Badezimmer, steht in renovierten Küchen herum. Überall gibt es flache Schwellen, neue Grundrisse, Bäder mit Fenstern. Die Fahrstuhlförderung ist an die Umgestaltung der Wohnungen geknüpft. Sie wollen verhindern, dass ihre Wohnblocks verwaisen, sagt der Minister.

Bis 2013 werden sie 36 Millionen Euro für Fahrstühle

ausgeben. So ein Zuschussprogramm für Aufzüge gibt es seiner Meinung nach in keinem anderen Bundesland.

„Manchmal ist es schon ganz gut, im Osten zu leben“, sagt der Minister.

Er erzählt, dass er eine westdeutsche Kleinstadt immer daran erkennt, dass die schönen alten Straßenpflaster zuasphaltiert worden sind. Auch die Fenster der modernisierten Häuser seien im Osten viel schöner als im Westen, wo man oft in den Möglichkeiten der siebziger Jahre feststecke. Am Ende seiner Ausführungen tut einem der Westen ein bisschen leid. Hier ist die Zukunft, wieder, muss man sagen. Leider trübt sich der Minister das schöne Gefühl selbst ein wenig, als er, kurz bevor er geht, noch einmal den Fahrstuhl ausprobiert.

Er rauscht wieder durch.



**Minister Dellmann:** „Das müsst ihr aber noch in den Griff kriegen“

FOTOS: NORBERT MICHALKE

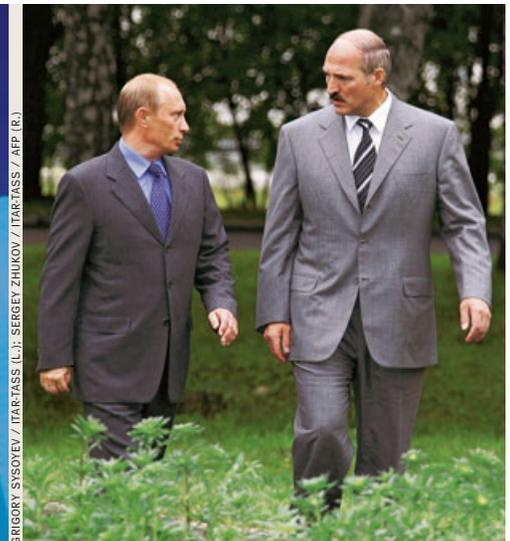
mit dem neuen Zuschussprogramm geförderte Aufzug Brandenburgs bockt. Er surrt bis ins oberste Geschoss durch.

„Vielleicht ein Problem mit einem Kontakt“, sagt Timo Jacob.

„Das müsst ihr aber noch in den Griff kriegen“, sagt der Minister.

Etwa fünf Minuten später trifft die Delegation dann doch in Eduard Tschörners Wohnung im ersten Stock ein. Sie ist noch leer, weil Tschörner während der Modernisierung in eine Ausweichwohnung zog. Er steht in der Ecke, ein kräftiger Mann mit rotem Gesicht und langem Nackenhaar, eine Behinderung ist nicht zu erkennen. Jacob und Stöhr erklären dem Minister, wie sie bei der Modernisierung auf die besonderen Bedürfnisse von Tschörner eingegangen sind. Es gibt praktisch keine Schwellen in der Wohnung, die Türgänge

ALEXANDER OSANG



Widersacher Putin, Lukaschenko

Gasprom-Zentrale in Moskau

WEISSRUSSLAND

## Offene Rechnungen

Russlands engster Verbündeter, der weißrussische Autokrat Alexander Lukaschenko, dürfte durch seine Eskapaden die Gunst Moskaus bald endgültig verspielt haben. Zwar konnte er Freitag vergangener Woche eine drohende Reduzierung russischer Gaslieferungen durch eine Teilzahlung von 190 Millionen Dollar in letzter Minute noch abwenden; 266 Millionen Dollar sind bis Ende dieser Woche fällig. Verhandlungen über einen Moskauer Milliardenkredit scheiterten jedoch, weil die Russen 8,5 Prozent Zinsen gefordert hatten. Ein grollender Lukaschenko kündigte jetzt an, sein Freund Hugo Chávez, der Präsident Venezuelas, werde den fernen Genossen Geld zum Begleichen der Moskauer Gasrechnungen leihen – und zwar zu günstigen Zin-

sen. Russische Beobachter werten das allerdings als bloße Drohkulisse. Der Moskauer Monopolist Gasprom hatte den slawischen Brüdern, mit denen Russland einen „Unions-Staat“ bilden will, den Gaspreis zu Jahresbeginn von 46,68 Dollar (pro 1000 Kubikmeter) auf 100 Dollar heraufgesetzt. Bis 2011 will der Konzern den Preis auch bei den Weißrussen auf Weltmarktniveau heben. Gasprom-Kunde Deutschland zahlt derzeit etwa 260 Dollar für 1000 Kubikmeter. Da der Energieverbrauch der staatlich gelenkten weißrussischen Betriebe mindestens doppelt so hoch ist wie der in Westeuropa, kann Lukaschenkos sozialistische Planwirtschaft die erforderlichen Summen nicht mehr aufbringen. Der Minsker Staatschef argwöhnt jedoch, die im

Kreml angeordneten Preiserhöhungen dienten „nicht nur wirtschaftlichen Interessen“. Russlands Oligarchen, so Lukaschenko, würden gern sein „ganzes Land privatisieren“. Der weißrussische Präsident hegt nicht ohne Grund den Verdacht, Moskau unterstütze heimlich russlandfreundliche Frondeure. So veröffentlichte die kremlgelenkte Wochenzeitung „Moskowskije nowosti“ kürzlich ein Interview mit dem ehemaligen Leiter der Minsker Präsidentenadministration, Leonid Sinizyn. Der wirft dem Machthaber vor, er habe Weißrussland in eine „politische und wirtschaftliche Sackgasse geführt“. Sinizyn wirbt für eine Annäherung an Moskau – wohl wissend, dass „mehr als die Hälfte“ der Weißrussen „Sympathie für Russland“ empfindet. Die Verhandlungen über eine gemeinsame Verfassung sind ins Stocken geraten – Moskauer Politiker hoffen aber weiter, mit Hilfe eines solchen Grundgesetzes mehr Einfluss in Minsk zu erlangen.

EUROPA

## Feuerwehr aus Brüssel

Nach den verheerenden Waldbränden im Süden Europas will sich nun die EU der Bekämpfung solcher Umweltkatastrophen annehmen. „Ständige Schnellreaktionskräfte“, die mit mindestens zehn Löschflugzeugen ausgestattet sein sollten, schlug jetzt Umweltkommissar Stavros Dimas vor. Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy und der griechische Premier Kostas Karamanlis, deren Länder Jahr für Jahr unter schweren Bränden zu leiden haben, begrüßten die Idee. Tatsächlich

liegt ein entsprechender Plan, auf 60 Seiten bis in alle Details ausgearbeitet, längst in Brüssel vor. Fachleute jedoch winken eher ab. Das bereits vorhandene europäische Koordinationszentrum MIC (Monitoring and Information Centre), das schon jetzt den Einsatz aller 76 Canadair-Löschflugzeuge koordiniert,

die in verschiedenen EU-Staaten bereitstehen, reiche völlig aus. Hinzu komme, dass die in Brüssel erdachten fliegenden Helfer mindestens zwölf Stunden brauchen, bis sie am Katastrophentort sein können. Trotzdem sieht die EU-Kommission mit dem Einsatz einer eigenen Katastrophenschutztruppe die Chance, „neue Beweise des Mehrwerts, der durch Europa entsteht“, zu präsentieren. Auch Skizzen für die Uniformen liegen in Brüssel bereits vor: Sie sollen die Europafahne mit dem Logo „Europe Aid“ tragen.

Waldbrand auf Gomera



CARLOS FERNANDEZ / EFE / DPA



Regierungschefin Simpson Miller



Karibik-Musiker

JAMAICA

## Unruhe auf der Rum-Insel

Vor der Parlamentswahl am 27. August wird auf der Rum-Insel eine Welle der Gewalt erwartet. Im Zuge des Wahlkampfes kam es bereits zu fünf politisch motivierten Morden und mehreren blutigen Zusammenstößen. Westliche Diplomaten in der Hauptstadt Kingston fürchten weitere Tote

bei Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern der beiden größten Parteien, der Nationalen Volkspartei (PNP) und der Arbeiterpartei Jamaikas (JLP): Seit den siebziger Jahren nehmen Banden aus den Armenvierteln den Kampf um Stimmen überaus wörtlich und morden für die Far-

ben ihrer jeweiligen Partei. PNP und JLP sind an der Gewalt in dem Reggae-Reich nicht unschuldig, denn Lokalpolitiker beider Gruppen geben Kriminellen Geld für Waffenkäufe; die wiederum verhelfen ihnen im Gegenzug zu Wählern. Offiziell jedoch rufen sowohl die Ministerpräsidentin der PNP, Portia Simpson Miller, die erst seit März 2006 im Amt ist, wie auch ihr Herausforderer von der Arbeiterpartei, Bruce Golding, zu friedlichen Wahlen auf. Die Opposition wirft

VENEZUELA

## Vaterland oder Tod

Unter den Militärs wächst der Unmut über die von Präsident Hugo Chávez angeordnete Politisierung der Truppen. Der Staatschef will die Streitkräfte nach kubanischem Vorbild auf den Kampfspruch „Vaterland, Sozialismus oder Tod“ einchwören. Zudem stellt der Linkspopulist Volksmilizen auf. Der ehemalige Verteidigungsminister, General Raúl Isaias Baduel, bislang eine von Chávez' wichtigsten politischen Stützen, hatte bei seiner Abschiedsrede demonstrativ auf den Kampfspruch verzichtet. Auch übte er Kritik an der Art, wie Chávez seinen „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ umsetzt. Baduel war durch Gustavo Rangel Briceño, den Oberbefehlshaber der Reservetruppen, ersetzt worden. Den Reservisten hat Chávez eine Schlüsselrolle bei der Aufstellung der Volksmilizen zugedacht: Sie sollen die Zivilisten militärisch ausbilden. Für seine Volkskräfte

kaufte Chávez in Russland bereits 100 000 Kalaschnikows ein – Waffen, die bei einem Angriff auf Venezuela zum Einsatz kommen sollen. Der Staatschef beschwört gern die Gefahr einer US-Invasion und rüstet auch die regulären Streitkräfte auf. Bei seinem russischen Amtskollegen Wladimir Putin bestellte er daher auch Kampfflugzeuge; er plant außerdem den Erwerb russischer U-Boote. Mit den Waffenkäufen will sich der ehemalige Fallschirmspringer-Hauptmann auch die Gunst der Militärs sichern, auf die er seine Macht stützt.



Chávez, Baduel

TOURISMUS

## Zocken wie die Amis

Die Regierung Sloweniens will die Nähe zu den vermögenden Nachbarn Österreich und Italien zum Ausbau eines besonderen Tourismuszweigs nutzen. Mindestens 4,5 Millionen Besucher werden jährlich in der Alpenrepublik erwartet, wenn 2009 in Nova Gorica an der Grenze zu Italien Europas größtes Glücksspielparadies eröffnet wird. Für Glitzer, Glanz und Attraktionen des 750 Millionen Euro teuren Projekts will der US-Vertragspartner Harrah's Entertainment sorgen, der weltgrößte Casino-betreiber aus Las Vegas. Bei einem Abschluss der Verhandlungen mit der Regierung in Ljubljana über die Höhe der US-Beteiligung möchte der Glücksspielkonzern schon in diesem Monat ein Modell seines Projekts vorstellen. Die 3000 Automaten, 120 Spieltische und 1500 Luxushotelbetten sollen jährlich Steuereinnahmen von 120 Millionen Euro einbringen. Auf Zocker aus Wien wartet bereits von Dezember an ein 8000 Quadratmeter großes Casino und Kabarett mit 400 Automaten gleich hinter der österreichischen Grenze bei Šentilj.



Simpson Miller, deren Partei seit 1989 herrscht, Korruption vor. So sollen sich erst kürzlich PNP-Politiker Ländereien im Westen der Insel angeeignet haben, an denen jetzt internationale Hotelketten Interesse zeigen. Eine „Jamaika-Koalition“ ist im Zwei-Parteien-System des Landes auszuschließen: Nachdem Demonstranten den Autokorso der Ministerpräsidentin mit Steinen beworfen hatten, sagte die Regierungschefin alle Gespräche mit der Opposition ab.

JAPAN

## Empfindliche Störung

Nach der klaren Niederlage bei der Oberhauswahl will Premier Shinzo Abe, 52, sein lädiertes Ansehen durch außenpolitische Erfolge aufpolieren. Komende Woche reist er nach Indonesien, Indien und Malaysia. Zudem hofft der Regierungschef, bei den Verhandlungen über den Stopp des nordkoreanischen Atomprogramms zu punkten. An der Seite der Großmächte China, Russland und USA sowie Südkoreas will Abe die Isolation Japans überwinden. In die war das Land geraten, weil die Amerikaner die Verständigung mit dem stalinistischen Kim-Jong-Il-Regime weitgehend ohne Tokio vorantrieben. Bei seinem Comeback auf der internationalen Bühne setzt Abe auf die Vermittlung des einstigen Feindes China, dem der Premier nach seinem Amtsantritt 2006 versöhnlich entgegengekommen war. Peking soll Japans Wunsch nach Aufklärung über das Schicksal zahlreicher Landsleute unterstützen, die seit den siebziger Jahren von Agenten Kim Jong IIs entführt wurden. Diese Forderung gehört bislang zu den größten Hindernissen bei den Gesprächen mit Nordkorea. Nicht zuletzt

mit dem Versprechen, alles zu tun, um die Gekidnappten zurückzuholen, machte sich Abe einst daheim beliebt. Die Sympathien hat der Premier durch innenpolitische Misserfolge verspielt. Zwar verfügen Abes Liberaldemokraten (LDP) gemeinsam mit der neobuddhistischen Komeito im Unterhaus weiter über zwei Drittel der Stimmen. Aber im Oberhaus steht Abe mit dem Rücken zur Wand. Die siegreichen Demokraten (DPJ) können künftig Vorlagen der Regierung abblocken oder zumindest empfindlich verzögern und haben Störfeuer signalisiert: Sie wollen den Premier so lange zermürben, bis er Neuwahlen ausruft.



Premier Abe

KAUKASUS

## Frisches Blut für die Guerilla

In den beiden russischen Kaukasusrepubliken Inguschien und Dagestan gerät die Sicherheitslage offenbar außer Kontrolle. Bewaffnete Untergrundkämpfer, die eng mit tschetschenischen Separatisten verbunden sind, verbreiten durch Anschläge und bewaffnete Überfälle Panik bei der moskautreuen Führungselite. In der inguschischen Landeshauptstadt Magas beschossen Unbekannte in der vorvergangenen Woche mit Granatwerfern den Sitz des Inlandsgeheimdienstes FSB und töteten einen Offizier. Zuvor hatten Rebellen ein Haus der Familie des inguschischen Präsidenten und FSB-Generals a. D., Murat Sjasikow, unter Beschuss genommen und einen einflussreichen Präsidentenberater erschossen. Oppositionelle werfen dem Geheimdienst vor, er lasse planmäßig junge muslimische Regierungsgegner verschwinden. Als Anführer der straff organisierten Untergrund-„Dschamaate“ fungiert der 33-jährige Ali Tasijew, der als Kommandeur einer



Terroranschlag in Dagestan (2003)

„Kaukasischen Front“ zum heiligen Krieg aufruft. Frontchef ist der tschetschenische Warlord Doku Umarow. Dessen Trupps konnten in den vergangenen Wochen nach Geheimdienstserkenntnissen in den Bergen Südschetscheniens mehrere hundert Neuzugänge verzeichnen, die nun militärisch gedrillt werden. Moskauer Sicherheitsexperten alarmiert, dass die Novizen der Muslim-Guerilla meist gerade mal zwischen 16 und 20 Jahren alt sind. Massiven Zulauf hat der Untergrund auch in

der mit mehr als zwei Millionen Menschen einwohnerstärksten Teilrepublik Dagestan. Ende Juli ermordeten Terroristen bei einem Bombenanschlag in der Hauptstadt Makhachkala den Vize-Mufti der Bergrepublik. Fast täglich töten dagestanische Partisanentrupps zudem Polizisten, die wegen verbreiteter Korruption und brutaler Verhörpraktiken weithin verhasst sind.



Stadtansicht von Manhattan, Central Park: Mitleidige Blicke auf die Politiker in Washington

USA

# I love New York

Comeback einer Weltmetropole: Nach langem Verfall boomt die größte amerikanische Stadt wieder. Der wirtschaftliche Erfolg spiegelt sich auch in der Politik. Bei den Präsidentschaftswahlen im kommenden Jahr könnten die drei wichtigsten Kandidaten aus der liberalen Hochburg kommen.

**I**m Sommer 1981 regiert der kalifornische Gemütsmensch Ronald Reagan bereits seit ein paar Monaten im Weißen Haus. Amerikas Medien orientieren sich nach Westen und bejubeln das anbrechende „pazifische Zeitalter“.

Wenn der Präsident aber vor einem falschen politischen Kurs warnen will, dann zeigen er und seine Mitarbeiter gern nach Osten, auf New York, die Hochburg der Demokraten, den verhassten Wohlfahrtsstaat: Ein Rattenloch sei das, von Drogen verwüstet, von Schmarotzern ausgenommen und von allen guten Geistern verlassen. Auch im Kino läuft gerade ein

Science-Fiction-Film über die verrottende Metropole am Atlantik an. Er wird zum Sommerhit.

In dem klaustrophobischen Action-Reißer ist ganz Manhattan zu einem schwerbewachten Gefängnis ausgebaut, umgeben von einer 15 Meter hohen Mauer. Die Brücken sind vermint, in den finsternen Straßenschluchten herrscht der Terror von Mörder-Banden und Verrückten. Und ausgerechnet aus dieser Hölle muss, so will es das Drehbuch, der Präsident der Vereinigten Staaten befreit werden.

Die virtuelle Welt des Kino-Hits „Die Klapperschlange“ ist indes nie Realität ge-

worden. Die sieht in der jahrzehntelang von Konservativen geschmähten und vom Terrorangriff des 11. September erschütterten Metropole derzeit gänzlich anders aus: Eldorado statt Elendsquartier, blühende Landschaften statt Straßenzüge voller Ruinen. Die Stadtteile Manhattan und Brooklyn sind eine einzige Großbaustelle, von Downtown am Ground Zero bis hinauf nach Harlem entstehen neue Großprojekte.

Die Arbeitslosigkeit ist so niedrig wie nie zuvor, die Zahl der Sozialhilfeempfänger auf einem Tiefststand. Die Stadt, die bereits mehrere Male dicht vor der Pleite



STAN HONDA / AFP



DON EMMERT / AFP

gierungsunfähig mache. Washington sei nichts weiter als eine „Anhäufung von Funktionsstörungen“, sagte Michael Bloomberg, 65, im Juni und trat aus der Republikanischen Partei aus.

Das hat im traditionell demokratischen New York pures Entzücken ausgelöst, der Bürgermeister gilt seither, auch wenn er das offiziell nicht bestätigen will, als möglicher unabhängiger Kandidat für die Präsidentschaftswahl im kommenden Jahr.

Und das hat den New Yorkern gerade noch gefehlt, um aller Welt den Wiederaufstieg ihrer Stadt unter die Nase reiben zu können. Nun haben sie berechtigte Aussicht darauf, dass die drei wichtigsten Präsidentschaftskandidaten aus New York kommen könnten: Senatorin Hillary Clinton, 59, für die Demokraten, Ex-Bürgermeister Rudy Giuliani, 63, für die Republikaner und Bloomberg als Unabhängiger – wie 1992 der texanische Milliardär Ross Perot. Wer auch immer eine solche Wahl gewönne – der jüdische Amerikaner Bloomberg, der Enkel italienischer Einwanderer Giuliani oder Frau Clinton – es wäre ein historisches Erst-Ereignis.

Sollten die New Yorker im kommenden Jahr wirklich mit der U-Bahn zwischen den Hauptquartieren der Kandidaten pen-

lenrechte ein. Das ist ein fundamentaler Verstoß gegen die Glaubensgrundsätze jener Wählerkoalition, deren Votum Präsident George W. Bush sein Amt verdankt und die sein Chefstrategie Karl Rove als Keimzelle einer permanenten republikanischen Mehrheit ausgemacht hat: die christliche Rechte und jenes Heer von kleinen und großen Selbständigen, das mit immer neuen Steuersenkungen bedient werden konnte.

Doch diese Mehrheit scheint einstweilen verspielt. Bushs Irak-Desaster hat viele Anhänger verprellt, weil die nur wenig mit der großen neokonservativen Idee anfangen können, nach der die Ideale der Demokratie notfalls auch auf der Spitze von Bajonetten verbreitet werden sollten. Ein Redneck aus dem Bibel-Belt ist eben kein Missionar. Heute warnt sogar ein konservativer Revolutionär wie Newt Gingrich, der große Gegenspieler Bill Clintons: „Die Rechte kann ihre Macht nur erhalten, wenn sie sich mit der Mitte verbündet.“

Genau weil ein solches Bündnis nicht mehr möglich schien, hat Bloomberg die Partei verlassen. Der Medienunternehmer, ein milliardenschwerer Selfmademan, der die 158 Millionen Dollar für seine Wahlkämpfe locker aus eigener Tasche bezahlte, hat versucht, in Washington strengere Waffengesetze durchzudrücken – für ihn ein dringendes lokales Anliegen. 90 Prozent aller illegalen Waffen, die in New York bei Verbrechen zum Einsatz kamen, wurden außerhalb der Stadtgrenzen beschafft. Gleichzeitig liefert nur ein Prozent aller amerikanischen Waffenhändler mehr als die Hälfte aller in den USA bei einem Verbrechen benutzten Waffen. Für Bloomberg war die Konsequenz klar: Denen musste das Handwerk gelegt werden.

Eine unmögliche Aufgabe: Mit Formulierungshilfe von Juristen der Waffenlobby hatte der Kongress Vorschriften verabschiedet, die es Bundesbehörden sogar explizit verbieten, Informationen über die Herkunft von Waffen an die örtliche Polizei weiterzuleiten. Daraufhin heuerte der Bürgermeister Privatdetektive an, ließ die berüchtigtsten Waffendealer beschatten und verklagte sie, wenn er glaubte, ihnen Gesetzesübertretungen nachweisen zu können.

Bloomberg gehört zu jener wachsenden Zahl amerikanischer Regionalpolitiker, die nicht mehr warten wollen, bis Washington die Dringlichkeit von Aufgaben erkennt. Zusammen mit seiner Erfolgsgeschichte als Bürgermeister könnte solcher Tatendrang durchaus die Grundlage für eine starke unabhängige Kandidatur abgeben.

So hat er bereits einen eigenen Plan für ein grünes New York verkündet, der die Emission von Treibhausgasen bis 2030 um 30 Prozent senken und die Länge der Fahrradwege vervierfachen soll. Kein Bürger soll weiter als zehn Minuten von einem Park entfernt leben. Nun will er nach dem



RICK FRIEDMAN / AGENTUR FOCUS

Präsidentschaftsbewerber Giuliani, Clinton: Heimspiel ums Weiße Haus

stand und vergebens in Washington um Staatsknete betteln musste, ist stolz auf ihren Haushaltsüberschuss. Die Zahl der Schulabschlüsse von New Yorker Jugendlichen weist steil nach oben, ihre Zeugnisse werden immer besser. Und nur sehr selten hat es weniger Verbrechen in der angeblichen Verbrechenhochburg New York gegeben, die inzwischen zu den sichersten Großstädten Amerikas zählt.

Heute ist es der Bürgermeister von New York, der – bestenfalls – mitleidig auf die Washingtoner Politiker herabblickt und beklagt, dass konventionelle, kleinkarierte Parteipolitik die Hauptstadt lähme und re-

deln können, was zuletzt 1944 geschah, als der New Yorker Demokrat Franklin D. Roosevelt den republikanischen Gouverneur von New York, Thomas Dewey, besiegte, wäre das bereits lange vor der Wahl der Beweis, dass sich das politische Klima in den USA gründlich gewandelt hat.

Clinton und Giuliani, die in ihren Parteien derzeit die aussichtsreichsten Bewerber sind, teilen mit Bloomberg Ansichten, die in den vergangenen Wahlen als Gift für jeden galten, der im konservativen Süden der USA reüssieren wollte. Alle drei setzen sich für legale Abtreibungen, für strenge Waffengesetze und für mehr Schwu-



MARIO TAMM / GETTY IMAGES

**Zuhörer beim Konzert im Central Park: Blühende Landschaften**

Beispiel Londons eine Maut für Manhattan erheben: acht Dollar für jeden Wagen südlich der 86. Straße.

Bloomberg hat es ebenso geschafft, Harlem wieder als Wohngegend mit Mieten bis zu monatlich 3000 Dollar aufleben zu lassen. Weil Washington sich in den vergangenen Jahrzehnten komplett aus dem sozialen Wohnungsbau zurückgezogen hat, trieb er auch von privaten Geldgebern 7,5 Milliarden Dollar auf, mit denen er 165 000 Sozialwohnungen errichten lässt. Nun sonnt sich der Mayor in seinem Erfolg und will Neues wagen: „Wofür sind Zustimmungsraten von 70 Prozent gut“, fragt er, „wenn wir nicht auch mal ein Risiko eingehen?“

Zustimmungsraten um 70 Prozent sind auch für Hillary Clinton nicht mehr völlig undenkbar – einstweilen aber nur in einigen Stadtbezirken von New York. Landesweit gehört sie noch immer zu den Politikern, denen höchster Argwohn entgegenschlägt. Deshalb geht sie ungleich vorsichtiger vor, riskiert wenig, arbeitet im System und nicht außerhalb. Die spöttische Bezeichnung „Senatorin Schlagloch“ trägt sie mit Stolz: Kein Anliegen ihrer Klientel ist klein genug, um sich nicht darum zu kümmern.

Ansonsten aber arbeitet die Politikerin Clinton völlig anders als die First Lady Clinton. Im Weißen Haus war es vor allem Hillary, die die Attacken auf ihren Mann mit scharfen Gegenangriffen auf dessen „Feinde“ beantwortete. Ihr großes Anliegen, die Reform des amerikanischen Gesundheitswesens, hat sie vor allem deswegen in den Sand gesetzt, weil sie politischen Gegnern mit publizistischer Vernichtung drohte, anstatt einen Kompromiss zu schließen. Die Senatorin Clinton arbeitet dagegen so eng mit Republikanern zusammen, dass linke Demokraten inzwischen ihre schärfsten Kritiker sind.

Ansonsten war sich die eigentlich stolze, selbstbewusste, auch

wohl arrogante Frau nicht zu schade dafür, ihren männlichen Senatskollegen Kaffee zu holen und sich bei Gruppenaufnahmen in die zweite Reihe zu stellen. Vor allem aber hat sie für ihren Staat in Washington viele Finanzhilfen ausschlagen können, trotz der Feindschaft der Bush-Administration.

Mehr als alles andere hat ihr solche Professionalität überparteilichen Respekt eingetragen. Inzwischen wehrt sie sich sogar gegen gutgemeinte Ratschläge ihrer Kollegen. Warum um alles in der Welt will sie Präsidentin werden, lautet eine oft gestellte Frage im Kongress. Sie sei, dank ihrer Bestseller-Memoiren, eine reiche Frau, ihre Tochter habe das Chaos der Washingtoner Clinton-Jahre unbeschadet überstanden, in ihrer Ehe scheine – ausnahmsweise – Frieden zu herrschen, warum also begnüge sich die Senatorin nicht damit, Mehrheitsführerin im Senat zu werden, was ihr kaum jemand streitig machen könne?

Andererseits: Warum sollte sie verzichten? Zumindest in New York City kann sich die Senatorin kaum noch auf der Straße blicken lassen, ohne einen Volksauflauf zu provozieren.

Giuliani ist dagegen der Politiker, der am ehesten dem alten Klischee von New

York entspricht, ein lauter, harter Kotzbrocken, der sich seinen Ruf als „Amerikas Bürgermeister“ durch sein instinktsicheres Verhalten nach dem Angriff auf das World Trade Center verdiente. Dass er das Feld der republikanischen Präsidentschaftsbewerber anführt, hat aber auch mit dem Misstrauen zu tun, das viele Amerikaner inzwischen der ideologischen Rechten entgegenbringen.

Giuliani ist ein klassischer Wirtschaftsliberaler, dem es ziemlich egal ist, was seine Wähler mit ihrem Privatleben anfangen. Das demonstriert er notfalls überdeutlich selbst. Sein erfolgreichster Clip im Videportal YouTube ist ein Gag, den er sich zur Vorführung bei einem Presseball ausgedacht hat: In dem Sketch taucht Giuliani als aufgetakelte Drag Queen auf, die im Kaufhaus Parfum aufträgt und sich von dem Immobilienmogul Donald Trump den enormen Busen beschnüffeln lässt – nicht gerade der ideale Werbespot für die Frommen im Lande.

Überhaupt halten es Journalisten, die lange, leidvolle Erfahrungen mit Bürgermeister Giuliani haben, für eine Frage der Zeit, bis seine Bewerbung zusammenbricht. Derzeit muss er eine hässliche Schlammschlacht erdulden, deren vordergründiges Ziel seine – dritte – Ehefrau ist.

Judith Giuliani erscheint in der Presse als ehrgeizige Über-Zicke, die vor nichts zurückschreckt, was ihr mehr Kleider, mehr Geld, mehr Schmuck und mehr Einfluss einbringen würde. Giuliani selbst wird häufig ein Bill-Clinton-Problem nachgesagt, und aus seiner Umgebung wird kolportiert, der Ex-Bürgermeister, der seiner zweiten Frau die Scheidung auf einer Pressekonferenz ankündigte, orientiere sich derzeit abermals neu.

Von den möglichen drei Bewerbern aus dem Ostküstenstaat ist allerdings nur Giuliani ein waschechter, gebürtiger New Yorker; Clinton kommt aus Chicago, Bloomberg aus Boston. Und noch immer ist es möglich, dass ein alternder Schauspieler aus Tennessee, Ex-Senator Fred Thompson, auf der Wahlkampf-Bühne erscheint und die Chancen anderer zunichte macht.

Dennoch bleiben die drei aus New York ein Symbol für eine wiederentdeckte Liebe. Wie die anderen industriellen Metropolen im Nordosten war New York jahrzehntlang eine schrumpfende Stadt. Nun wächst sie wieder und wird demnächst neun Millionen Einwohner haben.

Der letzte New Yorker, der einen ernsthaften Versuch unternahm, Präsident zu werden, der republikanische Bürgermeister John Lindsay, scheiterte und schrieb über seine Stadt, sie sei „unregierbar“ geworden. Dass zumindest Letzteres nicht mehr zutrifft, haben alle drei bereits bewiesen.

HANS HOYNG



STAN HONDA / AFP

**Bürgermeister Bloomberg: Erfolg weckt Tatendrang**

ISRAEL

# Langer Schatten

Seit mehr als eineinhalb Jahren schon liegt Ex-Premier Scharon im Koma – aber seine Söhne geben die Hoffnung auf Genesung nicht auf.

Das Scheba-Krankenhaus am Rande von Tel Aviv sieht aus wie eine eigene kleine Stadt. 850 Ärzte und 2000 Krankenschwestern arbeiten auf einem Campus, der so groß ist wie 80 Fußballfelder. Im Osten des Areals liegt das Reha-Zentrum, die Abteilung für Beatmung befindet sich im ersten Stock.

An einem Empfangstresen sind zwei Schwestern mit Papierkram beschäftigt, dahinter liegt ein kurzer Flur. Die Türen zu den Krankenzimmern stehen offen, nur die allerletzte am Ende des Gangs ist geschlossen. Sie trägt weder Nummer noch Namensschild, aber es sitzen zwei kräftige

schmuggelt hat, grenzt an ein Wunder, zumal in einem Land, dessen Menschen ebenso geschwätzig wie geschäftstüchtig sind.

Ein heimliches Foto zu schießen ist allerdings auch nicht ganz leicht. Die wenigen Menschen, die Scharon zu Gesicht bekommen, müssen ihr Handy abgeben, wenn darin eine Kamera eingebaut ist. Nicht mehr als einer Handvoll ehemaliger Freunde haben die beiden Scharon-Söhne Omri und Gilad den Zugang zum Krankenbett gestattet.

Die Söhne besuchen ihren Vater täglich. Sie spielen ihm klassische Musik vor, besonders Aufnahmen der Israelischen Philharmoniker, deren Konzerte Scharon oft besuchte. Große Fortschritte haben sie damit nicht bewirken können. Scharon wird nach wie vor künstlich ernährt, lediglich seine Atmung funktioniert weitgehend normal. Sollte doch einmal zu wenig Sauerstoff in die Lunge gelangen, springt automatisch eine Beatmungsmaschine an. Auch ein paar einfache Reflexe funktionieren noch. So soll Scharon auf kräftiges Händedrücker reagieren.

nung, dass Scharon jemals wieder aus seinem Koma erwacht.

Trotzdem wirft der mittlerweile 79 Jahre alte Ex-Premier auch im Tiefschlaf seinen langen Schatten auf jede wichtige politische Debatte des Landes. Er, der Vater des jüdischen Siedlungsbaus in den Palästinensergebieten, setzte gegen Widerstände in seinem Likud-Block den Abzug aus dem Gaza-Streifen durch und gründete mit der Kadima eine eigene Zentrumsparterie. Die Wandlung vom hartleibigen Kriegsführer zum Staatsmann hatte ihm im letzten Jahr seiner Amtszeit eine enorme Popularität verschafft.

Jetzt, da Scharon hilflos im Scheba-Krankenhaus liegt, benutzen ihn die verschiedenen politischen Lager gern als Kronzeugen in eigener Sache – was höchst bequem ist, da Scharon nicht mehr widersprechen kann. Mal behaupten die Linken, es gebe Indizien, wonach Scharon bereit gewesen sei, die Golanhöhen an Syrien zurückzugeben. Dann wieder lässt Oppositionschef Benjamin Netanjahu verlauten, Scharon wäre längst zum Likud zurückgekehrt, hätte er die katastrophale Politik der Kadima-Partei erlebt.

„Scharon hat eine große Lücke hinterlassen“, sagt sein ehemaliger Sprecher, Raanan Gissin. Überall zeige sich, wie sehr der frühere Premier den Israelis fehle. „Er war ein politischer Führer, dem die Menschen vertraut haben“, sagt Gissin, „Ehud Olmert hat diese Qualitäten einfach nicht.“

Vor allem seit dem verpatzten Libanon-Krieg im vergangenen Jahr muss sich Olmert immer wieder dem Vergleich mit seinem Vorgänger und Förderer stellen. Die einen sagen, Scharon wäre nie in solch einen Krieg gezogen, die anderen sind überzeugt, Scharon hätte einen viel härteren Feldzug geführt. Aber in einem sind sich linke Friedensaktivisten und rechte Hardliner sogar einig: Mit Scharon wäre alles anders gelaufen.

Das muss auch Roni Bar-On durch den Kopf gegangen sein, Olmerts früherem Innen- und jetzigem Finanzminister, als er vor einigen Wochen mit Scharons Sohn Omri telefonierte.

Das war an dem Tag, als die sogenannte Winograd-Kommission ihren ersten Bericht über die Fehler von Regierung und Militär im Libanon veröffentlichte. Omri Scharon erzählte, sein Vater atme jetzt wieder ohne Beatmungsgerät und bewege die Augenlider.

Er solle dem Vater den Winograd-Bericht vorlesen, schlug Bar-On daraufhin vor. Wenn er den höre, so der Minister, dann wache Scharon ganz bestimmt wieder auf.

CHRISTOPH SCHULT



Likud-Chef Scharon mit Söhnen Gilad (l.) und Omri (r.): „Große Lücke hinterlassen“

junge Herren in Zivil davor, die misstrauisch werden, sobald sich jemand auf weniger als vier Meter nähert.

Die Herren kommen vom israelischen Inlandsgeheimdienst Shin Bet und bewachen Israels berühmtesten Patienten, den ehemaligen Premierminister Ariel Scharon. Vor mehr als eineinhalb Jahren erlitt der damals 77-Jährige einen Schlaganfall und wachte nach einer Operation nicht mehr aus dem Koma auf.

Das letzte Foto stammt vom Tag seines Zusammenbruchs, es zeigt einen weißhaarigen Kopf hinter dem Milchglasfenster eines Rettungswagens. Dass seitdem noch keiner eine Kamera in Scharons Zimmer ge-

„Zemach“ (Pflanze) nennt man auf Hebräisch einen Komapatienten, bei dem nur noch das Stammhirn funktioniert. Das israelische Gesetz erlaubt in solchen Fällen das Abschalten lebenserhaltender Maschinen. Neulich wurde ein Freund der Familie Scharon mit dem Satz zitiert, die Söhne würden mit dem Gedanken spielen, die künstliche Ernährung einzustellen. „Das ist nichts als Geschwätz“, dementiert Omri Scharon gegenüber dem SPIEGEL und fügt hinzu: „Sein Zustand verändert sich ständig.“ Die behandelnden Ärzte allerdings haben kaum Hoff-

\* Bei der Beerdigung seiner Frau Lili am 26. März 2000.



Delhi-Vorstadt Gurgaon: „In fünf Jahren ist das da draußen Singapur“

INDIEN

# Im Rausch des Aufstiegs

Vor 60 Jahren entließen die Briten den Subkontinent in die Unabhängigkeit. Jahrelang prägte Armut die Heimat Mahatma Gandhis, jetzt ist sie auf dem Weg zur Weltmacht. Aber der neue Wohlstand hat noch längst nicht alle erreicht, Millionen Bauern leben weiter im Elend.

Die Republik Indien war vier Stunden alt, als im Dorf Gurgaon bei Delhi eine Unberührbare zur Welt kam, ein Mädchen namens Shyama. Es war der 15. August 1947, vier Uhr früh, sie wurde geboren in ein einfaches Haus aus Ziegelstein, das dritte von sieben Kindern.

Es gab Feuerwerk in dieser Nacht, die Menschen feierten auf den Straßen, das erzählte ihr die Mutter später, und sie berichtete ihr auch von den Worten des ersten Premierministers Jawaharlal Nehru der für die Geschichtsbücher sprach: „Beim Schlag der Mitternachtsstunde, während die Welt schläft, wird Indien zu Leben und Freiheit erwachen!“ Nur Mahatma Gandhi, der Vater der Nation, wollte nicht feiern – weil Millionen Hunger litten und weil die Unabhängigkeit auch Teilung bedeutete, in die Länder Indien und Pakistan. Er blieb zu Hause und fastete.

Shyama wurde in dieser Nacht in eine Familie geboren, die nicht zu den Ärmsten gehörte, ihr Vater war einfacher Beamter. Aber sie waren Parias, aus der Subkaste der Jatav, ihre Vorfahren waren Lederarbeiter gewesen, Unreine, und deshalb standen sie auf der untersten Stufe der Ge-

sellschaft. Nicht einmal ihr Schatten durfte einen Brahmanen treffen.

Die Verfassung des neuen Landes hatte maßgeblich ein Unberührbarer geschrieben, ein Mann namens Dr. Bhimrao Ramji Ambedkar. Sie sollte ein Land schaffen, in dem jeder die gleichen Chancen hat. „Falls die Sache unter der neuen Verfassung schiefeht“, sagte Ambedkar, „wird es nicht daran gelegen haben, dass sie schlecht war, sondern dass der Mensch schlecht ist.“

Es sah immer mal wieder so aus, als ob die Sache schiefehen würde. Aber nun wird die Republik Indien am 15. August 60 Jahre alt, und diesmal sind es nicht Geschichten von Elend und Hoffnungslosigkeit, die man sich draußen in der Welt erzählt. Es sind jetzt Geschichten des Erfolgs.

Shyama war eine gute Schülerin, sie war eines von sechs Mädchen im College von Gurgaon, sie tanzte gern und wollte ein Filmstar werden. Aber die anderen Schüler mieden sie, sie stammten aus der reichen Bauernkaste der Jat und riefen ihr den Namen ihrer Kaste nach und Worte, an die sie später nie mehr denken wollte. Shyama schwor sich, dass aus ihr etwas Großes wer-

den solle. Als sie 16 war, nahm sie einen Nachnamen an, dem man ihre Kaste nicht anmerken sollte. Weil sie am gleichen Tag wie Indien geboren war, nannte sie sich Shyama Bharti – das heißt: Shyama, die Indierin. „Ich wurde meinen Namen los, um meine Kaste loszuwerden“, sagt sie.

Shyama Bharti ist bald 60 Jahre alt, wie das Land, aber sie sieht jünger aus. Sie sitzt in ihrem Büro im Zentrum von Delhi, in einem rosafarbenen Sari. Sie hat große dunkle Augen und eine schmale Nase mit breiten Flügeln, die ihr etwas Aristokratisches verleiht. Ihre schwarzgefärbten Haare sitzen wie ein runder Helm auf ihrem Kopf – sie trägt sie wie ihr Vorbild Indira Gandhi, die dritte Premierministerin.

Bharti ist Generaldirektorin bei Delhi Transco Limited, der Stromnetzgesellschaft der Stadt, es ist der oberste Posten einer Beamtenlaufbahn. Sie hat vier Telefone auf dem Schreibtisch, auf ihrer Visitenkarte stehen vier Universitätsabschlüsse. „Was Bildung angeht, bin ich eine Brahmanin“, sagt sie. Und lacht.

42 000 Rupien verdient sie im Monat, das sind 760 Euro, dazu kommt die Beamtenrente ihres Mannes. Ihr stehen ein Fah-



PABLO BARTHOLDI/NEW / NETPHOTOGRAPH.COM

**Feuerbestattung eines Selbstmörders im Dorf Chondha:** *Es wird nicht der letzte gewesen sein*

rer und ein Wagen zur Verfügung, ein Diensthandy und ein großes Haus samt Personal. Der indische Staat sorgt gut für seine Bediensteten.

Shyama Bharti hat den Aufstieg in die obere Mittelschicht lange vor denen geschafft, die jetzt nachrücken, die ihr Geld als Call Center Agents verdienen und als IT-Spezialisten. Etwa 200 Millionen von den über 1,1 Milliarden Indern gehören jetzt schon zur Mittelschicht, bis 2025 sollen es knapp 600 Millionen sein. Das sind Zahlen, die Investoren ins Schwärmen bringen.

Im Westen ist es längst ausgemachte Sache, dass Indien auf dem Weg zur Weltmacht ist, in den kommenden 30 Jahren soll das riesige Land zur drittgrößten Wirtschaftsmacht aufsteigen. Vor anderthalb Wochen haben sich die Inder und die USA auf ein Nuklearabkommen geeinigt. Indien ist als Atommacht de facto salonfähig, das nächste Ziel ist der ständige Sitz im Sicherheitsrat. Die Eliten des Landes strotzen vor Selbstbewusstsein.

Nur die Infrastruktur ist ein Problem: Straßen, Busse, Flughäfen brechen fast zusammen, dauernd fällt der Strom aus.

In den Zeitungen können die Inder jeden Tag die Fortschrittmeldungen bestaunen, hier wird die Saga vom Aufstieg geschrieben: Indien schießt einen israelischen Spionagesatelliten ins All. Indische Autohersteller wollen Jaguar übernehmen. Drahtloses Internet kostenlos in ganz Bangalore. Verdoppelung der Inlandsflüge in zwei Jahren. Jeder Einwohner von Himachal Pradesh bekommt ein Bankkonto.

Eine Reise durch Indien ist eine Reise in die Ungleichzeitigkeit. In ein Land der Zukunft, das in der Zukunft noch lange nicht angekommen ist. Ein Land von Superreichen und Superarmen, Hindus und Muslimen, Holzpflügen und Atomkraftwerken.

Shyama Bharti wird am 15. August in Rente gehen, an ihrem 60. Geburtstag. Sie wird mit ihrem Mann in ihr altes Dorf ziehen, nach Gurgaon im Südwesten Delhis, das längst kein Dorf mehr ist. Sie haben das Land vor 20 Jahren gekauft, der Wert hat sich seither ver Hundertfacht.

GURGAON. Ashish Gupta sitzt in einer Glaszelle im zweiten Stock des lachsfarbenen, halbmondförmigen Büroturms im Sektor 39 von Gurgaon und sagt: „In fünf Jahren ist das da draußen Singapur.“ Da draußen sind immer noch Wiesen, manchmal laufen Kühe über die Straße und halten den Verkehr auf. Aber Ashish Gupta lacht nicht, er sagt das ganz kühl.

**Unabhängigkeitskämpfer Nehru, Gandhi (1946)**  
*Das Land erstand aus einem Blutbad*

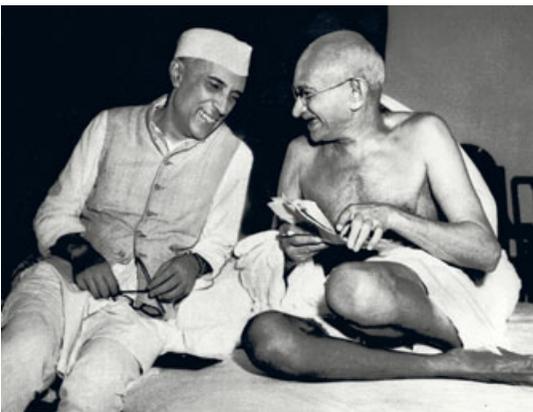
In Gurgaon entsteht das Indien der Zukunft. Wo früher nur Buschland war, wachsen Türme aus Glas und Beton in den Himmel, von Siemens, Alcatel, Microsoft, dazwischen campieren Bauarbeiter in Zelten. Durch das Niemandsland führt eine achtspurige Autobahn, auf der ständig der Verkehr kollabiert, daneben stehen ein halbes Dutzend Shopping Malls. Darunter fräsen sie die Metro nach Delhi in die Erde.

Ashish Gupta trägt schwarze Hose, blaues Hemd, Krawatte, er hat in den USA studiert und war früher bei McKinsey. Er ist der COO der Firma Evalueserve, das heißt, er führt die Geschäfte. Er ist im Stress, er schwitzt trotz Klimaanlage. Die Firma hat 2100 Angestellte, sie existiert erst seit sechseinhalb Jahren. In den ersten vier Jahren ist sie um 100 Prozent gewachsen, jetzt noch um 75. Gerade expandiert sie nach China, Chile und Osteuropa. Ashish Gupta sagt nüchterne Sätze, aber sie klingen wie besoffen: „Die Frage ist nicht, wie groß wir werden wollen, sondern wie groß wir werden können: Es gibt kein theoretisches Limit.“

Evalueserve ist eine Vorzeigefirma des neuen Indien. China wächst mit billigen Industrieprodukten, Indien mit billigen Dienstleistungen: mit Callcentern, die Kunden in Ohio bedienen, und IT-Spezialisten, die für Europäer programmieren. Oder mit Marktforschungsunternehmen, die recherchieren, wie sich die Shampoos der Konkurrenz verkaufen – wie Evalueserve.

Ashish Gupta sagt, es bestehe überhaupt kein Zweifel, dass Indien eine Weltmacht werde, „wir brauchen noch 20 Jahre, aber die werden schnell verfliegen“.

Das indische Wirtschaftswunder begann 1991, da war Ashish Gupta noch Stu-



AP / SUDDDEUTSCHER VERLAG



RAJESH KUMAR SINGH / AP

**Überfüllter Zug in Nordindien: Dauernä kurz vor dem Zusammenbruch**

dent. Manmohan Singh, der damals Finanzminister war und heute Premier ist, begrub den „demokratischen Sozialismus“ der Gründerväter. Bis dahin waren große Teile der Industrie in Staatsbesitz gewesen. Singh begann, die Betriebe zu privatisieren und öffnete die Märkte. Seit Ende der Neunziger boomt die IT-Branche, seit fünf Jahren wächst die Wirtschaft im Schnitt mit über acht Prozent.

Bei Evalueserve arbeiten über hundert Leute in einem Raum, die meisten sind unter 30, sie sitzen an langen gelben Büroschreien und schauen auf Bildschirme. In einer dieser Arbeitswaben, Abteilung Business Research, hockt Senior Analyst Andrea Demsic aus Schwäbisch-Gmünd.

Demsic ist 30, blond und pausbäckig, spricht Schwäbisch und lächelt zufrieden. Sie hat in Jena Volkswirtschaft studiert, danach, sagt sie, sei es relativ schwierig gewesen, einen Job zu finden. Beim Arbeitsamt sah sie die Ausschreibung: Analytistin für Übersee gesucht. Sie bewarb sich und landete in Gurgaon, das war vor anderthalb Jahren.

Das Einstiegsgehalt lag bei 21 000 Rupien, umgerechnet 380 Euro, dazu kostenlose Unterkunft, nach einem Jahr wurde sie befördert. Sie sagt, sie könne sich vorstellen, noch eine Weile zu bleiben.

Sie ist begeistert vom Ehrgeiz ihrer indischen Kollegen, von der Stadt, die um sie herum entsteht: „Es ist Bewegung drin, jeder will etwas erreichen, man hat Aufstiegschancen, anders als in Deutschland.“ 36 Ausländer sind bei Evalueserve, auch in anderen Firmen nimmt ihre Zahl zu.

Ashish Gupta, der COO, lächelt. Er braucht Leute, die Europa kennen und die Sprachen perfekt sprechen, weil seine Kunden aus Europa kommen. Aber es ist eine schöne Pointe, dass Inder nicht nur für den Westen arbeiten, sondern jetzt auch Arbeitsplätze für den Westen schaffen.

VIDARBHA. Es war nachts, seine Frau und die beiden Söhne schliefen, als der Bauer Punjaram Kubde aufstand und in den Nebenraum ging, wo die Saatsäcke lagerten, die Düngemittel und das Gift. Er goss Pestizid in einen Metallbecher und trank. Seine Frau fand ihn am Morgen tot auf dem Steinboden.

Jetzt liegt er unter dem Holzhaufen, den die Männer und Frauen von Chondha für ihn aufgeschichtet haben, auf dem grünen Hügel vor dem Dorf. Sie haben sein Gesicht violett bemalt, sie haben ihm Blumen, Reis und Münzen mitgegeben und ihn in ein weißes Laken gewickelt.

Etwa 200 sind gekommen, mit ernsten Gesichtern, es ist der erste Fall in ihrem Dorf, der erste Bauer, der sich das Leben nimmt. Manche sagen, wenn es nicht bald regnet, wird er nicht der letzte gewesen sein.

Chondha liegt in einer Region namens Vidarbha, einer der ärmsten Gegenden Indiens, genau im Mittelpunkt des Landes.

521 Bauern haben sich in diesem Jahr schon umgebracht in Vidarbha, vergangenes Jahr waren es über 1200. Fast alle benutzten Pestizide, einige zündeten sich an.

Die Frau des Toten schluchzt leise und zittert, sie heißt Lalita und trägt einen fest-

lichen orangefarbenen Sari. Sie ist jung und schön, erst 30. Aber sie wird für immer seine Witwe sein, sie wird nie mehr heiraten können. So sind die Regeln auf dem Dorf. Sagar, der älteste Sohn, ist zehn. Ein Mann hilft ihm, das brennende Reisigbündel zu halten, mit dem er den Haufen in Brand setzen muss. Danach gehen die Frauen und Männer von Chondha um das Feuer und werfen Zweige.

Punjaram Kubde war ein wichtiger Mann. Er hatte zwölf Hektar Land, ein großes Haus, ein Motorrad. Er war 45, ein kräftiger Kerl mit Schnurrbart und Baumwollbauer wie die meisten hier. Den „Bt Cotton“ von Monsanto baute er an, den herkömmlichen Samen bekomme man nirgends mehr, sagen die Bauern. Die Händler bieten ihn nicht mehr an, keiner weiß, warum. Der genveränderte Samen ist teuer, man muss ihn jedes Jahr neu kaufen, die Saat macht die Hälfte der Produktionskosten aus. Und wenn sie zu viel oder zu wenig Wasser bekommt, reagiert sie viel empfindlicher als normale Baumwolle.

Im vorigen Jahr eroff die Ernte im Regen, Kubde konnte den Banken die Kredite nicht zurückzahlen, sie gaben ihm kein Geld mehr. Er ging zu privaten Geldverleihern, die überließen ihm, was er brauchte, aber es regnete wieder zu stark, die Ernte fiel aus. Am Ende schuldete er eine halbe Million Rupien, keiner wollte ihm mehr etwas geben.

Er hätte sich nicht mehr befreien können daraus. Er wäre für seine Gläubiger wie ein Leibeigener gewesen. Darum wählte er den einfacheren Ausweg.

Der Mann, der die Toten zählt, heißt Kishor Tiwari. Er hat sein Hauptquartier in der Kleinstadt Pandharkawada, er war Geschäftsmann und hat seine eigene NGO gegründet, er verschickt jeden Tag E-Mails voller Anschuldigungen und Zahlen. Mehr als 6000 Bauern haben sich schon umgebracht in Vidarbha, schreibt er, mehr als zwei Millionen Bauern sind verschuldet. Er verkündet Nachrichten aus einem Indien, das nichts zu tun hat mit dem Land, von dem die Analysten sprechen.

Etwa zwei Drittel der Inder sind Bauern, noch immer, das ist eine Zahl, die vieles geraderückt. Die Dörfer, das sind ein paar winzige Lehmhütten mit einem Schlafrum und einem Raum für Küche und Plumpsklo. Dazwischen Schlammwege voller Kuhfladen.

Über 300 Millionen Inder leben in Armut, 400 Millionen sind Analphabeten. In vielen Gegenden Indiens gibt es feudale Abhängigkeiten, Frauen und Unberührbare werden unterdrückt, es gibt Ehrenmorde und immer noch Witwenverbrennungen.

Kishor Tiwari ist ein knurriger Mann, der polierte Schuhe trägt, schwarze Hosen und ein weißes Hemd. Er lässt sich mit einem Auto durch die Gegend fahren, auf dessen Frontscheibe der Satz steht: „Gott hat den Armen diesen Mann geschickt.“

Er sitzt im Fond seines Wagens, der über eine löchrige Straße holpert, und sagt, die Liberalisierung des Agrarmarkts sei schuld. Erst habe die Regierung kaum noch Baumwolle aufgekauft, dann habe sie den Import von Baumwolle und genetisch veränderten Saatgut erlaubt. Schließlich seien die Preise in den Keller gefallen.

Er redet über Mahatma Gandhi, der 1936 in der Nähe seine Dorfgemeinschaft Sevagram Ashram gründete. Tiwari sagt, seine Nachfolger hätten Gandhi verraten: „Sie bauen Städte und vernachlässigen die Dörfer. Für Gandhi war das Dorf, das sich selbst versorgt, der Pfeiler, auf dem dieses Land steht. Stattdessen haben wir das geknechtete Dorf.“

Die Liberalisierung, die das Wachstum antreibe, sagt Kishor Tiwari, breche den Bauern das Genick.

MUMBAI. Bombay, das heute Mumbai heißt, ist die Stadt der Ärmsten. Mehr als die Hälfte der Einwohner lebt in Elendsquartieren, etwa in Dharavi, dem zweitgrößten Slum Asiens, der gerade mit Hilfe von Investoren zu einer modernen Siedlung umgebaut werden soll.

Bombay ist auch die Stadt der Reichsten. Die meisten Milliardäre des Landes leben hier, zum Beispiel die Gebrüder Ambani, deren Vater sich vom Händler zum Milliardär hochgearbeitet hat. Oder Anand Mahindra, der davon träumt, mit seinen Geländewagen Europa zu erobern.

Und Bombay ist Bollywood. Hunderte Filme stößt diese Stadt jedes Jahr aus, voller zuckersüßer Lieder und mit Gagen in Millionenhöhe.



**Religionsführer Farooq**  
Angst vor allen

Die meisten Darsteller haben eine kurze Halbwertszeit, nur wenige werden zu Legenden. Der Unvergesslichste von allen lebt in einer Villa in Midtown, am Cumballa Hill: Dilip Kumar, der erste und wohl größte Star, den das indische Kino je hatte.

Er steht im Atrium seiner Villa, ganz in Weiß, und hält eine Farbpalette und einen Pinsel. Ein Dutzend Fotografen umringen ihn, Kameramänner drängeln, er bleibt unerschütterlich. Saira Banu, seine Frau, steht neben ihm und Jatin Das, ein bekannter Künstler, sie malen gemeinsam ein Benefiz-Bild für die Straßenkinder von Bombay.

Dilip Kumar ist 84. Er stammt aus einer paschtunischen Familie mit elf Geschwistern und wurde in Peshawar geboren, das heute in Pakistan liegt. Sein wahrer Name ist Mohammed Yusuf Khan, aber das klang zu muslimisch.

Es fällt ihm schwer, sich zu erinnern. Wenn er über 1947 reden soll, vom Jahr der Unabhängigkeit und der Teilung, fallen ihm zuerst die Briten ein, mit denen er immer Fußball spielte. Dann kommen Bilder von Schrecken und Tod auf, er

erinnert sich an das Gemetzel nach der Unabhängigkeit, an seine drei Cousins, die während der Unruhen starben. Dem alten Mann schießen Tränen in die Augen. Dann sagt er: „Das war eine ereignisreiche Zeit.“

Schreckliche Massaker gingen mit der Teilung einher, schon im Jahr davor bekämpften sich militante Hindus, Muslime und Sikhs, und als die Briten die Grenzlinien der künftigen Staaten Indien und Pakistan bekanntgaben, setzten sich zehn Millionen Flüchtlinge in Marsch. Sie versuchten, auf die richtige Seite zu gelangen, längst nicht alle schafften es. Im Punjab schlachtete ein muslimischer Mob einen Zug mit Flüchtlingen ab, Hindus zerstörten Hunderte Moscheen, Sikhs töteten Muslime mit Äxten. Millionen starben. Indien und Pakistan erstanden aus einem Blutbad.

Dilip Kumar hat sich sein ganzes Leben für die Versöhnung zwischen beiden Ländern eingesetzt, er hat Auszeichnungen bekommen dafür, aber jetzt, im Alter, kommt alles wieder hoch. Er sagt: „Wenn es wieder losgehen sollte, hätte ich in einer halben Stunde genügend Muslime hier, die kämpfen können.“

Kumar sitzt auf seinem Sessel wie ein Kaiser in seinen letzten Tagen, über ihm eine glitzernde Kuppel, gegenüber ein Bild von sich selbst, die Hand zur Pose gereckt, Dilip Kumar, der große Romantiker aus seinen Filmen. Er schaut ins Leere und sagt, dass er Peshawar vermisst und manchmal in die Moschee gehe.



**Beamtin Bharti**  
„Das Land hat mir viel gegeben“



KAZUYOSHI NOMACHI / CORBIS

**Pilger im Ganges: Eine Reise in die Ungleichzeitigkeit**

**KASCHMIR.** Die Wunde der Teilung ist nie verheilt, und hier, in Kaschmir, liegt sie weit offen.

Der Dal-See funkelt in der Sonne, dahinter leuchten die grünen Hänge des Pir-Pinjal-Gebirges. Srinagar, die Hauptstadt Kaschmirs, ist ein paradiesischer Ort. Und einer der gefährlichsten der Welt.

Zwei Atommächte stehen sich hier gegenüber, Indien und Pakistan, beide erheben Anspruch auf das muslimische Kaschmir, auch China hält einen Teil besetzt. Es ist die wohl am stärksten militarisiertere Zone der Welt. Auf der indischen Seite sind 500 000 Soldaten stationiert, dazu Paramilitär, Polizei, Geheimdienst.

Und alles nur, weil der Maharadscha von Jammu und Kaschmir sich im Jahr der Teilung nicht für eine Seite entscheiden wollte und mit der Unabhängigkeit liebäugelte. Weil er zögerte, schickte Pakistan Guerillatruppen, der Maharadscha rief Indien um Hilfe, seither trennt nur eine Waffenstillstandslinie die beiden Armeen.

Kaschmir blieb trotzdem ein Traumziel für Touristen, bis 1990 ein Guerillakrieg für die Unabhängigkeit losbrach, unterstützt von Pakistan. Jetzt ist es eine Kriegszone, ein verwüstetes Land ohne Wirtschaft und ohne Infrastruktur. Aber es ist ruhiger geworden in den vergangenen Jahren, die Anschläge der Militanten sind zurückgegangen. Gibt es Grund zur Hoffnung?

Der Mirwaiz von Kaschmir, Omar Farooq, der religiöse Führer der Muslime von Kaschmir und einer der bekanntesten Politiker der Provinz, residiert in einem staubigen rosafarbenen Haus im Zentrum von Srinagar, im Eingang sitzen ein Dutzend bärtige Männer mit Gewehren. Er ist erst 34 Jahre alt, er trägt einen Bart und eine Designerbrille und schreibt gerade seine Promotion zum Thema Sufismus an der Universität von Srinagar.

Wovor hat er Angst? Seine Antwort, kurz gefasst: eigentlich vor allen. Da sind

die militanten Gruppen, die vor 17 Jahren seinen Vater ermordet haben, so dass er schon als Teenager zu dessen Nachfolger wurde. Und da sind die Inder, denen man auch nicht trauen kann.

Er ist ein junger, smarter Mann, aber er hat diesen Konflikt schon so verinnerlicht, als ob er seit 60 Jahren damit befasst wäre. Man rechnet ihn zu den Moderaten, zu jenen, die mit der indischen Regierung verhandeln wollen. Der indische Premierminister prägte in diesen Tagen die schöne Formel, dass die Waffenstillstandslinie eine Friedenslinie werden soll. Es gibt Gespräche über eine gemeinsame Verwaltung Kaschmirs durch Indien und Pakistan.

Der Mirwaiz findet das alles gut, aber er ist frustriert, weil es nicht wirklich vorwärtsgeht. Er findet, Delhi solle jetzt endlich etwas tun. Die indischen Zeitungen schreiben, Kaschmir gehe es besser denn je, die Wirtschaft boome. Der Mirwaiz lacht nur traurig. Kaschmir ist ein Land, das melancholisch macht.

**DELHI.** Shyama Bharti, die am 15. August 1947 geboren wurde, ist manchmal selbst verblüfft darüber, wie sich ihr Land verändert hat. „Als ich ein kleines Mädchen war, dominierte die Landbevölkerung Indien, die Bauern konnten nicht lesen und waren abergläubisch“, sagt sie, „aber jetzt

steigt auch ihr Lebensstandard, die Leute sind gebildet, sie kennen ihre Rechte und Pflichten.“

Damals hatten sie nur ein Bett im ganzen Haus, drei Decken, ein paar Stühle und ein Transistorradio. „Heute haben wir überall Air Condition, alles voll möbliert, und es sind nicht nur wir, denen es so gut geht.“ Morgens und abends dankt sie im kleinen Altarraum hinter der Küche Ganesh, dem Elefantengott.

An den Wochenenden fährt Shyama Bharti zu ihren armen Verwandten, sie ist dann der Ehrengast und redet darüber, dass Frauen für ihre Rechte und für ihre Karriere kämpfen sollen. Manchmal gibt sie ihnen Geld. Sie überlegt sich, nach ihrer Pensionierung in die Politik zu gehen. Sie sagt, das Land habe ihr viel gegeben, sie müsse jetzt etwas zurückgeben.

Und dann sind da ihre Söhne, ihr Stolz, der Ältere hat auch die Beamtenlaufbahn gewählt. Sie haben ihn in den angesehensten Dienst des Staates aufgenommen, den Indian Administrated Service, in den es jedes Jahr höchstens 300 Leute schaffen. Als es in der Zeitung stand, wurden sie überschwemmt von Heiratsangeboten. Sie strahlt. Und die Liebe? „Inder mögen keine Liebesheiraten“, sagt Shyama Bharti, „sie mögen lieber arrangierte Heiraten, das ist sicherer.“ So war es auch bei ihr.

Die Traditionen verschwinden nicht mit dem wirtschaftlichen Aufschwung. Die Zeitungen berichten von einem neuen Trend: Mittelklassenfamilien, die sich für die Mitgift in den Ruin treiben lassen.

Und Mitgift?

„Haben wir keine genommen“, sagt sie, „das machen nur raffgierige Leute.“

Shyama Bharti und ihr Mann haben ein hübsches Mädchen ausgewählt für ihren Sohn. Eine hohe Beamtin, eine kluge Frau. Ist sie denn aus derselben Kaste?

„Natürlich!“, sagt Shyama Bharti.

MATHIEU VON ROHR



PAUL BARTHOLDI / NETPHOTOGRAPH.COM

**Kinostar Kumar**  
*Fußball mit den Briten gespielt*

ZEITGESCHICHTE

# Souvenir aus dem Bunker

In Moskau sind Teile der Schallplattensammlung aus dem Führerhauptquartier aufgetaucht. Das Überraschende: Neben Wagner und Bruckner enthält die Nazi-Sammlung auch Musik vom Feind.

**D**ie Geschichte klingt wie das Märchen vom „Sesam, öffne dich!“.

Sie spielt 1945 im kriegszerstörten Berlin, es ist ein Tag mitten im Mai. Lew Besymenski, Hauptmann des Militärischen Aufklärungsdienstes der 1. Weißrussischen Front, bekommt einen Dienstauftrag: Mit zwei weiteren Offizieren soll er die Tage zuvor gestürmte Reichskanzlei inspizieren – den Führerbunker inklusive, in dem das Leben Adolf Hitlers zu Ende ging.

Besymenski ist ein Mann vom Fach, er spricht auch Deutsch. Er hat 1943 in Stalingrad bei der Gefangennahme von Generalfeldmarschall Friedrich Paulus gedolmetscht und gerade erst – am 1. Mai – die Nachricht des deutschen Generals Krebs vom Tode Hitlers für Stalin übersetzt. Später wird er der Welt enthüllen, was die Sowjets lange wie ein Staatsgeheimnis hüten: dass sie die Reste der Hitlerschen Leiche im Garten der Reichskanzlei gefunden haben.

An diesem Tag aber steht er in dem noch immer mächtig wirkenden Bau an der Berliner Wilhelmstraße, er hat die Zentrale des Nazi-Regimes mehrere Stunden lang akribisch untersucht, da fragt ihn der sowjetische Gebäudekommandant, was er ihm als Souvenir einpacken dürfe.

Seine Kameraden haben sich bereits bedient: mit Tischbesteck, das die eingravierten Initialen „A. H.“ trägt, mit ledernen Ordensschachteln und anderem mehr. Besymenski aber hat anderes im Sinn. Er bittet den Offizier, ihm mehrere große Stahltüren zu öffnen, die mit Spezialschlössern verschlossen sind.

„Uns bot sich ein seltsames Bild“, bringt er Jahrzehnte später zu Papier: „In jedem der Räume standen mehrere Reihen stabiler Holzkisten mit laufenden Nummern dicht an dicht.“ Deutsches Dienstpersonal habe er



Reichskanzler Hitler\*: *Fast täglich in die Oper*



Plattensfund von Nikolina-Gora: „Ganz versunken“

zählt, die Kisten seien für die Überstellung in Hitlers bayerischen Berghof gepackt worden, zum Versand allerdings sei es nicht mehr gekommen. Sie waren gefüllt mit Geschirr und unterschiedlichstem Hausrat.

Besymenski stellt sich eine Kiste voller Souvenirs zusammen und nimmt sie später in einem Sonderzug mit nach Moskau. 46 Jahre werden vergehen, bis seine Tochter Alexandra zufällig darauf stößt, was für Beutegut die Kiste enthält.

Es ist August 1991, ein schöner Sommertag in der Datschen-Siedlung Nikolina-Gora unweit von Moskau, wo die Besymenskis ein Häuschen besitzen. Die Familie hat Gäste, zum Mittagessen dampfen Blini auf dem Verandatisch. Dann will man entspannen – Besymenski schickt die Tochter auf den Dachboden, um Federballschläger zu holen.

Dunkel und eng ist es dort oben. Bücherkisten stehen herum. „Mit dem Schienbein stieß ich gegen etwas Hartes“, erzählt Besymenskaja, die heute 53 ist, „an einen Stoß Schallplatten.“ Sie tragen rechteckige, feingezackte Aufkleber, die sie erstarren lassen. „Führerhauptquartier“ steht auf ihnen.

Aufgeregt eilt sie mit ihrem Fund nach unten. „Papa, was ist das, und warum liegt das auf dem Speicher?“, fragt sie. „Das siehst du doch: Schellackplatten. Ich höre schon seit Jahren CDs“, brummt der 70-Jährige. Mehr will er nicht preisgeben. „Ich spürte, wie unangenehm Lew Besymenski das Thema war“, erinnert sich später einer der Gäste.

Vermutlich weil Besymenski, der nach dem Krieg honorierter Geschichtsforscher wurde und Professor an der Moskauer Militärakademie, eines zu vermeiden suchte: Er wollte nicht in den Geruch kommen, ein Marodeur zu sein. Nirgendwo hat er in seinen späteren Büchern über Hitler erwähnt, was er selbst 1945 aus Berlin nach Moskau gebracht hatte: Teile der Plattensammlung aus dem Führerhauptquartier.

Zwar war es seinerzeit durchaus üblich, dass die Sieger reichlich Andenken nach Hause schafften. Weil einige es aber übertrieben, kam es zu manchem Skandal. Marschall Georgij Schukow beispielsweise, Gewinner der Schlachten von Moskau und Stalingrad, später Oberbefehlshaber der sowjetischen Truppen in Berlin, bereicherte sich nach Aufzeichnungen der Moskauer Geheimpolizei unter anderem mit „55 Bildern klassischer Malerei, 7 Kisten mit teurem Tafel- und Teeservice, 9 goldenen Uhren und 713 Stück Tafelsilber“ – Beutegut aus den Potsdamer Schlössern.

Musikfreund Besymenski dagegen hatte aus der Reichskanzlei mitgenommen, was seiner persönlichen Leidenschaft ent-

\* 1937 beim Besuch in Bayreuth mit Richard-Wagner-Schwiegertochter Winifred.

sprach: Vor dem Krieg war er häufig Gast im Moskauer Konservatorium. Er starb im Juni dieses Jahres, im Alter von 86 Jahren. In der vergangenen Woche nun ließ seine Tochter Alexandra den SPIEGEL die Sammlung von knapp hundert Schellackplatten einsehen.

Die meisten stecken in roten, einige in blauen Alben mit jeweils einem Dutzend Stück. Einige sind zerkratzt, andere zerbrochen, die meisten aber gut erhalten.

Album Nr. 1, verwittert von der Feuchtigkeit und den Temperaturunterschieden auf dem Dachboden der Besymenski-Datscha, enthält nichts sonderlich Überraschendes: die Klavier-sonaten opus 78 und 90 von Ludwig van Beethoven zum Beispiel oder die Ouvertüre zu Richard Wagners „Fliegendem Holländer“, gespielt vom Orchester des Festspielhauses Bayreuth. „Dirigent: Generalintendant Heinz Tietjen“.

schen Juden, als Solisten. „Ich empfinde das als blanken Hohn“, erregt sich Alexandra Besymenskaja heute, „Millionen Slawen und Juden mussten wegen der Rassenideologie der Nazis sterben.“

Als Hitler in seinem Wahn, die Welt zu erobern, immer mehr vereinsamte und kaum noch in die Öffentlichkeit kam, versuchte er offenbar, sich beim Plattenhören zu entspannen. Sein Funker Rochus Misch, 90, der letzte Überlebende aus dem Führerbunker, berichtete dem SPIEGEL, wie Hitler einmal im Führerhauptquartier „Werwolf“ im ukrainischen Winniza nach einem heftigen Streit mit dem Wehrmachtsführungsstab seinen Diener angewiesen habe, eine Platte aufzulegen: „Danach saß er ganz versunken da. Der Führer hat sich wohl ablenken wollen“, so Misch.

Wer die Musik machte, war dem bigotteren Hitler in solchen Momenten offenbar egal – obwohl er den Juden stets abge-

nach der Machtergreifung Hitlers 1933 verlassen. Seine Mutter blieb, wurde ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und von den Nazis ermordet.

Besymenski, selbst Jude, hat sich gewundert, wie viele berühmte russische Namen er auf den Bunker-Schallplatten entdeckte. „Es waren Aufzeichnungen klassischer Musik, aufgeführt von den besten Orchestern Europas und Deutschlands mit den besten Solisten jener Zeit ... Es hat mich überrascht, dass auch russische Musik dabei war“, schrieb der Historiker, als er sich vor drei Jahren auf Drängen seiner Tochter an den Schreibtisch setzte, um für die Nachwelt handschriftlich festzuhalten, wie er an die Sammlung kam.

Schon die Amerikaner übrigens hatten 1945 in einer Kaverne im Berghof etliche Schallplatten entdeckt – einen anderen Teil der Musiksammlung, die für Hitler und diverse Nazi-Größen angelegt worden war.



**Sowjetoffizier Besymenski (1945 in Berlin), inventarisierte Hitler-Platte:** „Die besten Solisten jener Zeit“

Auch Hitlers Leidenschaft war, neben der Architektur, die Musik. Um Beethoven oder Wagner zu hören, Liszt oder Brahms, hatte er in seiner Wiener Zeit nahezu täglich die Oper besucht. Doch für ihn zählte allein deutsche Musik. In Besymenskis Sammlung aber befinden sich verblüffenderweise Werke von Komponisten, deren Völker die Nazis zu den „Untermenschen“ zählten, darunter russische Komponisten wie Pjotr Tschaikowski, Alexander Borodin und Sergej Rachmaninow.

So verbirgt sich hinter der Inventarnummer „Führerhauptquartier 840“ eine Aufnahme der Firma Electrola mit der Aufschrift „Bass i. Russisch mit Orch. und Chor“. Zu hören ist die Arie „Tod des Boris Godunoff“ des russischen Komponisten Modest Mussorgski, gesungen vom russischen Bass Fjodor Schaljapin.

Ein anderes Album enthält ausschließlich Tschaikowski-Werke mit dem Star-geiger Bronislaw Huberman, einem polni-

sprochen hatte, eigenständige Kulturleistungen erbringen zu können. In „Mein Kampf“ lässt er sich darüber aus, „dass es eine jüdische Kunst niemals gab und demgemäß auch heute nicht gibt“ und dass die „Königinnen aller Künste, Architektur und Musik, dem Judentum nichts Ursprüngliches zu verdanken haben“.

Noch in seiner letzten Weisung an die Soldaten der Ostfront vom 15. April 1945, einen Tag bevor die Rote Armee die Oder überschritt und zum Sturm auf Berlin ansetzte, hetzte Hitler aus dem Führerbunker unter dem Garten der Alten Reichskanzlei gegen den „jüdisch-bolschewistischen Todfeind“.

Jüdische Künstler aber goutierten der Diktator und seine Handlanger durchaus. Die Plattensammlung, die sich vermutlich in den Luftschutzräumen unterhalb der Neuen Reichskanzlei befand, weist als Interpreten auch den österreichischen Juden Artur Schnabel aus. Schnabel hatte Deutschland mit seiner Familie unmittelbar

Geschichtswissenschaftler Philipp Gassert von der Universität Heidelberg hatte einige dieser Platten in der Hand, als er in den USA forschte. Analog zu den Moskauer Tonträgern trugen auch sie kleine, perforierte Vignetten – wie jene, die Hauptmann Besymenski mit nach Moskau brachte.

Lew Besymenski hat die Nazi-Platten mitunter zusammen mit seinen besten Freunden gehört. Gelegentlich lieh er sie, wie er schreibt, auch an Musiker aus: den Dirigenten Kirill Kondraschin etwa oder die berühmten Pianisten Emil Gilels und Jakow Sak.

Was sie mit der Sammlung ihres Vaters anstelle, werde sie sich in aller Ruhe überlegen, sagt Alexandra Besymenskaja – vielleicht, „wenn man beim Wein sitzt“. So heißt ein freches Soldatenlied, das der Braunschweiger Hofkapellmeister Franz Abt im 19. Jahrhundert vertonte. Die Platte trägt die Nummer: „Führerhauptquartier 779“. **GEORG BÖNISCH, MATTHIAS SCHEPP**



# Happy End in Manama

**Global Village:** In Bahrein am Persischen Golf trifft der globalisierte Arbeitsmarkt auf eine mittelalterliche Gesellschaft.

**F**atima Suleiman hatte sich in ihrem Leben eingerichtet, und sie erwartete nicht, dass es sich noch einmal ändern würde. Zumindest nicht zum Besseren. Ihr Mann war vor kurzem gestorben, auch ein Großteil des Familieneinkommens ging damit verloren. So blieben ihr nur die kargen Einnahmen eines Obstandes, der sich auf einem hölzernen Karren befand. Mit dem zog sie durch die Straßen von Colombo, der Hauptstadt Sri Lankas.

Ihre Tage begannen morgens um vier Uhr, endeten gegen sechs am Abend, und wenn es gut lief, besaß sie am Monatsende 30 Dollar. Das ist in den Slums von Colombo gerade genug, um zu überleben, aber nicht genug, um sich eine eigene Wohnung zu leisten, und so zog Fatima Suleiman nach dem Tod ihres Mannes mit ihrem Sohn zu ihrer Schwester.

Auch diese Wohnung war klein und eng, die Schwestern lebten zusammen, nicht weil es ihr Wunsch war, sondern weil die Notwendigkeiten es erforderten. Fatima Suleiman versuchte diesem Zustand zu entkommen, sie suchte nach Optionen, und im Frühjahr des vergangenen Jahres bot sich ihr eine Möglichkeit.

Ein Mann sprach sie an, auf der Straße. Sie kannte ihn nicht, aber das hieß nicht viel, sie kannte kaum jemanden in dem Viertel, in dem sie jetzt wohnte. Der Mann fragte, ob sie interessiert sei, Geld zu verdienen, mehr Geld, als sie mit ihrem Obstand nach Hause bringen würde. Sicher, antwortete sie, und der Fremde begann zu erzählen von den Ländern am Persischen Golf, wo die Menschen reich sind und wo sie Haushaltshilfen gut bezahlen. 150 Dollar könne sie dort verdienen, pro Monat. Kost und Logis seien frei.

150 Dollar. Das würde ihr Einkommen vervielfachen. Ihr Sohn war 16 Jahre alt, er konnte eine Weile ohne seine Mutter leben, bei seiner Tante. Für ein Jahr, vielleicht auch für zwei. Zwei Jahre, das wären 3600 Dollar.

Zwei Wochen später saß Fatima Suleiman in einem Flugzeug Richtung Bahrein. Sie hatte keine Ahnung, dass sie nicht nur ein anderes Land betreten würde, sondern auch ein anderes Zeitalter.

Bahrein ist der kleinste unter den Staaten am Persischen Golf, und seine Ein-

wohner blicken oft neidisch auf ihre Nachbarn in Katar, in Kuwait, wo die Ölquellen zahlreicher sind und üppiger sprudeln. Auch wenn die Bahreiner nicht den Reichtum ihrer Nachbarn erreichen, so leisten sich doch viele unter ihnen den Luxus von Haushaltshilfen. Es sind meist Frauen, die beschäftigt werden, oft kommen sie aus Indien, manchmal aus Indonesien, auch von Sri Lanka.

In ihren Heimatländern werden sie angeworben von Mitarbeitern der Vermittlungsagenturen, wie es auch Fatima Suleiman erlebte. Die Agenturen erledigen die Formalitäten, bringen die Magd und den künftigen Dienstherrn zusammen und kassieren ihre Provision. All das geschieht legal, es geht hier nicht um Menschenhandel,



**Haushaltshilfe Suleiman:** Jeder Tag ein 21-Stunden-Tag

sondern um Angebot und Nachfrage auf dem globalen Arbeitsmarkt.

Weit entfernt vom 21. Jahrhundert sind allerdings die Details des Arbeitsverhältnisses.

Oft behält der Arbeitgeber den Pass der Frau ein, gleich nach der Einreise, dann weist er ihr ihren Platz im Haus und ihre Pflichten zu. Der Platz im Haus kann ein eigenes Zimmer sein oder auch eine Matte vor dem Küchenherd. Die Pflichten reichen vom Reinigen des Hauses, vom Kochen für die Familie bis zur Befriedigung des Hausherrn. Der Lohn wird regelmäßig gezahlt oder auch gar nicht. Urlaub ist fast immer unbekannt, Schläge dagegen nicht. Gängig ist die Siebentagewoche. Beschwerden sind immer an den Hausherrn zu richten. Will die Magd das Haus, das Land verlassen, ist sie auf seine Zustimmung angewiesen, auch wenn er sie misshandelt oder vergewaltigt haben sollte.

Ohne sein Ja kann sie nicht zurück in ihre Heimat. Die Frauen sind vollständig von ihrem Herrn abhängig. Fatima Suleiman flog nicht nur in ein fremdes Land, sie flog auch ins Mittelalter.

Sie traf es mittelgut. Ihr neuer Herr nahm sie am Flughafen in Empfang, gab ihr ein eigenes Zimmer und auch fast den vereinbarten Lohn. Arbeiten musste sie von morgens um vier bis nachts um eins. Freie Tage gab es nicht. Das Haus verlassen konnte sie nur mit Mitgliedern der Familie. Sie nahmen sie dann mit zu Familienfeiern, zu Verwandten. Während ihre Herren am Kaffeetisch tafelten, durfte Suleiman das fremde Haus reinigen.

Nach neun Monaten hatte sie genug. Sie packte ihren Koffer, nahm ihr Geld und floh durch die Garage auf die Straße. Sie hatte keine Ahnung, wo sie war, sie wusste nicht, ist dies Manama, die Hauptstadt Bahreins, oder ein anderer Ort? Sie wusste nicht, wohin sie flüchten sollte. Also hielt sie das nächste Taxi an, sagte: „Zur Botschaft von Sri Lanka“, aber die gibt es in Bahrein nicht. Der Fahrer brachte sie zum Sri Lanka Sports Club.

Der Präsident des Clubs war ratlos, was sollte er mit der Frau machen? Er ließ sie zu Marietta Díaz fahren. Díaz unterhält ein Frauenhaus für ausgebeutete und misshandelte Gastarbeiterinnen. Hier

lebt Fatima Suleiman nun seit ein paar Wochen, sie teilt sich ein Zimmer mit zwei anderen Frauen, die eine aus Indien, die andere aus Ägypten.

Kürzlich traf Fatima Suleiman ihren Dienstherrn, während eines Schlichtungstermins im Arbeitsamt. Es ging um die Provision, die er der Vermittlungsagentur gezahlt hatte. Sie bemisst sich nach der Dauer des Vertrags, den die Dienerin ganz offensichtlich nicht erfüllen wollte. Es ging um die Kosten für den Rückflug nach Sri Lanka, den der Dienstherr nicht bezahlen wollte.

Am Ende einigten sich die Parteien darauf, dass der Herr die zu viel gezahlte Provision übernehme und die Dienerin oder Díaz die Kosten des Flugs. Dann ließ er Fatima Suleiman gehen.

In ihrem Büro nennt Marietta Díaz, die Helferin der Frauen, dies „für bahreinische Verhältnisse ein Happy End“. UWE BUSE

TINA HAGER / DER SPIEGEL / AGENTUR FOCUS

RADRENNEN

## Biologisches Profil

Nach der Tour de France ist der Radsport um eine Erkenntnis reicher: Wichtig ist weniger, wer ein Rennen gewinnt, wichtig ist eher, dass die Fahrer nicht dopen. Wohl kein Rennstall kämpft konsequenter gegen den Medikamentenmissbrauch als das US-amerikanische Team Slipstream. Die Profiteam, die in der zweiten Liga unterwegs ist, hat sich ein umfassendes, internes Kontrollsystem verpasst, das zum Vorbild für andere Mannschaften werden könnte. Jeder Fahrer muss, zusätzlich zu den offiziellen Tests, im Jahr 50 Blut- und Urinproben abgeben. Biochemiker messen das Blutvolumen, den Hämoglobinspiegel und die Hormonwerte, dann stellen sie die Daten in Verbindung zur körperlichen Belastung – es entsteht ein individuelles biologisches Profil. Weichen die Daten eines Fahrers davon ab, kann das ein Hinweis sein auf Doping, und er wird aus dem Verkehr gezogen, bis sich die Werte normalisiert haben. Die Tests werden von der Agency for Cycling Ethics durchgeführt, die Paul Scott mitgegründet hat, ein früherer Leiter des Olympi-



SLIPSTREAMSPORTS.COM

Team Slipstream

schen Anti-Doping-Labors in Los Angeles. Die Agentur ist finanziell unabhängig, Slipstream muss für die Kontrollen nicht zahlen, um jeden Verdacht der Manipulation und des Interessenkonflikts auszuschließen. Man hofft auf eine Einladung zur nächsten Tour de France, prominent verstärkt durch Fahrer wie David Millar, Christian Vandeveld und David Zabriskie. Sportdirektor ist Jonathan Vaughters, einst Teamkollege von Lance Armstrong. „Ich habe keinen Heiligenschein, ich habe als Fahrer Fehler gemacht“, sagte er bereits im Frühjahr. „Und ich möchte nicht, dass einer meiner Fahrer Entscheidungen treffen muss, wie ich es getan habe. Das ist meine Verantwortung.“

STARS

## Für eine Handvoll Dollar

Diego Maradona, skandalträchtiger Fußballgott aus Argentinien, ist ein enger Freund von Kubas Diktator Fidel Castro. Der Staatschef und der Schütze des „Tors des Jahrhunderts“ (sein Solo zum 2:0 gegen England bei der WM 1986) feierten schon zusammen Weihnachten und Silvester, und Maradona weilte Anfang 2000 nach einer Überdosis Kokain zur Entziehungskur mehrere Monate in Havanna. Die guten Beziehungen des 91fachen Nationalspielers zum Comandante wollte der kolumbianische Drogenbaron Luis Hernando Gómez Bustamante offenbar ausnutzen, der zweieinhalb Jahre auf Kuba hinter Gittern saß und laut amerikanischen Behörden als „Pablo Escobar seiner Generation“ gilt. Gómez Bustamante sagt, er habe Maradona zwei Millionen Dollar geboten, um Castro zu überreden, ihn nach Kolumbien abzuschleppen. Der Rauschgiftboss, der sich wegen der katastrophalen Zustände im Gefängnis zweimal das Leben nehmen wollte, behauptet weiter, Maradona habe 50 000 Dollar Vorschuss eingestrichen, sei dann aber mit dem Geld durchgebrannt. Ein Bekannter Maradonas bezeichnet die Anschuldigungen als „Nonsens“.

Maradona



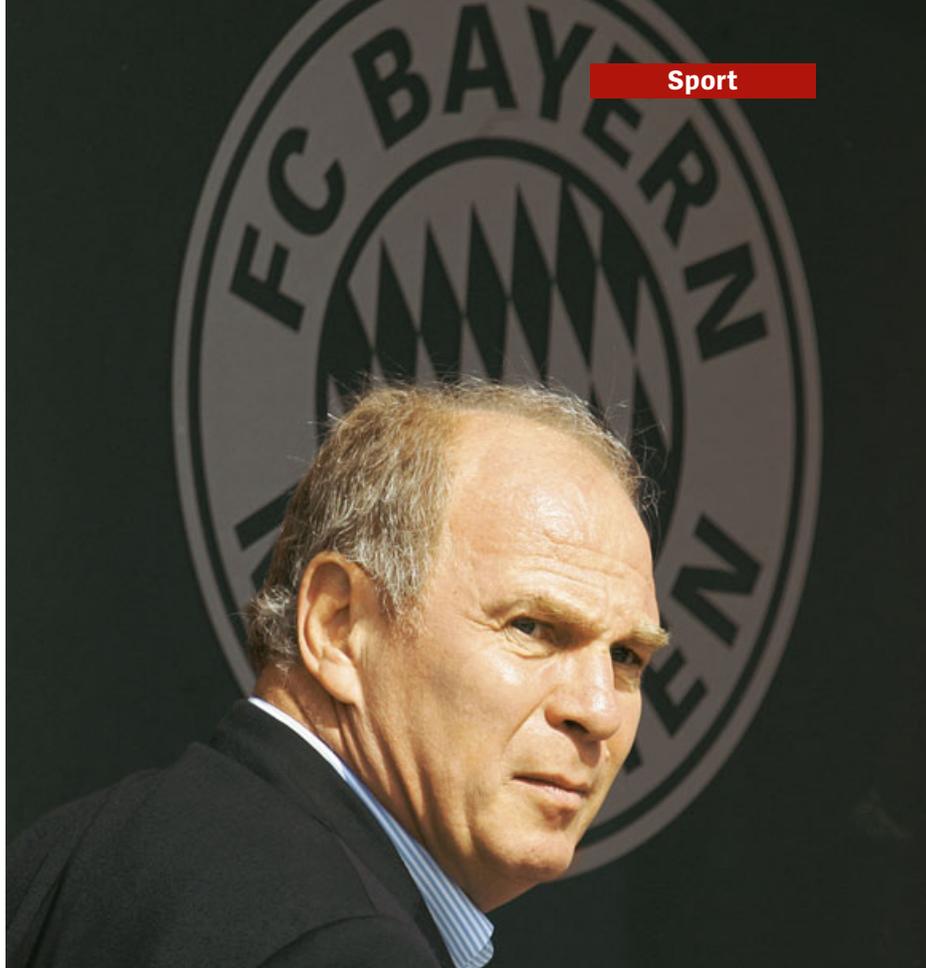
PIXATHLON / ARGENTPRESS

FUSSBALL

## Ausweitung der VIP-Zone

Als in den Bundesliga-Stadien Stehplätze vermehrt in Sitzplätze umgewandelt wurden, skandierten hartgesotene Fans zornig im Chor: „Sitzen ist für'n Arsch.“ Doch auch vor den Hartplastikschalen macht die Kommerzialisierung nicht halt: Immer mehr Clubs schaffen immer mehr Raum für die lukrativen VIP-Plätze. Ohne dass zur neuen Saison ein Erstliga-Stadion vergrößert worden wäre, stieg der Anteil der Business-Seats laut dem Branchenmagazin „Sponsors“ um mehr als neun Prozent auf 32 132, die Anzahl der Logen erhöh-

te sich um fast fünf Prozent auf 8855. Allein der Hamburger SV bietet in seiner 57 000 Zuschauer fassenden HSH Nordbank Arena nun 3656 Business-Seats an, fast 1000 mehr als in der vergangenen Saison. „Damit nehmen wir drei Millionen Euro zusätzlich ein“, sagt Vorstandsmitglied Katja Kraus. Die Business-Seats kosten beim HSV pro Saison bis zu 3600 Euro, fast die Hälfte aller Ticketeinnahmen stammen aus der Vermarktung von Logenplätzen und Business-Seats. Und nicht nur in Hamburg ist die Warteliste für die teuren Plätze lang.



MATHIAS SCHRADER / PICTURE-ALLIANCE/DPA (L.)

Bayern-Manager Hoeneß, Profis Ribéry, Schweinsteiger, Trainer Hitzfeld (beim Ligapokalfinale in Leipzig): Der FC Bayern, immer nur geliebt oder

FUSSBALL

# Die 70-Millionen-Euro-Korrektur

Münchens Manager Uli Hoeneß hat seinen Verein neu erfunden:

Er holte Weltstars wie Franck Ribéry und Luca Toni und modernisierte das Team auf ganzer Linie – der größte Umbruch in der Geschichte des FC Bayern ist auch die Folge einer Kränkung.

**M**anchmal erkennt man hinter den Scheiben im zweiten Stockwerk der Geschäftsstelle des FC Bayern München einen Schatten. Dann ist Uli Hoeneß von seinem Schreibtisch aufgesprungen und schaut unter den Jalousien seines Bürofensters hinunter auf den Trainingsplatz. Was er dort sieht, ist eine Ansammlung internationaler Stars, wie es sie in Deutschland noch nicht gegeben hat. Acht neue Spieler laufen dort herum, 70 Millionen Euro hat er für sie ausgegeben und dafür mit den Maximen seiner Unternehmenspolitik gebrochen. Uli Hoeneß ist nervös.

„Der Druck auf diese Mannschaft wird enorm sein“, sagt er. Der Druck auf ihn ist es auch, entsprechend reizbar ist Hoeneß in diesen Wochen. „Dummes Gequatsche“, beschimpfte er etwa Oliver Bierhoff, als der Manager der Nationalmannschaft angemerkt hatte, Bayerns neuer ita-

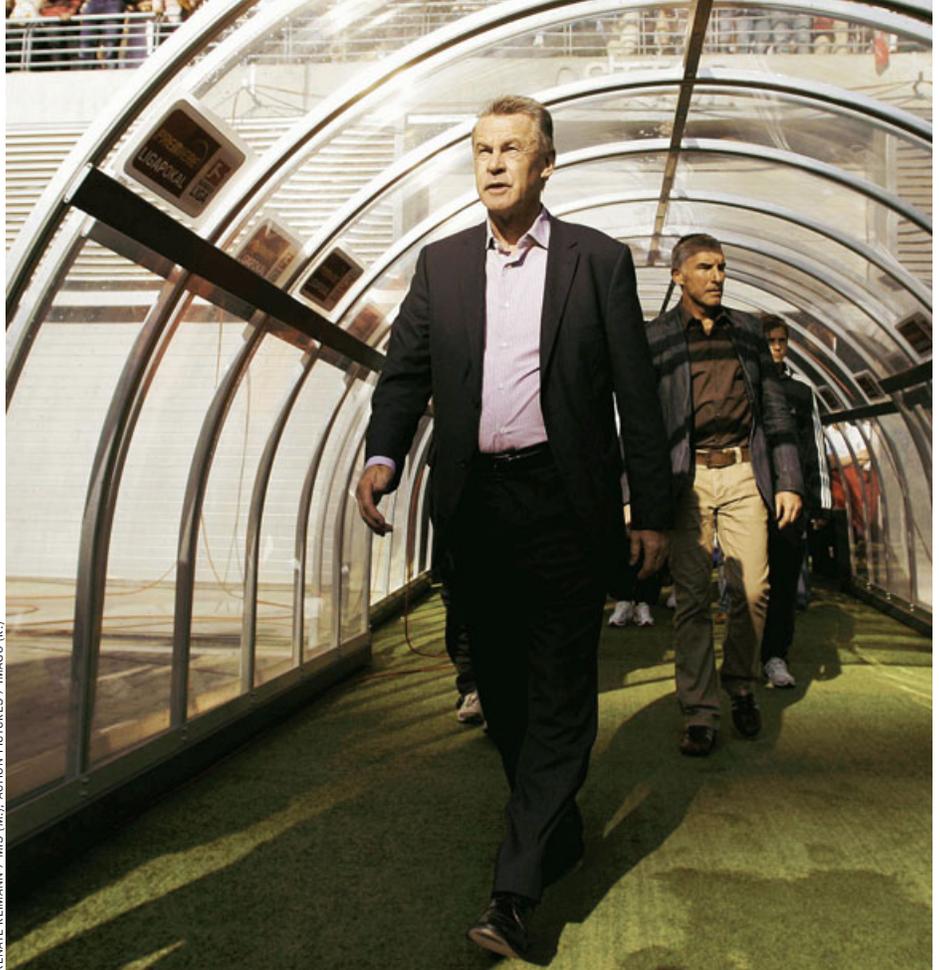
lienischer Star Luca Toni gehöre nicht zu den Top Ten der Welt. Fast jeder gegnerischen Mannschaft unterstellt Hoeneß in den Wochen der Vorbereitung, sie wolle seine Stars kaputttreten. Und der Vorstandsvorsitzende Karl-Heinz Rummenigge machte sogar eine „Hasstimmung“ gegen den Club aus.

Alles um die Bayern ist in diesem Sommer in Aufregung. Während des Trainingslagers in Donaueschingen schrien sich die Kinder am Zaun des Sportplatzes mit hochroten Köpfen fast in Trance, wenn die neuen Stars Toni, Franck Ribéry und Miroslav Klose vorbeiliefen. Schon längst ist von einem „neuen FC Bayern“ die Rede. Was ihn genau ausmacht, ist noch nicht ganz klar, aber den alten FC Bayern gibt es nicht mehr.

Als Kind stand Uli Hoeneß samstags in der Metzgerei seiner Eltern in Ulm immer an der Kasse. Dort hat er Gefallen am Um-

gang mit Geld gefunden. Bis heute liebt er es, Geld einzunehmen und zu mehren. So hat Hoeneß in der Vergangenheit mit Begeisterung um 160 Millionen Euro schweren Festgeldkonto der Bayern erzählt, und noch heute nennt er es fast zärtlich „unseren Schatz“. Doch dann war der Schatz zum Selbstzweck geworden, denn erst verloren die Bayern international den Anschluss und dann auch in Deutschland.

„Es gehört zum Management, sich den Gegebenheiten anzupassen“, sagt Hoeneß. Das ist keine billige Erkenntnis, sie kommt spät, und er hat dafür leiden müssen. Am 21. April dieses Jahres war es endgültig so weit. Nach dem 0:2 beim VfB Stuttgart hatte die Mannschaft nicht nur die deutsche Meisterschaft verpasst, sondern zum ersten Mal seit zehn Jahren auch die Champions League. Noch in der Kabine sagte Hoeneß zu Rummenigge: „Am Montag legen wir richtig los.“



gehasst, polarisiert nicht mehr

Fortan brummt es in der zweiten Etage der Geschäftsstelle, wo neben Hoeneß auch Rummenigge und Finanzvorstand Karl Hopfner ihre Büros haben. „Wir haben die Transferpolitik noch nie so intensiv diskutiert“, sagt Hoeneß. In der Vergangenheit hatten sie zumeist einfach die besten Spieler aus der Bundesliga nach München geholt, was nicht sonderlich originell war. Nun bemühten sie sich auch um Spieler von Weltklasse und stellten zugleich vieles im Club zur Disposition.

Sie erweiterten das Trainer- und Betreuersteam und schließen jetzt auch zwei Tage in der Woche die Fans vom Training aus. Hoeneß steht auf und zeigt eine Mappe, in der aufgelistet ist, wo das Publikum beim Training europäischer Spitzenclubs zugelassen ist. Bei Manchester United oder dem AC Mailand sind Fans schon lange nicht mehr dabei. „Und bei Chelsea“, sagt Hoeneß, „können nicht einmal wir zuschauen.“

Er spricht von einer „Korrektur“, die in Wahrheit ein radikaler Kurswechsel ist. Die Korrektur ist auch nicht die Folge einer kalten Analyse, sondern wurde befeuert von dem Furor eines Mannes, der schwer in seinem Stolz getroffen schien. „Es hieß, dass ich müde sei, den Fight nicht mehr wolle und dass ich mit der jungen Generation von Spielern nicht zurechtkäme“, sagt Hoeneß, und sein Kopf ist jetzt leuchtend rot.

Es ist erstaunlich, dass sich ein Mann mit solchen Erfolgen noch so von Schlagzeilen beeinflussen lässt. Doch Hoeneß

reagiert selbst nach fast drei Jahrzehnten als Manager wie ein junger Fußballer, der am Tag nach dem Spiel die Noten in der Zeitung nachschlägt und sauer ist, wenn er eine Fünf bekommt. Der größte Umbruch in der Geschichte des FC Bayern ist auch die Frucht einer Kränkung. Die teuerste Mannschaft in der Geschichte des deutschen Fußballs ist ein Produkt der Wut des Managers. Jeder Transfer sollte eine schallende Ohrfeige für die Kritiker sein: Sosa, 9 Millionen! Luca Toni, 11 Millionen! Jansen, 12 Millionen! Klose, 12 Millionen! Und Ribéry 25 Millionen!

Aber was wird Uli Hoeneß erst lesen müssen, falls die Korrektur misslingt?

**L**uca Tonis Hemd ist schon etwas durchgeschwitzt, als die dritte Gruppe Journalisten in den Raum mit den Trophäen des FC Bayern geführt wird. Wieder sieben Reporter aus sieben Redaktionen, wieder ein halbes Stündchen für ein paar Fragen. Veranstaltungen dieser Art kennt man sonst von durchreisenden Größen aus dem Film- oder Popgeschäft.

Der Mann aus Pavullo nel Frignano bei Modena hat die Ausstrahlung eines Stars. Er sieht gut aus, ist charmant und liefert eine verblüffend routinierte Mischung aus dem, was man sagen muss („Ich bin gekommen, um zu gewinnen“), und halbpersönlichen Anekdoten. „Meine Verlobte bleibt hier in München ständig stehen, um die Hunde anderer Leute zu streicheln“, sagt er und strahlt wieder. Er

benutzt ziemlich viel Parfum und sagt von sich selbst: „Ich bin die Bestie.“

Luca Toni ist der Posterboy des neuen FC Bayern, selbst seine aktuelle Blessur klingt irgendwie interessant: Faserriss in der Bizepssehne am Wadenbeinköpfchen. Es könnte knapp werden mit einem Einsatz beim Bundesligastart, aber vielleicht rentiert sich schon jetzt, dass Tonis persönlicher Physiotherapeut auf sein Bitten hin Mitglied des Betreuerteams beim FC Bayern wurde.

In einem Café in der Maximilianstraße isst Toni eine Portion Gnocchi all'arrabbiata. Nur einmal kommt ein kleines Mädchen und bittet um ein Autogramm. Sonst tritt im Laufe einer Stunde niemand an den Tisch, obwohl ihn fast alle hier erkennen. „Was kann ich mir Schöneres vorstellen als das“, sagt er.

Toni wird in Italien „Il Bomber“ genannt und soll auch den neuen FC Bayern mit Toren versorgen. Im Laufe der Vorbereitung deutet sich an, dass er zusammen mit Ribéry einen entscheidenden Beitrag dazu leisten könnte, das Spiel des FC Bayern ins Schwingen zu bringen. Aber die beiden stehen auch so für den neuen Glamour. In München haben immer schon Stars gespielt, aber diese hier kommen eindeutig aus der großen weiten Welt. Sie sind Weltmeister und Vize-Weltmeister, man kennt sie als die wahren Gewinner des vergangenen Sommers. Das Publikum bestaunt die beiden auch, weil sie so unvorstellbar teuer gewesen sind. Für Ribéry hat

der Club allein an Olympique Marseille 25 Millionen Euro zahlen müssen. Toni verdient geschätzte 10 Millionen Euro im Jahr, inklusive Ablösesumme müssen die Bayern um die 50 Millionen Euro für den Vierjahresvertrag mit dem immerhin schon 30 Jahre alten Spieler aufbringen.

Schon diese Summen heben sie erst einmal in eine andere Sphäre, dorthin, wo Stars wie George Clooney oder Robbie Williams zu Hause sind.

**A**us diesen 70 Millionen Euro ein Team zu bauen, das ist die Aufgabe von Ottmar Hitzfeld, ausgerechnet Hitzfeld. Als er 2004 sein erstes Engagement in München vorzeitig beenden musste, sah er müde und krank aus. „Ich war ausgelaugt“, sagt er selbst. Daher lehnte Hitzfeld das Angebot ab, die Nationalmannschaft zur WM 2006 zu führen, und verdingte sich lieber als Experte des Fernsehsenders Premiere. Als ihn die Bayern im letzten Winter zurückholten, galt der ergraute Ruheständler als Verlegenheitslösung. Jetzt ist er die größte Überraschung der Münchner Fußballsanierung.

Hitzfeld schien ein Mann von gestern zu sein, inzwischen verkörpert er die Erneuerung. Das Interessante ist, dass er diese Erneuerung lange vor der Mannschaft und vor dem Club vollzogen hat. Hitzfeld redet inzwischen über Pulsuhren und Belastungsgrenzen von „fünf Prozent unter der Schwelle zur Laktatbildung“, als wäre er mit dem modernen Schnickschnack der computergestützten Trainingssteuerung aufgewachsen. Auf seine Anregung hin wurde das Trainerteam erweitert und die Vorbereitung durch einen externen Spezialisten begleitet. Er teilt das Spielfeld jetzt schon mal in 24 Rechtecke ein und lässt taktische Trockenübungen ohne Ball absolvieren, wie man es sonst aus Italien kennt.

In den zweieinhalb Jahren Auszeit hat sich Hitzfeld weitergebildet. Er hat die Treffen der Trainer besucht, die wie er die Champions League gewonnen haben, und sich mit Urs Siegenthaler beraten. Mit dem ehemaligen Chefausbilder der Schweizer Fußballlehrer und heutigen Chefsout der deutschen Nationalelf hat er einst beim FC Basel gespielt. Früher, erzählt Hitzfeld, habe er auch schon neue Entwicklungen und Trainingsformen aus dem Ausland studiert, sie aber nie angewendet. „Man hält ja gern an Dingen fest, die erfolgreich waren. Manchmal ist das ein Problem.“

Hitzfeld ist entspannt wie selten. Er wirkt nicht mehr ganz so misstrauisch, und fast schon sensationell ist es, dass er neuerdings einen beinahe britischen Humor

offenbart. Als Nachwuchsspieler Sandro Wagner, im Kader der Bayern bestenfalls Stürmer Nummer fünf, in einem Ligapokalspiel traf, sagte Hitzfeld trocken: „Er ist aus der Mannschaft nicht mehr wegzudenken.“

Hitzfeld will sich nicht mehr so vom Stress überwältigen lassen wie früher. Deshalb lehnte er ab, als ihm Hoeneß einen Vertrag über zwei Jahre anbot. Er wollte sich erst mal nur für eine Saison festlegen und nicht wieder Sklave seiner Pflichten werden. „Freiheit heißt nicht, dass man machen kann, was man will. Sondern dass man nicht machen muss, was man nicht will.“

Man sollte allerdings nicht glauben, dass der neue Hitzfeld die Aufgabe locker

der Abwehr spielte. „Auf die Idee, ihn dort einzusetzen, wäre ich nicht gekommen“, sagt Hitzfeld.

Jetzt hat er Spieler aus neun Nationen, Weltstars, Stürmer europäischer Spitzenklasse, und eine Mannschaft noch ohne Hierarchie. Die Entwicklung der Hierarchie im neuen Team steuert der Trainer mit kleinen Interventionen. So darf Ribéry die Elfmeter schießen. Verschiedene Spielsysteme hat Hitzfeld im Laufe der Vorbereitung eingeübt. Das ist auch deshalb hilfreich, weil er die Aufstellung möglichst oft wechseln will, um alle bei Laune zu halten. Dazu muss er noch die Sorgenkinder der vergangenen Saison integrieren. Zum Beispiel Bastian Schweinsteiger,



Bayern-Neuzugang Toni\*: „Ich bin gekommen, um zu gewinnen“

nimmt. Immer noch sagt er Sätze von alttestamentarischer Schwere. „Gewinnen ist nicht alles, es ist das Einzige“ ist so einer. Sein Auftrag sei es, so hat es Uli Hoeneß formuliert, „aus dieser Ansammlung guter Einzelspieler sehr schnell eine gute Mannschaft zu machen“. Sehr schnell.

„Die Dimension der Investition hat mich schon überrascht“, sagt der Trainer, der alle Personalentscheidungen mittrug. Manches, was jetzt geplant erscheint, hat sich einfach ergeben. Zum Beispiel der Verzicht auf einen Spielmacher oder die Rückkehr des brasilianischen Nationalspielers Zé Roberto, den die Bayern vier Jahre lang als offensiven Mittelfeldspieler beschäftigt hatten und ziehen ließen. Im Fernsehen sahen sie dann, wie grandios Zé Roberto für Brasilien im Zentrum vor

23, der als Teil des lustigen WM-Duos „Schweini & Poldi“ schon mal ein Popstar war. In der neugeordneten Glitzerwelt der Bayern muss er sich erst wieder neu bewerben.

**B**astian Schweinsteiger kommt zum Italiener in Schwabing mit Schal und im ärmellosen Shirt. „Vintage“ steht auf der Brust, altes Modell. Es ist so wenig selbstironisch gemeint wie die Kette, die er um den Hals trägt. Auf dem Anhänger steht „hero“, ein Geschenk der neuen Freundin. „Du bist mein Hero“, sagt sie und streichelt Schweinsteiger über den Kopf. Die blonde Gymnastin erwähnt, dass sie für eine Hamburger Model-Agentur arbeitet. Die beiden wirken wie Teilnehmer einer Casting-Show.

Der Junge aus Oberaudorf galt als größtes deutsches Talent, bis er nach der WM 2006 nicht mehr in Schwung kam und

\* Bei der Show zur Wahl der Miss Italien am 19. September 2006 in Salsomaggiore Terme.

# „Gleich die Schublade auf“

Schiedsrichterin Bibiana Steinhaus, 28, über ihren Start in die Männerwelt des Profi-Fußballs

Hoeneß schimpfte, Schweinsteiger sei „zu viel Puderzucker in den Hintern geblasen“ worden und er lebe immer noch im Sommermärchen. „Glauben Sie wirklich, ich hätte mich nach den Erfolgen der WM ausruhen und nicht mehr arbeiten wollen?“, sagt Schweinsteiger. „Die WM war einfach unheimlich anstrengend, vom Kopf her noch mehr als körperlich.“

Hinzu kam, dass er in der vergangenen Saison durch einen Zeckenbiss an Borreliose erkrankte und Monate an einer Knieentzündung litt. Jetzt ist er zurück und als Attraktion abgelöst worden. Er sucht einen neuen Weg für sich und möchte daher auch nicht mehr auf eine Hälfte von Schweini-Poldi reduziert werden: „Wir beide sind nicht gleich.“ Schweinsteiger ist nachdenklicher geworden, während Lukas Podolski weiterhin den Mannschaftsclown gibt. Der versteht sich jetzt gut mit Ribéry, dessen Späße darin bestehen, Zahnpasta unter Türklinken zu schmieren.

Ribéry ist nun Schweinsteigers Konkurrent, seit dem Paradigmenwechsel beim FC Bayern wird auf ihn keine Rücksicht mehr genommen. Doch Schweinsteiger wehrt sich dagegen, zum Modernisierungsverlierer zu werden. In der Vorbereitung überzeugte er, und Hoeneß sagt: „Er hat gut reagiert.“

Neulich in Stuttgart haben die Fans sogar wieder „Schweiniiii“ gekreischert wie damals bei der WM. Schweinsteiger wartete, ein Sweatshirt wie zur Tarnung über den Kopf gelegt, fast ein wenig verängstigt im Treppenhaus des Stadions auf den Mannschaftsbus. Die nach dem Bayern-Star kreischten, waren Anhänger des VfB Stuttgart.

Mit dieser Wendung hat selbst Uli Hoeneß nicht gerechnet, der heutzutage weiße Turnschuhe zur Anzughose trägt und sich ein wenig wundert: Der FC Bayern, immer nur geliebt oder gehasst, polarisiert nicht mehr. Die Mehrheit der Fußballinteressierten begegnet seinen neuen Attraktionen mit Neugier. Wahrscheinlich war die Zeit reif, internationale Topstars zu präsentieren, deren Namen die Leute aus dem Fernseher kennen. Vielleicht gibt es ihn also gar nicht, den Hass, den Karl-Heinz Rummenigge fürchtet.

Hoeneß sagt, dass er nicht stolz darauf sei, so viel Geld ausgegeben zu haben, aber er sei stolz, dass er es nicht mit geliehenem Geld gemacht habe und dass die Schatztruhe des FC Bayern immer noch nicht leereräumt sei. Hoeneß erscheint wie jemand, der die Diskussion mit sich selbst nicht ganz abgeschlossen hat.

Noch ist Hoeneß nervös, noch schaut er etwas irritiert, weil er nicht weiß, ob der Umbau funktioniert. „Aber wenn ich gewusst hätte, dass die Leute so nach dem Spektakel lechzen, dann hätte ich es vielleicht schon früher gemacht.“

CHRISTOPH BIERMANN,  
CATHRIN GILBERT, JÖRG KRAMER

**SPIEGEL:** Frau Steinhaus, Sie sind die erste Schiedsrichterin im deutschen Profi-Fußball, von der neuen Saison an pfeifen Sie in der zweiten Liga. Hauptberuflich sind Sie Polizistin. Sorgen Sie grundsätzlich gern für Ordnung?

**Steinhaus:** Die Kombination kommt häufiger vor. In der ersten und zweiten Bundesliga sind einige Polizeibeamte als Schiedsrichter im Einsatz. Das ist sicher kein Zufall. In beiden Exekutivorganen geht es darum, die Einhaltung von Regeln und Gesetzen zu überwachen, die man selbst nicht gemacht hat. Man muss sie nicht gut finden, aber akzeptieren.

**SPIEGEL:** Sie pfeifen seit dem 16. Lebensjahr, anfangs in Ihrer Heimat im Harz, sind nun seit sechs Jahren in der dritthöchsten Männerklasse, der Regionalliga, im Einsatz. Seit 2003 waren Sie Assistentin in der zweiten Liga. Wo gab es die schlimmsten Macho-Sprüche zu hören?

**Steinhaus:** Da kann ich mich nicht erinnern. Generell ist es aber so, dass verbale Entgleisungen und auch tätliche Angriffe auf Schiedsrichter zugenommen haben. Das ist ein untragbarer Zustand. Und das kommt in den unteren Ligen häufiger vor.

**SPIEGEL:** Warum eigentlich?

**Steinhaus:** Sicherlich auch deshalb, weil im Profi-Fußball vom Verhalten des Spielers nun mal der Arbeitsplatz abhängen kann.

**SPIEGEL:** Sie haben bei 45 Regionalliga-Einsätzen nur zweimal die Rote Karte zeigen müssen. Geben sich die Spieler Frauen gegenüber mehr Mühe, sich ordentlich zu benehmen?

**Steinhaus:** Vielleicht. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Hemmschwelle für verbale Entgleisungen gegenüber einer Schiedsrichterin höher liegt. Andererseits werden vermeintliche Fehlentscheidungen einer Frau schneller mal despektierlich kommentiert. Da wird gleich die Schublade aufgemacht.

**SPIEGEL:** Von wegen: Frau an der Pfeife? Gibt es für diese Bemerkung bei Ihnen eine Verwarnung?

**Steinhaus:** Nö. Es wäre ja eine Tatsache.

**SPIEGEL:** Wie verschaffen Sie sich in der Männerwelt der Strafräume den gebührenden Respekt?

**Steinhaus:** Akzeptanz gibt es wie überall durch Leistung. Durch Auftreten, korrektes Verhalten.

**SPIEGEL:** Hilft es Ihnen, dass Sie 1,81 Meter groß sind?

**Steinhaus:** Wenn man den Leuten auf Augenhöhe begegnen kann, ist das nie von Nachteil.

**SPIEGEL:** Mit welchen höheren Anforderungen müssen Sie, da Sie in die Profiligen befördert wurden, künftig rechnen?

**Steinhaus:** Der Fußball, der gespielt wird, ist schneller, athletischer, mehr körperbetont. Dadurch werden automatisch die Anforderungen an den Spielleiter höher – in allen Bereichen: Regelkenntnis, Belastbarkeit, Druckresistenz. Und natürlich bei der Fitness.

**SPIEGEL:** Von den 8000 deutschen Schiedsrichtern sind nur zwei Prozent weiblich. Bleibt das so?



Schiedsrichterin Steinhaus: Zweimal die Rote Karte

**Steinhaus:** Die Zahl steigt, die Nachwuchsarbeit läuft gut. So wie sich der Frauenfußball in Deutschland stark entwickelt hat, wird sich auch der Schiedsrichterbereich bei den Frauen und Mädchen weiterentwickeln. Der Prozess ist nicht aufzuhalten.

INTERVIEW: JÖRG KRAMER

## MEDIKAMENTE

## Hirnschäden durch Ritalin?

Die amphetaminähnliche Psycho- droge Ritalin, mit der hyperaktive und aufmerksamkeitsgestörte Kinder behandelt werden, könnte zu Langzeit- veränderungen im Gehirn führen. Bei einer Untersuchung an Ratten, denen in frühem Lebensalter relativ hohe Dosen des Psychomittels gespritzt wurden, fanden Neurowissenschaftler vom New Yorker Weill Cornell Medical College nicht nur Verhaltensänderungen; sie stellten darüber hinaus in vier wichtigen Hirnregionen der Nager strukturelle und neurochemische Veränderungen fest. Zwar bildeten sich die Spuren im Kopf nach dem Absetzen des Mittels allmählich wieder zurück. Dennoch mahnen die Forscher zu erhöhter Vor- sicht bei der Verschreibung: „Wir ma- chen uns Sorgen über die Langzeitan- wendung von Ritalin“, erklärt Studien- leiterin Teresa Milner, „vor allem dann, wenn sich die Behandlung über Jahre hinzieht.“ Derzeit wird das Psycho- mittel in klinischen Studien sogar schon bei Zwei- bis Dreijährigen getestet.



JON ARNOLD IMAGES / IFA-BILDERTEAM

Campus der Harvard University in Cambridge

## UNIVERSITÄTEN

## Lektion für Harvard

Manch einen erfolgreichen Fondsmana- ger hat die Vermögensverwaltung der Harvard University hervorgebracht. Doch nun hat einer dieser Überflieger der Uni- versität eine schmerzhaft Lektion erteilt. Jeffrey Larson, der als Harvard-Angestellter bis Sommer 2004 mehr als zwölf Jahre lang das Vermögen der Hochschule verwaltete, hat im Juli mal eben 350 Millionen Dollar

verloren, die die elitäre Lehranstalt mit Sitz in Cambridge, Massachusetts, in seine Fir- ma Sowood Capital Management investiert hatte. In seiner alten Position hatte Larson noch maßgeblichen Anteil an der bisher so erfolgreichen Finanzpolitik der Harvard University. Zwischen 1996 und 2006 er- zielten er und seine Kollegen eine durch- schnittliche Jahresrendite von 15,2 Prozent

## ARCHÄOLOGIE

## Behinderte als Menschenopfer

Steinzeitliche Jäger und Sammler in Europa haben vermutlich schon vor rund 20 000 Jahren Menschen rituell geopfert. Das schließt der italienische Archäologe Vincenzo Formicola von der Universität in Pisa aus der „verblüf-

fend hohen Zahl von Gruppenbestat- tungen“ aus dieser Zeit. Bisher hat die Wissenschaft solche Funde meist mit Unglücksfällen oder Seuchen erklärt, die unter den Steinzeitmenschen gras- sierten. Doch nach der Untersuchung

erst kürzlich gefundener Grabstätten in Russland, Tschechien und Italien ist der Archäologe eher vom gewaltsamen Tod der Bestatteten über- zeugt. Da sich in den Gräbern mit mehr als ein- em Skelett, neben un- gewöhnlich reichhaltigen Beigaben, auch auffällig häufig die Überreste körperlich Missgebilde- ter befanden, glaubt Formicola, dass vor allem Gruppenmitglieder mit solchen Auffällig- keiten für den Opfertod ausgewählt wurden.

Gruppengrabstätte in Tschechien

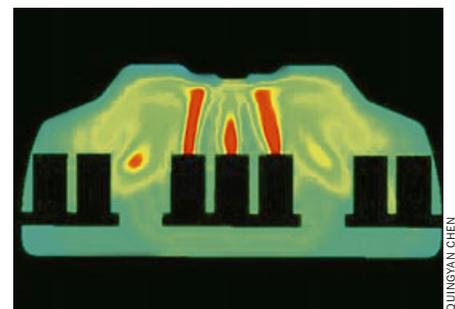


INSTITUTE OF ARCHAEOLOGY/ACADEMY OF SCIENCES OF THE CZECH REPUBLIC

## LUFTFAHRT

## Spürnase gegen Virenschleudern

Künftig soll ein neuartiges Alarm- system Flugpassagiere aufspüren können, die Träger gefährlicher Viren oder Bakterien sind. Qingyan Chen, ein Experte der Purdue University in West Lafayette, Indiana, entwickelte dazu eine chemische Spürnase, die mit mehreren Sensoren und einem speziell für diesen Zweck entwickelten Compu- terprogramm arbeitet. Reagiert einer der Melder auf verdächtige Mitbringsel in der Kabinenluft, kann der Rechner unter Berücksichtigung von Luftbewe-

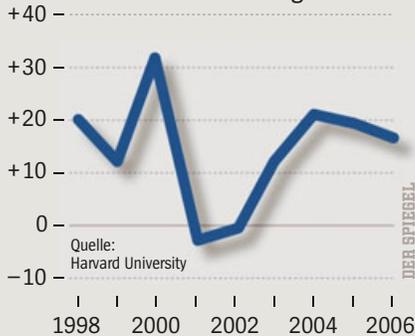


QINGYAN CHEN

Kabine mit Kontaminationsspuren (rot)

## Harvard-University-Stiftungsfonds

Renditeentwicklung in Prozent



– die Grundlage dafür, dass Harvard heute mit einem Vermögen von 29 Milliarden Dollar die reichste Universität der USA ist. Für seine Erfolge erhielt Larson nicht nur Jahresgehälter von bis zu 17,3 Millionen Dollar, sondern später auch hohe Anlage-summen in seine neue Firma. Das geschah zum Verdruss von Harvard-Absolventen, die es für unverhältnismäßig hielten, dass ein Fondsmanager das Vielfache eines Nobelpreisträgers verdient. Nachdem Larsons Firma nun etwa die Hälfte ihres Werts verloren hat, sehen sich seine Gegner bestätigt: Der Fondsmanager sei sein hohes Gehalt offenbar nicht wert gewesen.



Forscher Chen in Kabinennachbau

gungs-, Temperatur- und sonstigen Daten wie in einem rückwärts abge-spielten Film die Quelle ausfindig machen, von der die Spuren stammen. Bei ersten Tests in der Flugzeugkabine hat sich das System bewährt: „Wir können die Herkunft in der Maschine auf plus/minus einen Sitz genau be-stimmen“, erklärt Chen. Die Erfindung soll die rasche Ausbreitung von Seu-chen rund um den Globus verhüten, aber auch vor Chemieattacken durch Terroristen schützen.

## INSEKTEN

### Plaudern vom „Bien“

Bienen sind im Grunde genommen „Säugetiere“, sagt Jürgen Tautz, „nur dass echte Säugetiere eben Milch produzieren und Bienen Gelée royale.“ Anschaulich plaudert Tautz, einer der renommiertesten Bienenforscher Deutschlands, in einem neuen Hörbuch über das „drittichtigste Haustier des Menschen, nach Rind und Schwein“. Voll Begeisterung beschreibt er, wie ein Bienenvolk durch Arbeitsteilung zu einem „Superorganismus“ wird, auch „der Bien“ genannt. Mit trügerisch einfachen Worten erzählt er vieles, was auch manchem Biologen neu sein dürfte, etwa zum Thema Schwänzeltanz. Lange dachte man, dass Bienen Entfernungen abschätzen, indem sie sich am Energieaufwand für den Flug orientieren. Das ist



Bienen im Stock

falsch. In Wirklichkeit werten sie die Bilder aus, die sie im Vorbeiflug sehen. Inhaltlich auf höchstem Niveau der Evo-lutionsforschung, setzt Tautz sprachlich auf menschenlehnende Metaphern: Die Auf-zuchtahrung Gelée royale beschreibt er als „Designfood“, Honig als „Heizöl“, wabenbauende Bienen als „Handwerker, die ihre Ziegel selber ausschwitzen“.

Jürgen Tautz: „Der Bien“. Supposé Verlag, Köln; 2 CDs; 24,80 Euro.

## GESCHICHTE

### US-Präsident als Sklavenhalter

Ein unterirdischer Verbin-dungsgang bringt einen der Gründungsväter der Ver-einigten Staaten von Amerika in Misskredit. Bei Ausgra-bungsarbeiten am einstigen Amtssitz des ersten US-Prä-sidenten George Washington in Philadelphia fanden Archäo-logen einen verborgenen Tun-nel, der offenbar dazu diente, die neun schwarzen Sklaven des Hausherrn ungesehen ins Präsi-dentenhaus hinein- und wieder herauszu-schleusen. Der geheime Zugang war nur ein paar Schritte von den reprä-sentativen Räumen entfernt, in denen der Präsident Ende des 18. Jahrhunderts



General Washington

seine politischen Gäste emp-fing. „Wer den Hort der Frei-heit betritt, muss buchstäblich durch die Hölle der Sklaverei hindurch – darin liegt die Heuchelei, aber auch die Wahrheit dieses Funds“, er-klärt Michael Coard, Anwalt in Philadelphia. Durch die Entdeckung werden die Pla-ner der Stadt in Verlegenheit gebracht, die die Überreste

des Gebäudes zum Bestandteil einer Ausstellung machen wollten. Erwogen wird jetzt, die freigelegten Grundmau-ern einfach wieder zuzuschütten und das Leben im Amtssitz mit unverfäng-lichen Nachbauten darzustellen.



Grundmauern des Präsidentenhauses in Philadelphia

KLIMA

# Eichmaß der Sonnenkraft

Ein Observatorium in Davos misst die Strahlungsenergie der Sonne mit größter Präzision und kalibriert alle Geräte der Welt. Seine Daten beantworten nun eine alte Streitfrage der Klimaforschung: Ist die Sonne schuld an der Erwärmung der Erde? Offensichtlich nicht.

Erhe Carl Dorno sich im Jahr 1942 das Leben nahm, zog er Bilanz: „Nutzlos und sinnwidrig“ sei sein Dasein gewesen – „Es raubt den Mitmenschen Nahrung, Kleidung, Heizung und Wohnung.“ Heute würde er das wohl anders sehen.

Dorno, der wohlhabende Chemiker aus Königsberg, hatte sein Lebensziel verfehlt. Im Schweizer Lungenkurort Davos wollte er untersuchen, wie die Höhensonne Tuberkulose heilen kann. Jahrelang und mit größter Präzision hatte er dazu die verschiedenen Anteile des Sonnenlichts und die Elektrizität der Luft im Hochgebirge vermessen.

Getrieben wurde der Gelehrte mit dem Kaiser-Wilhelm-Bart von der Sorge um seine einzige Tochter. Und als die, all seinen Bemühungen zum Trotz, an Tuberkulose gestorben war, wollte er zumindest das Heer der blassen, blutspuckenden Kranken retten, das die Sanatorien in Davos bevölkerte.

Dorno ist eine tragische Figur der Wissenschaftsgeschichte. Das hochinfektiöse Übel seiner Zeit vermochte er nicht auszurotten. Dafür legte er aber den Grundstein zum Verständnis eines der drängenden Probleme der Gegenwart: des

Treibhauseffekts. „Dorno ist Pionier der Strahlungsklimatologie“, sagt Claus Fröhlich. „Wissen tun das heute aber nur noch wenige.“

Fröhlich war lange Zeit Leiter jenes Instituts, das Carl Dorno vor genau hundert Jahren gründete, des Physikalisch-Meteorologischen Observatoriums in Davos. Akribisch hat er die alten handschriftlichen Zahlenkolonnen des verstorbenen Forschers ausgewertet: UV-Strahlung, Infrarotwellen, Ortshelligkeit.

Er hat sie damit dem Vergessen entrisen. Denn seit die Tuberkulose dank der Antibiotika heilbar ist, interessierte sich kaum noch jemand für Dornos Strahlungsprotokolle: Erst in jüngster Zeit hat sich an der Sonne wieder ein erbitterter Streit um eine Schicksalsfrage der Menschheit entzündet: Heizen die Industrieabgase die Erde auf, oder ist daran möglicherweise die Sonne schuld?

Unter Mithilfe des Vordenkers Dorno ist sich Fröhlich seiner Antwort mittlerweile sicher. Gerade hat er eine Untersuchung veröffentlicht, die den seit Jahrzehnten schwelenden Streit endgültig entscheiden dürfte. „Es ist, als würde sich Dornos Forscherleben endlich erfüllen“, sagt Fröhlich.

Der 70-Jährige steht gemeinsam mit Werner Schmutz, 54, dem amtierenden Direktor, auf dem Dach des Observatoriums, das mittlerweile in die ehemalige Dorfschule von Davos umgezogen ist. Auf dem Dachfirst sind zwei Dutzend pilzförmige Messinstrumente befestigt. Einige der melonengroßen Geräte drehen sich kaum merklich mit dem Stand der Sonne. Von Ventilatoren gekühlt, fangen sie die Strahlen des Zentralgestirns in einer Lichtfalle ein.

Für die vielen Touristen am Ort sind die Geräte auf dem Dach der einzige weithin sichtbare Hinweis darauf, dass sich in dem braunen, dreistöckigen Gründerzeithaus eines der weltweit bedeutendsten Institute zur Sonnenforschung verbirgt. Das Observatorium dient der Weltorganisation für Meteorologie als World Radiation Center.

„Die Instrumente hier“, sagt Schmutz, „lassen sich mit dem Ur-Kilo in Paris vergleichen.“ Wie dieses als Referenzgewicht für die Normierung aller Waagen dient, steht in Davos das Eichmaß für die Kraft der Sonne.

Sämtliche Geräte weltweit, die der solaren Strahlungsmessung dienen, müssen sich in ihrer Genauigkeit an der Kalibrierungsanlage in der alten Davoser Dorfschule messen. Alle fünf Jahre vollzieht sich deshalb auf dem Pausenhof das immergleiche Ritual: Meteorologen und Sonnenforscher aus der ganzen Welt reisen mit ihren Gerätschaften an, bauen sie auf langen Tischreihen auf und richten sie in die klare Höhensonne der Schweizer Alpen.

Daneben steht die eidgenössische Kalibrierungsapparatur. Sechs darauf festgeschraubte Instrumente messen die Sonnenstrahlung. „Am Ende nehmen wir den Mittelwert aus diesen sechs Geräten. Und der ist dann die Wahrheit“, sagt Schmutz.

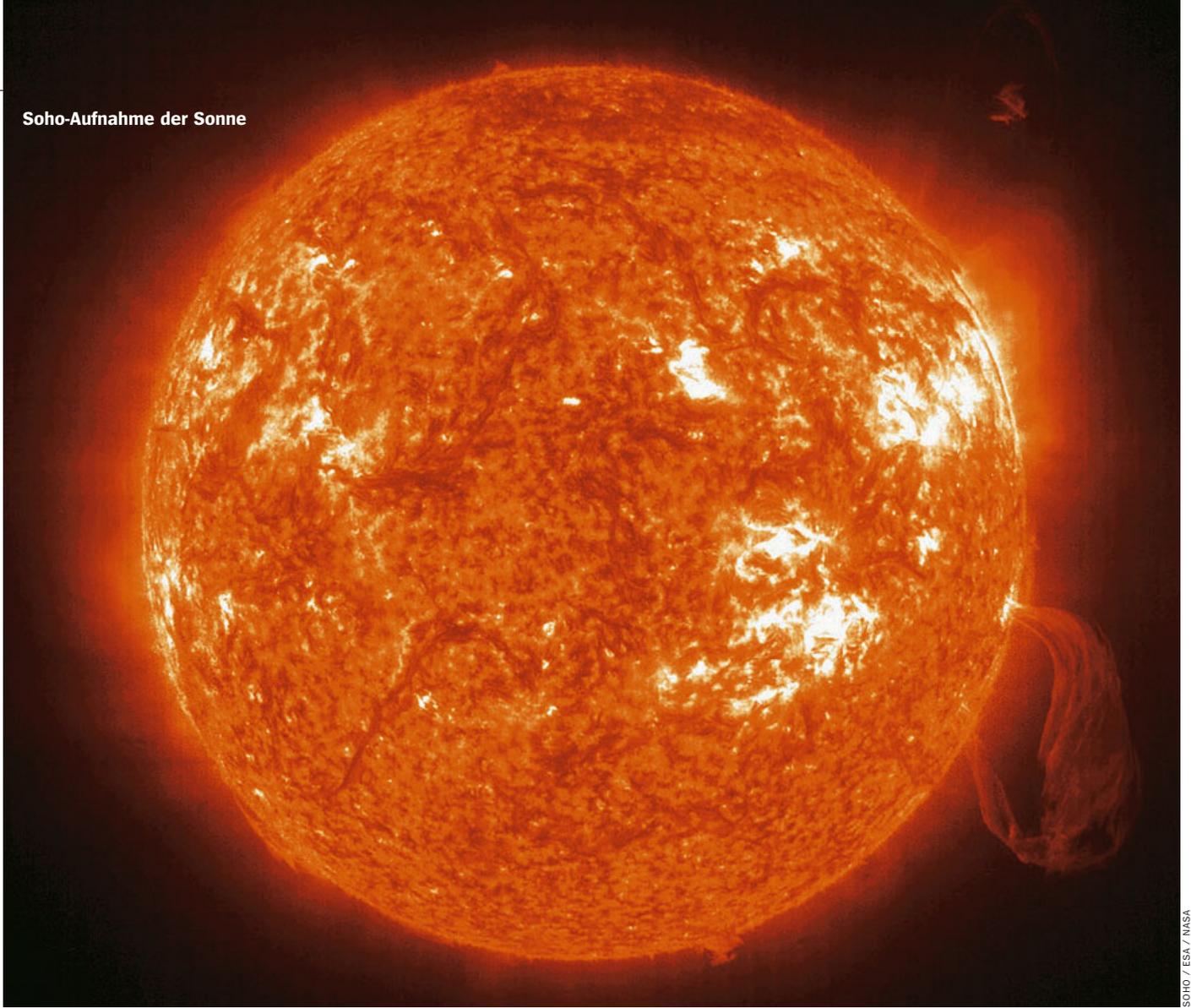
Die Davoser Sonnenvermesser sind verliebt in die Präzision. Ganz in der Tradition Dornos feilen sie am optimalen Design der Lichtfallen. Das verleiht ihren Daten Autorität und ihrem Urteil Gewicht.

Von der breiten Öffentlichkeit praktisch unbemerkt, gelang dem Institut vor knapp zwei Jahren der erste, direkt gemessene Beweis dafür, dass der Treibhauseffekt auf der Erde tatsächlich zunimmt: Zehn Messstationen, die höchstgelegene davon auf

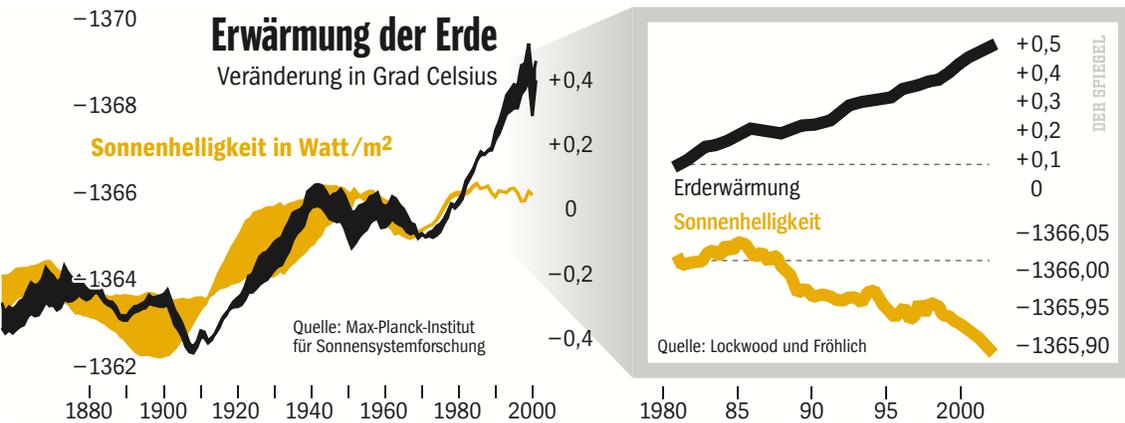


Sonnenforscher Fröhlich, Schmutz: Die Gesetze des Gebrodels verstehen

JOS SCHMID



SOHO / ESA / NASA



**Die Sonnenhelligkeit** ließ sich bis zum Beginn exakter Satellitenmessungen ab den 60er Jahren nur ungenau bestimmen. Lange schien sie weitgehend im Gleichtakt mit der globalen Temperatur zu schwanken. Seit den 80er Jahren jedoch gehen die beiden Kurven auseinander, weswegen die Sonne als Erklärung für die derzeitige Erderwärmung ausscheidet.

dem Jungfraujoch, zeichneten über zehn Jahre die infrarote Strahlung auf, die vom Kohlendioxid und den anderen Treibhausgasen in der Erdatmosphäre zurückgehalten wird.

Nur gut 30 Menschen arbeiten in den Klassenräumen der alten Schule. Dort haben sie beispielsweise ultrapräzise Strahlungsmesser konzipiert, die auf großen Weltraummissionen mitreisen. Nach Fröhlichs Plänen entstanden im Reinraumlabor auf dem Dachboden Teile eines Messgeräts namens Virgo.

Seit fast zwölf Jahren beobachtet es auf der Sonde Soho die Sonne. Im Dezember soll ein weiteres Instrument von der US-Raumfähre „Atlantis“ zur Raumstation ISS transportiert werden.

Spektakuläre Bilder vom brodelnden Flammenmeer auf der Sonnenoberfläche hat Soho zur Erde gefunkt. Detailgenau hat der Satellit die glühenden Gasfontänen vermessen, die der Gasball mitunter Hunderttausende Kilometer weit ins All schleudert.

Und doch ist den Forschern noch immer vieles, was sich auf der Sonne voll-

zieht, mysteriös geblieben. „Ich komme mir manchmal vor wie ein Dermatologe“, flucht Fröhlich. Soho sehe nur auf die Hülle des Sterns; in dessen einige Millionen Grad heißes Innere jedoch dringe der Blick des Satelliten nicht tief genug ein, um die Gesetze des Gebrodels zu verstehen.

Die grobe Physik ist zwar klar: Wasserstoffkerne fusionieren im Zentrum der Sonne zu Helium. Dabei geht Masse verloren, die sich nach der alten Einstein-Formel  $E=mc^2$  in Energie verwandelt. Enorme Hitze wird so freigesetzt und wan-

dert durch die Konvektionszone ganz allmählich nach außen. „Bis die Energie an die Oberfläche gelangt, dauert es Zehntausende Jahre“, sagt Fröhlich. Der zähe Hitzestrom erzeugt gewaltige Turbulenzen. Die Folge: Die abgestrahlte Energie variiert.

„Verantwortlich dafür sind Phänomene, die wir größtenteils beschreiben, aber leider nicht wirklich befriedigend erklären können“, so Fröhlich. Eines davon sind die dunklen Flecken, die sich sogar mit einem einfachen Teleskop gut beobachten lassen. Je mehr dieser Muttermale sich auf der lodernen Oberfläche der Sonne zeigen, desto mehr Energie schickt sie auf die Erde. „Dass das so ist, das wissen wir“, sagt Fröhlich, „aber warum ...“

Statt den Satz zu beenden, zuckt der Forscher mit den Schultern und kraut sich den weißen, üppig wuchernden Vollbart, der ihm, wenn sich hier in Davos die Großen dieser Erde zum Weltwirtschafts-

forum versammeln, immer wieder das Misstrauen der Polizisten eingetragen hat, weil sie ihn für einen Globalisierungsgegner halten.

Über Jahrtausende hin sei die Klimageschichte bestimmt gewesen von unverständlichen Launen der Sonne, sagt Fröhlich. Und das sei ja auch nicht verwunderlich: „Schließlich stammen fast hundert Prozent aller Energie auf der Erde von der Sonne.“

Etwa 1,37 Kilowatt pro Quadratmeter mache das aus, „mal ein bisschen mehr, mal ein bisschen weniger“ – und dieses „bisschen“ kann große Folgen haben. Die sogenannte kleine Eiszeit des 17. Jahrhunderts zum Beispiel war so ein Betriebs-

unfall der vorindustriellen Klimageschichte. Aus alten Aufzeichnungen ist bekannt, dass es damals kaum Sonnenflecken gab. Nordeuropa verwandelte sich in eine Eistruhe.

Das französische Heer marschierte auf zugefrorenen Flüssen und Kanälen durch die Niederlande; die New Yorker spazierten über den Hudson River; und die Venezianer liefen auf ihrer Lagune Schlittschuh.

Drei Mechanismen haben die Forscher ausgemacht, wie das Geschehen auf dem fernen Zentralgestirn das Klimageschehen auf der Erde beeinflussen könnte: Zunächst ist da die Gesamtstrahlungsmenge, die mit der Aktivität der Sonne variiert. Für sie scheint die Zahl der Sonnenflecken ein recht guter Indikator zu sein.

Wesentlich stärker als die Gesamtstrahlung jedoch verändert sich der ultraviolette Bestandteil des Sonnenlichts. Die

system nieder. Geschützt wird die Erde unter anderem vom sogenannten Sonnenwind.

Dabei gilt: Je aktiver die Sonne, desto besser schirmt dieser Wind den Globus ab. Ist die Sonne hingegen schwach, so hämmern die kosmischen Teilchen viel stärker auf die Erdatmosphäre ein. Wie genau sich dies aufs Erdklima auswirkt, ist nicht klar. Als möglich gilt, dass die kosmische Strahlung die Luft in den unteren Atmosphärenschichten derart auflädt, dass sich mehr Kondensationskeime bilden, die wiederum kühlende Wolken entstehen lassen.

All dies, so glaubten einige Forscher, könnte völlig ausreichen, um die Launen des Erdklimas zu erklären. Vor allem die beiden dänischen Physiker Henrik Svensmark und Eigil Friis-Christensen bezweifelten öffentlich, dass der Klimawandel menschengemacht ist. Sie berufen sich darauf, dass die Fieberkurve der Erde sich in auffälligem Einklang mit der Intensität der Sonneneinstrahlung verändert habe.

Die Sonnentheorie war eine Kernthese der TV-Dokumentation „Der Klimaschwindel“, einer polemischen Replik auf den Dokumentarfilm „Eine unbequeme Wahrheit“ mit dem amerikanischen Ex-Vizepräsidenten Al Gore.

Die Messdaten der vergangenen 20 Jahre aus Davos jedoch lassen die Argumentation der streitbaren Dänen nun in sich zusammenbrechen. Denn unzweifelhaft offenbaren sie: Derzeit bewegt sich die Aktivität der Sonne auf ein Minimum zu. „Auf der Erde messen wir mit dem Thermometer aber genau das Gegenteil“, sagt Fröhlich, „die globale Temperatur nimmt zu.“ Das lasse nur einen Schluss zu: Nicht die Sonne, sondern der Mensch steckt hinter der Erwärmung.

Aber wird das auch für alle Zeiten gelten? Fröhlich und Schmutz, der alte und der neue Direktor des Davoser Observatoriums, halten nicht viel von Spekulationen. Aus der Rekonstruktion der Sonnenaktivität vergangener Jahrhunderte, gewonnen aus Baumringen und Eiskernen, glauben einige Astrophysiker, einen 200-Jahres-Zyklus ausgemacht zu haben. Nach kurzen Phasen hoher Aktivität gehe der Sonne plötzlich die Puste aus.

Einen regelrechten Sonnenflecken-Crash erwarten sie und glauben, das könne der Menschheit womöglich ein wenig Zeit verschaffen, Maßnahmen gegen die weitere Erwärmung der Atmosphäre zu ergreifen.

Die beiden Eidgenossen können ihren Spott über solche Orakel kaum verbergen. „Ich bin überzeugt, dass die eine oder die andere Vorhersage der vielen Theorien eintreffen wird“, sagt Schmutz, und Fröhlich sekundiert: „Ganz genau. Wir wissen eben nur noch nicht, welche der hundert Theorien es am Ende ist.“

GERALD TRAUFFETTER



**Kalibrierungstreffen in Davos:** Im Pausenhof der Dorfschule das immergleiche Ritual

Davoser Messgeräte, die ihn aufzeichnen, zeigen ein ungestümes Auf und Ab: „Die UV-Strahlung schwankt mitunter zehnmals stärker als die Gesamtintensität der Sonne“, sagt Direktor Schmutz.

Zwar heizt UV-Licht die Erde nicht direkt auf. Dafür aber beeinflusst es die chemischen Prozesse in der Atmosphäre. Dadurch verändert sich der Strom warmer Luft vom Äquator hin zu den Erdpolen, was im Wettergeschehen Spuren hinterlassen kann.

Eine dritte mögliche Einflussgröße auf das Erdklima könnte die kosmische Strahlung sein, die aus den Tiefen des Alls stammt. Wie ein Orkan prasseln hochenergetische Protonen auf das Sonnen-

# Schöpfung im Taschenformat

Im Lausitzer Kohlerevier liegt ein Paradies für Geoforscher: Auf sechs Hektar Versuchsfläche wollen sie ergründen, wie ein Ökosystem vom Punkt null an entsteht.

Die nagelneue Asphaltstraße rund 20 Kilometer südlich von Cottbus verläuft buchstäblich im Sande. Mitten im Braunkohlentagebau Welzow-Süd endet die Piste auf einmal im Nirgendwo, weit und breit ist nichts als staubtrockener märkischer Sand. Werner Gerwin, Geoökologe von der Brandenburgischen Technischen Universität (BTU) Cottbus, parkt den Uni-Kleinbus neben einem Drahtgitter.

Der Zaun umgrenzt Gerwins neue Forschungsstätte, eine rund 60 000 Quadratmeter große Fläche aus gelbbraunem Sand, aus der nur hier und da ein paar Pflänzchen ragen. Am unteren Ende glitzert ein kleiner Tümpel in der Sonne.

Was Laien wie ein trostloses Stück Ödland inmitten einer von Kohlebaggern zerfurchten Landschaft erscheinen mag, ist für Gerwin und seine Kollegen ein Forscherparadies. Die Entwicklungen auf der Versuchsfläche sollen eine der großen Fragen der Geo- und Biowissenschaften beantworten: Wie entsteht ein Ökosystem?

Zwar ist seit langem bekannt, welche Faktoren etwa die zeitliche Aufeinanderfolge von Pflanzen und Tieren im gemeinsamen Lebensraum bestimmen oder welche Bodenvoraussetzungen bestimmte Gewächse begünstigen. Doch in den allermeisten Fällen stehen den Forschern nur Ökosysteme zur Verfügung, die bereits seit Jahrhunderten existieren. „Über die initiale Phase wissen wir sehr wenig“, erklärt Gerwin. „Dabei vermuten wir, dass gerade dieser Zeitraum entscheidend für jede weitere Entwicklung ist – auch noch Jahrhunderte später.“

Ihre Versuchsfläche haben die Forscher daher praktisch zurück auf null gesetzt – die rund drei Meter tiefen Sandschichten entsprechen in etwa den Bodenverhältnissen nach der letzten Eiszeit vor mehr als 10 000 Jahren. Darunter begrenzt eine Tonschicht den Sandkörper, so dass das Grundwasser nicht versickern kann. „Ein künstliches Wassereinzugsgebiet in dieser Größe ist weltweit einmalig“, schwärmt



Datenerhebung auf der Lausitzer Forschungsstätte: Boden wie nach der Eiszeit

Gerwins Kollege Wolfgang Schaaf, Bodenkundler an der BTU.

Vor kurzem hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft 5,5 Millionen Euro für die erste Phase eines auf zwölf Jahre angelegten Sonderforschungsbereichs (SFB) bewilligt, an dem auch Wissenschaftler der TU München und der ETH Zürich beteiligt sind. Rund 50 Geoökologen, Pflanzenkundler und Hydrologen werden künftig in der Lausitz Bodenproben nehmen, Wasseranalysen durchführen und Pflanzen katalogisieren.

Für sie alle bietet das Welzower Neuland eine einmalige Gelegenheit: Von Anfang an lässt sich ein Ökosystem meist nur nach Naturkatastrophen erforschen, wenn etwa ein Vulkanausbruch das Leben in einer Region auslöscht wie im Gebiet des Mount St. Helens im US-Bundesstaat Washington – ein weiteres Dorado der Ökosystemforscher. Seltener noch sind Glücksfälle wie die Vulkaninsel Surtsey, die sich im Jahr 1963 vor Island aus dem Nordatlantik hob – gleichsam in ökologisch jungfräulichem Zustand.

Der Welzower Tagebau kommt, immerhin, einer Naturkatastrophe ziemlich nahe. Kilometer um Kilometer graben sich die Schaufelradbagger durch die Niederlausitz; wo die Kohleförderung abgeschlossen ist, klaffen nur noch gigantische Krater.

Gerade die zerstörerischen Bagger aber waren es, die ein Projekt wie den Cottbuser SFB erst möglich machten. Nach den Vorgaben der Wissenschaftler beförderten die Großgeräte der Vattenfall Europe Mining AG die Sandmassen auf die Versuchsfläche, schufen ein exakt vorgegebenes Gefälle und eine Kuhle für den See. Der

Energiekonzern ist selbst an den Erkenntnissen der Geoforscher interessiert, denn sie erleichtern die Rekultivierung – und die Kohleförderer sind laut Gesetz verpflichtet, die Landschaft nach ihrer Arbeit wieder instand zu setzen.

Seit Ende 2005 vollzieht sich im Welzower Tagebau nun eine Art Schöpfung im Taschenformat. Der Startschuss für die Forscher fiel Anfang Juli, als der neue SFB offiziell seine Arbeit aufnehmen konnte. „Wir beobachten praktisch im Zeitraffer, wie sich die Anfänge eines Ökosystems entwickeln“, erklärt Wissenschaftler Gerwin. Denn heute ist das Klima weniger lebensfeindlich als am Ende der Eiszeit, zudem wehen von benachbarten Feldern und Wiesen Samen auf die Versuchsfläche, so dass bereits mehr als 70 Pflanzenarten auf dem kargen Boden siedeln.

Auch die Prozesse, für die sich die Münchner Bodenkundlerin Ingrid Kögel-Knabner interessiert, sind schon im Gange. Sie erforscht die Bildung von Humus, dem nährstoffreichen Boden, der unter anderem durch Verwitterung von Pflanzenresten entsteht. „In einem weiterentwickelten Boden leben Millionen Organismen und Tausende Arten“, erklärt die Professorin, „jetzt können wir sehen, welche zuerst da sind und die Bodenbildungsprozesse in der Anfangsphase steuern.“

Ein weiteres Ziel der Geoforscher: Sie wollen ihre Daten in Ökosystem-Modellierungsprogramme einpeisen und damit deren Prognosen präzisieren. Vor allem das Wasser verhält sich oft anders, als es Computersimulationen vorhersagen: „Da wird eine Fläche, die eigentlich als Wiese geplant ist, schon mal zum Feuchtgebiet“, erklärt Wissenschaftler Schaaf.

Eine der ersten höheren Lebensformen, die das neue Ökosystem schon heute besiedeln, hätte wohl keine Simulation vorausgesagt: In den Mini-Teich ist gerade ein Frosch eingezogen.

JULIA KOCH

SPIEGEL - GESPRÄCH

# „Wissen, wie Doktoren ticken“

Der amerikanische Mediziner und Autor Jerome Groopman über ärztliche Fehldiagnosen, typische Denkfehler im klinischen Alltag und seine größte Panne als Arzt

**SPIEGEL:** Doktor Groopman, stellen Sie sich vor, einer Ihrer Patienten klagt über schwere Rückenschmerzen. Zwei Orthopäden haben ihm schon völlig unterschiedliche Diagnosen bescheinigt. Wie finden Sie raus, was wirklich los ist mit ihm?

**Groopman:** Die Befunde der Kollegen will ich gar nicht hören. Was ich brauche, ist die Hilfe des Patienten selbst. Er muss mir seine Krankengeschichte erzählen, und zwar in allen Einzelheiten. Der bekannte Arzt William Osler hat sinngemäß gesagt: Wir müssen nur dem Patienten zuhören, dann verrät er uns die Diagnose.

**SPIEGEL:** Ein Professor der Harvard Medical School braucht also die Hilfe eines medizinisch völlig unkundigen Patienten?

**Groopman:** Ja, denn der kennt seinen Körper besser als jeder Arzt. Seine Krankengeschichte birgt die entscheidenden Informationen – diese muss ich heraushören, um verstehen zu können, was ihm fehlt.

**SPIEGEL:** Nun sind Sie aber nicht nur Arzt, sondern auch Patient. Während wir reden, liegen Sie rücklings auf dem Teppich und haben die Beine angewinkelt ...

**Groopman:** ... weil ich meinen Rücken schonen will. Ja, ich hatte einen heftigen Schmerzanfall, nachdem ich einige sehr ungestüme Turnübungen gemacht habe.

**SPIEGEL:** Was für Übungen?

**Groopman:** Die Füße waren fixiert, und ich habe den Körper auf und ab gebeugt. Ich fühlte mich großartig – bis am nächsten Tag der Schmerz explodierte. Ich habe eine lange Vorgeschichte mit Rückenschmerzen aufgrund verunglückter Operationen, und diese Gymnastik war eine Torheit.

**SPIEGEL:** Das klingt, als hätten Sie längst eine Selbstdiagnose gestellt ...

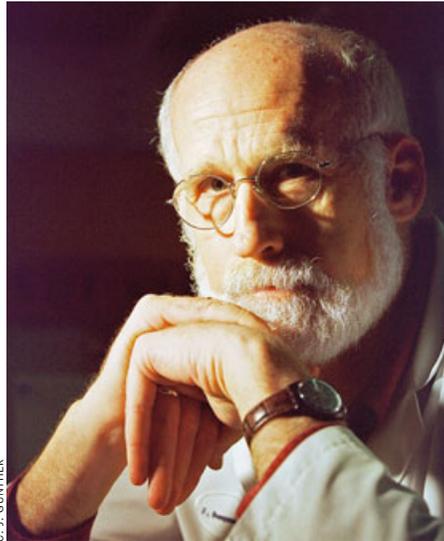
**Groopman:** ... was jeder macht!

**SPIEGEL:** Mitunter reagieren Mediziner aber genervt, wenn sie vom Patienten die angeblichen Ursachen ihrer Beschwerden gleich mitgeliefert bekommen.

**Groopman:** Zugegeben, einige Ärzte wollen das nicht hören, weil sie um ihre Autorität fürchten. Aber ich glaube: Alles, was der Patient sagt, ist wertvoll, ganz gleich, ob es sich am Ende als richtig erweist oder nicht.

**SPIEGEL:** Sie scheinen nicht nur wegen Ihres Rückens Ärzte aufzusuchen. An der rechten Hand tragen Sie auch noch eine Manschette. Wieso?

**Groopman:** Ich hatte schon länger Probleme, weil ich immer falsch auf meinem



## Jerome Groopman

ist Krebs- und Aidsforscher an der Harvard Medical School in Boston und Reporter des Magazins „The New Yorker“. In seinem neuen Buch „How Doctors Think“ (Wie Ärzte denken), das bei Houghton Mifflin in New York erscheint, berichtet er, wie ärztliche Denkfehler und Trugschlüsse zu Fehldiagnosen führen. In einer Offenheit, wie sie sonst im Medizinbetrieb kaum zu finden ist, schildert Groopman, 55, erschreckende Fälle aus dem klinischen Alltag und beschreibt, wie sich Patienten vor Ärztefehlern schützen können.

Computer getippt habe. Dann hat mir im Schwimmbad ein Kraulschwimmer aus Versehen eine Art Karateschlag gegen die Hand verpasst. Einige Monate später schließlich wollte ich in unserer Klinik einer älteren Dame die Aufzugtür aufhalten. Aber die Lichtschranke reagierte nicht mehr, die Tür ging zu. Meine Hand hat furchtbar weh getan und war kaum mehr zu gebrauchen. Ich habe sechs renommierte Handchirurgen aufgesucht – und vier verschiedene Meinungen gehört.

**SPIEGEL:** Sie zählen zu den bekanntesten Ärzten in den USA. Da sollte man annehmen, dass sich Ihre Kollegen bei Ihnen besondere Mühe geben.

**Groopman:** Trotzdem gehören Irrtümer zum klinischen Alltag: Jeder Doktor sah mein Problem auf seine Weise. Der erste Chirurg räumte anfangs ein, er wisse nicht,

warum meine Hand nicht besser wird – das war wenigstens ehrlich. Aber dann, aus Frustration oder warum auch sonst, erfand er plötzlich eine Diagnose.

**SPIEGEL:** Er erfand sie?

**Groopman:** Ja. Er behauptete, ich hätte eine hyperreaktive Synovialis, also eine empfindliche Gelenkinnenhaut. Man muss nicht Harvard-Professor sein, um herauszubekommen, dass es so eine Krankheit gar nicht gibt. Aber mein Arzt bestand darauf – und wollte meine Gelenkinnenhaut sogar chirurgisch abziehen!

**SPIEGEL:** Das klingt ja, als müsste man sich vor seinem Arzt fürchten.

**Groopman:** Zumindest sollten Sie sich vor seinen vorschnellen Urteilen hüten. Außerdem sollte alles, was der Arzt Ihnen sagt, einen Sinn ergeben. Alles lässt sich so erklären, dass es ein halbwegs intelligenter Mensch versteht. Ich lasse mich nur von jemandem aufschneiden, der eine ganz genaue Vorstellung davon hat, was mir fehlt.

**SPIEGEL:** Haben Sie diesen Doktor am Ende gefunden?

**Groopman:** Erst der vierte Arzt hat erkannt, dass ein Band zwischen zwei Knochen kaputt war. Im Kernspin war das gar nicht zu erkennen. Aber er zeigte es mir, indem er von meiner geballten Faust ein stinknormales Röntgenbild anfertigte. Ich habe mir diese Diagnose von zwei Ärzten bestätigen lassen und dann einer Operation zugestimmt. Dadurch ist die Hand um 80 Prozent besser geworden.

**SPIEGEL:** In Ihrem Buch ergründen Sie, warum Fehldiagnosen überhaupt entstehen können. Wie viele ärztliche Kollegen haben Sie dazu befragt?

**Groopman:** Knapp hundert, darunter Spezialisten aus Uni-Kliniken ebenso wie Hausärzte, die in Indianerreservaten oder Innenstadt-Ghettos Dienst tun.

**SPIEGEL:** Wie haben Sie Ihre Kollegen denn dazu gekriegt, über ihre eigenen Pannen zu plaudern?

**Groopman:** Zunächst habe ich sie gefragt, ob sie eigentlich wissen, wie sie als Ärzte ihre Urteile bilden – sie konnten es mir meist nicht erklären. Erst dann kam ich auf Fehldiagnosen zu sprechen und versprach: Die schlimmsten Beispiele in meinem Buch werden meine eigenen Fehler sein.

**SPIEGEL:** Erzählen Sie! Was war Ihr größter Fehler?

**Groopman:** Als junger Arzt im Massachusetts General Hospital hatte ich es mit einer

älteren Frau zu tun. Dauernd klagte sie über Schmerzen in der Brust; ihre Stimme klang, als kratzte man mit einem Nagel über eine Kreidetafel. Ich war bald überzeugt, eine Nörglerin, eine eingebildete Kranke vor mir zu haben. Ein paar Wochen später rief man mich in die Notaufnahme: Meine Patientin hatte einen Riss in der großen Arterie, die das Blut vom Herzen in den Körper leitet. Sie ist gestorben. Bei frühzeitiger Diagnose wäre sie womöglich zu retten gewesen.

Meister. Die angehenden Ärzte beobachten, was der tut, und dürfen manchmal mit ihm reden. Doch wie es zu Irrtümern und Trugschlüssen kommt, das ist nicht Teil der Ausbildung. Dabei gibt es einen eigenen neuen Zweig der Kognitionsforschung, der sich ganz speziell mit Denkfehlern beschäftigt.

**SPIEGEL:** Was ist ein typischer Denkfehler?  
**Groopman:** Nehmen Sie zum Beispiel folgenden Fall: Die Praxis meines Kollegen

rückzuführen, ist groß. Eine 55 Jahre alte Frau etwa lief von Doktor zu Doktor, weil sie zitterte und ihr Gesicht wie bei einem Fieberanfall glühte. Ihre ersten drei Ärzte sagten sogleich: typisch, die Wechseljahre. Die Frau blieb zwar dabei: Sie fühle sich so komisch und seltsam nervös. Die Ärzte aber sahen die Klagen nur als Bestätigung ihrer Hypothese. Erst die vierte Ärztin fragte sich, ob es sich nicht um mehr als bloße Wechseljahresbeschwerden handeln



RAINER WEISFLOG

**Ärztbesprechung (in Cottbus):** „Manch ein Radiologe behauptet von sich, nach nur einem Blick aufs Röntgenbild zu wissen, was los ist“

**SPIEGEL:** Und diese eigene Verfehlung haben Sie als Eisbrecher benutzt?

**Groopman:** Ja, und zwar recht erfolgreich. Ich durfte fast alle Kollegen mit richtigem Namen nennen. Ich glaube, jedem der Ärzte wurde bewusst, dass er schon fehlerhafte Diagnosen gestellt hat. Die meisten entstehen nicht etwa durch technische Pannen, sondern durch Denkfehler.

**SPIEGEL:** Sie behaupten, rund 15 Prozent aller Diagnosen seien falsch ...

**Groopman:** ... ja, und zwar in den USA wie in Europa. Eine der Studien kommt zum Beispiel aus München.

**SPIEGEL:** Und worin sehen Sie die Ursache dieser hohen Fehlerquote?

**Groopman:** Vor allem im Ausbildungssystem. Ganz gleich in welchem Land, überall gibt es einen älteren Doktor als eine Art

Harrison Alter im Hospital von Tuba City in Arizona war während einer Grippeepidemie voll mit Grippekranken, als sich eine ältere Navajo-Indianerin vorstellte. Sie erzählte, es gehe ihr gar nicht gut, obwohl sie schon ein paar Aspirin genommen habe. Das Röntgenbild der Lunge und die Bluttests waren unauffällig, trotzdem diagnostizierte Kollege Alter eine Grippe – weil er den ganzen Tag Grippepatienten gesehen hatte. Zwei Stunden nach der Aufnahme im Krankenhaus stellte ein anderer Arzt fest: Die Frau litt unter einer akuten Aspirinvergiftung; wie sich herausstellte, hatte sie nicht ein paar, sondern 30 Pillen in kurzer Zeit geschluckt!

**SPIEGEL:** Und so etwas kommt häufig vor?

**Groopman:** Die Gefahr, Symptome überflink auf eine naheliegende Ursache zu-

könnte. Sie veranlasste einen Bluttest und ein Computertomogramm – und fand über der linken Niere ein Phäochromozytom, einen seltenen Tumor, der Adrenalin und andere Katecholamine herstellt. Diese Stoffe haben die Frau so aufgeputscht.

**SPIEGEL:** Malcom Gladwell, wie Sie Autor des Magazins „The New Yorker“, feiert in seinem Bestseller „Blink“ die Vorzüge der Intuition: Demnach sei es oft richtig, seiner ersten Eingebung zu folgen.

**Groopman:** Ja, ich weiß. Manch ein Radiologe behauptet von sich, nach nur einem Blick aufs Röntgenbild zu wissen, was los ist! Aber wissenschaftliche Daten zeigen, dass man schwere Fehler begehen kann, wenn man darauf verzichtet, ein Röntgenbild systematisch auszuwerten. In der Medizin mag Intuition wichtig sein – aber man



Mediziner-Vorlesung (in Leipzig): „Wie es zu Irrtümern kommt, ist nicht Teil der Ausbildung“

sollte auch zurücktreten können und sie hinterfragen.

**SPIEGEL:** Mitunter entlassen Doktoren einen Patienten mit den Worten: So etwas gibt es immer wieder mal. Wie sollte sich der betroffene Patient verhalten?

**Groopman:** Es stimmt, diesen Spruch gibt es viel zu oft zu hören. Kein Patient sollte sich damit zufriedengeben, denn diese Floskel erklärt natürlich nichts und bedeutet, dass jeder das Denken einstellen soll. So war es auch, als ein Zehnjähriger Junge mit schlimmen Schmerzen zum Kinderarzt kam: Ein Spielkamerad war huckepack auf seinen Rücken gesprungen. Nix Schlimmes, sagte der Doktor, das komme vor. Ein anderer Arzt fand sich damit nicht ab und ließ das Rückgrat röntgen: Es waren vier Brüche zu sehen. Der Junge hatte akute lymphatische Leukämie. Seine Wirbel waren dadurch so geschwächt, dass sie beim Huckepack-Spiel zerbarsten.

**SPIEGEL:** Sie empfehlen also, im Zweifel den Arzt zu wechseln?

**Groopman:** Das kann nötig sein. Hier in Boston ist eine Frau in einem Zeitraum von 15 Jahren zu mehr als 30 Ärzten gelaufen. Sie magerte zusehends ab. Die Ärzte haben ihr eine Essstörung bescheinigt und am Ende sogar unterstellt, sie erbreche sich heimlich. Erst die letzte Ärztin nahm sie beim Wort und suchte nach einer Ursache. Es stellte sich heraus, dass die Frau unter Zöliakie litt: Sie war allergisch gegen Gluten, das in vielen Lebensmitteln vorkommt. Dieses Schicksal zeigt doch, dass der Patient dem Dok-

tor klarmachen muss: Ich sage die Wahrheit und will von Ihnen ernst genommen werden.

**SPIEGEL:** Was aber soll man tun, wenn der Arzt weiterhin auf Durchzug stellt?

**Groopman:** Ich würde das ansprechen und sagen, die Chemie zwischen uns ist nicht gut. Die meisten Ärzte wollen ja gute Arbeit leisten und von ihren Patienten gemocht werden.

**SPIEGEL:** Nun sind aber umgekehrt bei etwa 40 Prozent der Menschen, die zum Arzt laufen, wirklich keine organischen Leiden feststellbar. Was machen Sie mit einer Frau, die, nach Lektüre eines entsprechenden Artikels in einem Apothekenblättchen, nicht davon abzubringen ist, an einer Infektion wie Brucellose zu leiden?

**Groopman:** Ich würde mich mit der Frau zusammensetzen und ihr anhand der Laborbefunde erklären, warum sie keine Brucellose haben kann. Ich würde ihr auch die leeren Kulturschalen und andere Beweise zeigen. Es gibt Menschen, die regelrecht davon besessen sind, dass sie an irgendeinem Leiden erkrankt sind. Sie brauchen Hilfe, und der erste Schritt ist,



Groopman beim SPIEGEL-Gespräch\*  
„Wir nehmen Abkürzungen beim Denken“

dass ihnen der Hausarzt erklärt, warum sie nicht krank sind.

**SPIEGEL:** Brauchen die betroffenen Menschen psychologische Hilfe?

**Groopman:** Häufig ja.

**SPIEGEL:** Eine psychiatrische Diagnose ist aber das Letzte, was diese Leute wollen.

**Groopman:** Das stimmt. Trotzdem kann man versuchen, ihnen zu erklären, dass sie sich das Leben durch unnötige Sorgen vermiesen und dass ein Psychologe oder Psychiater helfen könnte.

**SPIEGEL:** Von den Denkfehlern einmal abgesehen, gibt es andere Gründe, die Fehldiagnosen befördern?

**Groopman:** Finanzielle Anreize können eine wichtige Rolle spielen. Mit den Rückenoperationen zum Beispiel ist es ein De-facto: Allenfalls ein bis zwei Prozent aller Menschen mit Kreuzschmerzen benötigen eine Fusionsoperation ...

**SPIEGEL:** ... bei der die Wirbelkörper mit Stangen und Schrauben miteinander verbunden werden.

**Groopman:** Genau. Ein Chirurg in New York bekommt 20 000 Dollar für diesen Eingriff. Wenn er nur die Bandscheibe operiert, kriegt er 5000 Dollar. Die Überweisung zur Krankengymnastik bringt ihm 200 Dollar. Folglich ist die Zahl der aggressiven Fusionsoperationen regelrecht explodiert, ohne jeden Beweis, dass die Mehrheit der Patienten einen Nutzen hat.

**SPIEGEL:** Derzeit wird vielerorts gefordert, dass ärztliches Handeln Richtlinien folgen sollte, die ausschließlich auf wissenschaftlichen Beweisen gründen. Lassen sich so falsche Diagnosen und überflüssige Eingriffe eindämmen?

**Groopman:** Die evidenzbasierte Medizin, die Sie ansprechen, ist wichtig. Aber man sollte nicht vergessen, dass die Daten, auf denen die Richtlinien beruhen, immer Durchschnittswerte sind. Viele Patienten entsprechen nun aber nicht den Probanden aus den klinischen Versuchen. Der denkende Arzt muss immer auch fragen: Wer ist der Patient vor mir? In welchem Maße kann ich die Richtlinien auf ihn anwenden?

**SPIEGEL:** Was schlagen Sie vor, um das Ausmaß der Fehldiagnosen zu verringern?

**Groopman:** Wir haben die Molekularbiologie, Operationsroboter und bildgebende Verfahren in die Medizin aufgenommen. Die Kognitionswissenschaften jedoch haben wir bisher ignoriert. Wir Ärzte nehmen Abkürzungen beim Denken, zumal wenn wir unsicher sind und unter Zeitdruck stehen. Wären wir darin ausgebildet, wie diese kognitiven Prozesse ablaufen, könnten wir die Fehldiagnosen verringern. Aber auch Sie als Patient sollten wissen, wie Doktoren ticken. Sie müssen mit mir auf eine Art und Weise in Verbindung treten, die mich davon abhält, in eine Denkfalle zu tappen.

**SPIEGEL:** Doktor Groopman, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

\* Mit dem Redakteur Jörg Blech in Groopmans Büro an der Harvard Medical School in Boston.

COMPUTERSPIELE

# Mit dem Fahrrad zum Karo-Ass

Die GPS-Technik gebiert eine neue Generation Handy-Spiele: Zwei deutsche Universitäten etwa entwickeln eine Mischung aus Schnitzeljagd, Quiz und Poker.

Zehn Uhr früh an der Uni Bamberg. Auf dem Lehrplan steht Poker. Genauer: Citypoker.

Es treten gegeneinander an: drei Informatiker aus Bamberg contra drei Informatiker aus Bremen. Was sie dazu brauchen: ein Navigationshandy mit Satellitenortung GPS, eine frisch programmierte Spiele-Software und etwa zwei Stunden Zeit.

„Bei Citypoker geht es um Sport und Strategie in der richtigen Mischung“, doziert Christoph Schlieder, Professor für Angewandte Informatik, der das Projekt leitet. Das Team Bamberg sitzt vor ihm,

befinden – virtuell. Durch die Ortung „weiß“ das Handy, wo sich die Spieler befinden – und zeigt auch an, wohin sich die gegnerische Mannschaft bewegt.

Jede Mannschaft versucht nun, möglichst gute Karten in den digitalen Verstecken aufzustöbern. Wer nach zwei Stunden das bessere Blatt hat, gewinnt.

„Verdammt, ich finde das Kartenversteck nicht“, ruft ein Bamberger. Er hält das Handy vor sich wie eine Wünschelrute, während er sich durch das Gewühl aus Passanten und Händlern am Grünen Markt schiebt. Es hat keinen Sinn. Die drei brauchen einen weiteren Tipp. Den bekommen sie nur, wenn sie eine heimatkundliche Frage richtig beantworten, die auf dem Display erscheint: Auf welchem Fundament ruht das alte Rathaus – auf Feldsteinen, Sandstein oder Eichenholzpfehlen? Die drei sehen sich ratlos an.

Ist Citypoker nicht viel zu kompliziert? Der Spiele-Professor winkt ab. Er hat die Geschichte der digitalen Schnitzeljagd studiert. Bislang, findet er, war das junge Genre ein blindes Stochern im Nebel des technisch Möglichen. Die skurrilen Ergebnisse waren bisweilen für die Zuschauer amüsanter als für die Spieler.

ten bietet. Für Erwachsene ist das vielleicht interessant, Kinder aber langweilt es. „Für Familien brauchen Sie eine Mischung aus Information und Spiel“, sagt Schlieder, der selbst Kinder hat.

Damit im Urlaub alle auf ihre Kosten kommen, forscht der Digital-Kulturprofessor gemeinsam mit zwei Doktoranden und einer Handvoll Studenten an einer Art universellem Grundrezept für digitale Schnitzeljagden. Drei Zutaten seien dazu nötig: Strategie, Sport, Stadtführer.

Schlieders Artikel über Geogames werden international mit großem Interesse verfolgt. Und auch die Drittmittel sprudeln. Denn die Mobilfunkbranche freut sich über alles, was Datenverkehr generiert; und die Spiele-Industrie schielt nach Neuigkeiten für den rasant wachsenden Markt der Handygames. Auch ein Autokonzern sucht angeblich die Kooperation, um sein Navigationssystem aufzurüsten. Und für einen Tourismusverein entwickelt Schlieders Team ein Reiseführerspiel namens Flussparadies Franken.

Natürlich ist es ungerecht, dass beim Citypoker die Gegner durchs flache Bremen radeln dürfen, während sich die Bamberger die steile Gasse zum Stephansplatz empor-



Citypoker-Bildschirm, Bamberger Mannschaft mit Projektleiter Schlieder: Mit digitaler Wünschelrute durchs Gewühl

die Bremer Mannschaft in einem Uni-Büro 400 Kilometer entfernt. Verbunden sind sie per Videokonferenz. Jeder stellt sich vor. „Ich wünsche euch kein Glück, denn Glücksspiele sind langweilig“, sagt Schlieder. „Aber ich wünsche euch viel Spaß.“

Dann geht es los. Die Mitspieler radeln in die Innenstadt, die einen in Bremen, die anderen in Bamberg. Beide Mannschaften haben das Navigationshandy dabei, auf dem dieselbe Software läuft, entwickelt von Schlieder und seinem Team.

Citypoker ist eine Mischung aus Schnitzeljagd, Quiz und Poker. Zunächst bekommen die Kontrahenten dasselbe „Blatt“ auf dem Display angezeigt. Dann erscheint auf dem Handy ein Stadtplan mit fünf Verstecken, in denen sich weitere Spielkarten

Bei „Pac-Manhattan“ beispielsweise, einer Art „Fang den Hut“, kostümierten sich New Yorker Studenten 2004 als Pixelfiguren eines Videospiele und jagten sich gegenseitig mit Hilfe ihrer Handys durch Manhattan. Die Presse überschlug sich, aber das Spiel setzte sich nie durch: viel zu aufwendig.

Einfacher, vielleicht zu einfach, ist das sogenannte Geocaching, die Schatzsuche per Satellitenortung: Jemand versteckt Krimskrams irgendwo auf der Welt und veröffentlicht die Koordinaten. Andere suchen den „Schatz“ und lassen selbst etwas zurück. So richtig spannend ist das nicht.

Dagegen verbreitet sich zunehmend Reiseführer-Software für Navigationsgeräte, die Hintergrundinfos zu Sehenswürdigkei-

kämpfen müssen. Trotzdem: Noch haben die Franken die besseren Karten.

Doch auf einmal wendet sich das Blatt. Die Bremer holen auf. Fieberhaft palavern die Bamberger über ihre Strategie, während sie am Bildschirm verfolgen, wie sich ihre Gegner auf das Versteck Nummer vier zubewegen. Dort lockt das Karo-Ass.

Plötzlich scheint vergessen, dass dies nur ein akademischer Versuchsaufbau ist. Fiebrig wie Kinder beim Ostereiersuchen rasen die Informatiker zurück in Richtung Rathaus, um den Plan ihrer Kontrahenten im Norden zu durchkreuzen und ihnen das Ass wegzuschnappen.

Vergebens. Die Bremer sind am Telefon. Sie haben ein Fullhouse, Bamberg hat verloren.

HILMAR SCHMUNDT

POP

## „Ich war nie fröhlich“

Der amerikanische Sänger Elvis Perkins, 31, über sein Debütalbum „Ash Wednesday“

**SPIEGEL:** Ihr Vater, der Schauspieler Anthony Perkins, starb an Aids, als Sie 16 waren, Ihre Mutter, die Fotografin Berry Berenson, saß in einem der Flugzeuge, die in das World Trade Center gelenkt wurden. Klingen die schönen Lieder Ihres Debütalbums „Ash Wednesday“ deshalb so traurig?

**Perkins:** Ich war noch nie ein besonders fröhlicher Mensch. Und meine ohnehin eingeschränkte Erwartungshaltung ans Leben ist in den vergangenen Jahren eher noch gedämpft worden. Ich würde sicher andere Lieder schreiben, wären meine Eltern noch am Leben.

**SPIEGEL:** Hat Ihr Vater Sie motiviert, Musik zu machen? Er hat ja auch Platten besungen.

**Perkins:** Wir waren schon eine klassische Künstlerfamilie. Ein sogenannter normaler Beruf wäre mir nie in den Sinn gekommen. Mein Vater besaß eine enorme Plattensammlung. Außerdem war er ein leidenschaftlicher Klavierspieler und ermunterte mich und meinen Bruder Osgood immer zum Mitmachen.

**SPIEGEL:** Sie haben Ihr Album mit einem altmodischen analogen Tonbandgerät aufgenommen. Ein Protest gegen das digitale Zeitalter?

**Perkins:** Ich empfinde den Klangunterschied zwischen einer digitalen und

einer analogen Aufnahme als gewaltig, wer das nicht hört, muss taub sein. Außerdem bevorzuge ich es, ein Tonband mit meinen Liedern zu besitzen, und nicht einen digitalen Chip oder so. Und glauben Sie mir, es ist sehr viel kostspieliger, ein Album so traditionell aufzunehmen als billig digital.

**SPIEGEL:** Ist es ein Vor- oder Nachteil, einen berühmten Nachnamen zu haben, wenn man sich um einen Plattenvertrag bewirbt?

**Perkins:** Ich bin mit bekannten Eltern aufgewachsen und habe mich irgendwann an den damit einhergehenden Trubel gewöhnt. Es dauerte trotzdem ein Jahr, bis ich eine Plattenfirma gefunden hatte.



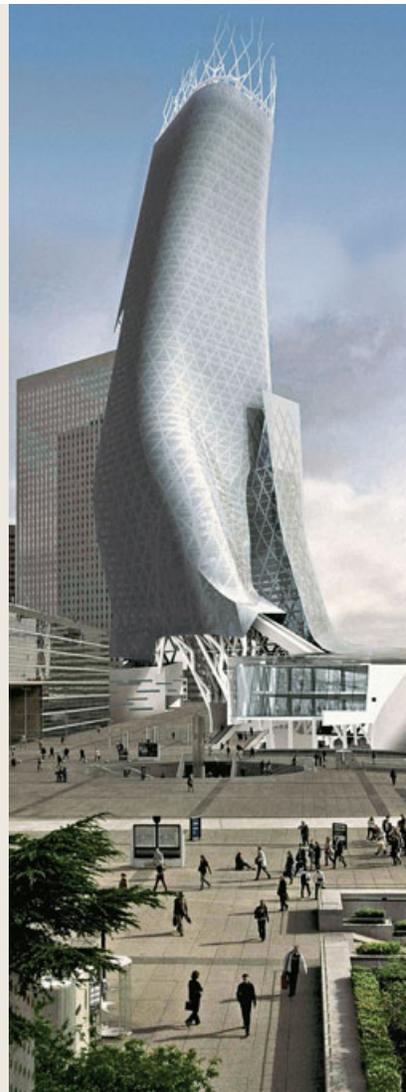
SAM ERICKSON

Perkins



SIMULATION CAJA MADRID (L.): UNIBAIL-MORPHOSIS / SIPA PRESS (R.)

Foster-Turm in Madrid, Phare Tower in Paris (Entwürfe)



ARCHITEKTUR

## Wichtige Wahrzeichen

Nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 in New York sah es so aus, als taugten Hochhäuser nicht mehr als Wahrzeichen von Metropolen. Doch inzwischen schreiben Stadtplaner immer öfter Wettbewerbe für Wolkenkratzer aus. In Paris soll der amerikanische Architekt Thom Mayne (Büro Morphosis) seinen Phare Tower, einen 300 Meter hohen Turm, dessen Windturbinen wie Strubbelhaare aus der Gebäudehülle herausragen, realisieren. Das Bauwerk wird von der Architekturzeitschrift „Atrium“ bereits als neuer Eiffelturm gefeiert. In Madrid sind die höchsten Häuser des Landes schon im Bau. Auf dem ehemaligen Trainingsgelände von Real Madrid entstehen vier 250 Meter hohe Häuser. Eines davon –

ein schlanker Turm in einem mächtigen Rahmen – entwarf der britische Star-Architekt Norman Foster. In Istanbul plant das ortsansässige Architektenbüro Tabanlıoğlu einen sich nach oben verjüngenden Riesen, den Sapphire, der mit 261 Metern der höchste Wolkenkratzer im zentralen Geschäftsbezirk der Stadt sein soll. Doch die Türme in den traditionsreichen Metropolen sind Winzlinge gegen bereits bestehende und geplante Häuser in Asien und vor allem in Dubai. Vor wenigen Tagen hat der im Bau befindliche „Burj Dubai“ eine Höhe von 512 Metern erreicht und damit ein 509 Meter hohes Haus in Taipeh überholt, das bisher als höchstes Gebäude der Welt galt. Der Burj Dubai soll bei Fertigstellung 810 Meter hoch sein.

AUSSTELLUNGEN

## Lockende Lolitas

Seinen Künstlernamen hat er von seinem Patenonkel Rainer Maria Rilke verpasst bekommen. Der Dichter war der Liebhaber seiner Mutter und nannte deren Sohn Balthazar Klossowski schlicht und schön „Balthusz“. Daraus wurde, als Klossowski (1908 bis 2001) anfang zu malen, Balthus. Unter diesem Pseudonym bewundert die Kunstwelt inzwischen einen der originellsten und eigen-tümlichsten Maler des frühen 20. Jahrhunderts. Seine ganz gegen die damals führenden Schulen des Kubismus oder Surrealismus altmeisterlich gefertigten figürlichen, meist großformatigen Bilder verherrlichen oft junge Mädchen, die – an der Grenze zum Erwachsenwerden – in lasziven Posen als naseweise Nymphen und lockende Lolitas die Kompositionen beherrschen. Balthus' Bilder galten nach seiner ersten Ausstellung 1934 in einer Pariser Galerie lange Zeit als anzüglich und verkauften sich wohl auch deshalb bestens, was dem Maler einen entschieden luxuriösen Lebensstil ermöglichte. Das Kölner Museum Ludwig zeigt nun vom 18. August bis zum 4. November „Aufgehobene Zeit“, die erste Einzelausstellung des Künstlers in Deutschland: 70 Gemälde und Zeichnungen aus den Jahren 1932 bis 1960. Eine überfällige Schau, denn bis jetzt ist kein Bild dieses sinnlichen Sonderlings in einem deutschen Museum vertreten.



Balthus-Gemälde „Thérèse, träumend“ (1938)



Dixie Chicks

„Dixie Chicks: Shut Up & Sing“ beschreibt die Geburt der Zivilcourage aus dem Geist des Country. Als Natalie Maines, unpolitische Leadsängerin des Trios, 2003 vor Beginn des Irakkriegs auf ihrem Londoner Konzert äußert, sie schäme sich dafür, dass ihr Präsident wie sie aus Texas stamme, rotten sich an der Heimatfront Musikhörer und konservative Radiomacher zur medialen Meute

zusammen. In dem etwas wirt montierten Bandporträt zeichnen Barbara Kopple und Cecilia Peck nach, wie drei schöne Frauen mit makellosen Stimmen eine Nation spalten können. Während zum Boykott ihrer Songs aufgerufen wird, reifen die Südstaatlerinnen zu Verfassungspatriotinnen heran.

„Angel – ein Leben wie im Traum“. Was für eine hinreißende Person! Als junges Mädchen, wahrhaft aus dem Nichts heraus, hat sich die kapriziöse Angel Deverell, geboren im spätviktorianischen England, als Bestsellerautorin durchgesetzt. Doch was für ein selbstsüchtiges und verlogenes Biest! Sie glaubt inbrünstig an den schwülstigen Kitsch, nach dem ihr Publikum sich verzehrt, und inszeniert das eigene Leben – besonders die leidvolle Liebe zu einem genialischen Taugenichts – mit allem Pomp als sentimentale Schnulze. François Ozon, gewiss der brillianteste unter den jüngeren französischen Filmemachern, geht das Risiko ein, sich mit dieser exaltierten Frau

### Kino in Kürze

zu identifizieren, und so verklärt er die Kitsch-Duse Angel Deverell, dargestellt von der schönen Romola Garai, zur Heroine eines farbensatten Melodrams.

„10 Kanus, 150 Speere und 3 Frauen“ entführt den Zuschauer in eine fremde Welt und lässt ihn dort heimisch werden. Die Regisseure Rolf de Heer und Peter Djigirr erzählen schwungvoll Alltagsgeschichten und Legenden aus dem Leben der Aborigines. Ausgesprochen lebenslustig und humorvoll zeigen sich die australischen Ureinwohner, die überwiegend von Laien gespielt werden. So vital erschien eine bedrohte Kultur selten auf der Leinwand wie in diesem amüsanten Spielfilm, der den Blick weitet und das Herz öffnet.



Szene aus „10 Kanus, 150 Speere und 3 Frauen“

THEATER

## Rentner statt Kamele

Diese „ewig gleiche Islam-Kiste“ hat er satt, „Themen wie Ehrenmord und schwarze Jungfrauen“ oder Stücke nach dem Muster: „Ein fieser Alter verscherbelt seine Tochter vor der Dönerbude für zwei Kamele.“ Andererseits muss Thorsten Weckherlin, 44, Intendant des rührigen Landestheaters Burgtheater im niederrheinischen Dinslaken, bei seinen Touren durch die Provinz immer wieder erfahren, dass „hier niemand für unsere türkischen Mitbewohner attraktives und vor allem verständliches Theater macht“ – auf Türkisch. Diesem Mangel will er jetzt abhelfen. In seinem Auftrag hat der aus Izmir stammende Autor Yüksel Pazar-kaya das Drei-Personen-Stück „40 Jahre – leicht gesagt“ (Originaltitel: „40 Yil – Dile Kolay“) verfasst, in dem ein Mann und eine Frau im Rentenalter die Bilanz ihres Gastarbeiterlebens ziehen, samt Scheidung, Arbeitslosigkeit und Tod. Mit der Inszenierung versucht der Schauspieler Ömer Şimşek („Manta, Manta“) sein Debüt als Regisseur: Das „sentimentale Stück über zwei einsame

Menschen“ bedeute für ihn eine „Auseinandersetzung mit der Migration“, und er hoffe „nicht nur auf türkischsprachige Zuschauer“. Inzwischen ist Intendant Weckherlin guter Dinge, dass die „auch musikalisch reizvoll untermalte“ Pioniertat seines Hauses bundesweites Echo finden dürfte: Städte wie Essen, Aachen und Frankfurt am



Weckherlin

Main hätten Interesse bekundet. Über die Aufführung, die im Herbst in Dinslaken Premiere haben wird, hat NRW-Integrationsminister Armin Laschet die Schirmherrschaft übernommen.

HUMOR

## Was geht, Muschikatz?

Im Grenzbereich zwischen Hommage und Parodie sind schon viele gescheitert. Doch die Kölner Gruppe mit dem kuriosen Namen Erdmöbel (DDR-Deutsch für Sarg) hat jetzt das Kunst-

geht, Muschikatz?“, Nirvanas Depressionshymne „Smells Like Teen Spirit“ wurde zu „Riecht wie Teen Spirit“, und der Procol-Harum-Heuler „A Whiter Shade of Pale“ verwandelte sich in



Erdmöbel

stück vollbracht, einige Popklassiker zu feiern und gleichzeitig zu persiflieren. Für ihr neues Album „No. 1 Hits“ (Sony BMG) hat die Band zwölf Titel von den Bee Gees bis Robbie Williams neu arrangiert, akustisch entschlackt und gnadenlos ins Deutsche übersetzt. Tom Jones' Partyschlager „What's New, Pussycat“ heißt bei Erdmöbel „Was

„Fahler als nur fahl“. Ob diese grandiosen Coverversionen tatsächlich „ganz ironiefrei“ sind, wie Erdmöbel-Sänger Markus Berges behauptet, muss stark bezweifelt werden. Indizien dürften die Konzerte der Band liefern: Diese Woche spielen Erdmöbel bei einem Festival in Koblenz, Ende September beginnt eine ausgedehnte Deutschlandtournee.

LITERATUR

## Nächte am Baseler Platz

Ein frisch getrautes Ehepaar allein in Frankfurt am Main. Er, „der junge Mann“, Hans mit Namen, hat hier seine erste Anstellung bei einer Bank gefunden und die Unterkunft besorgt. Es ist eine Wohnung, an die sich Ina, seine Frau, allerdings nicht recht gewöhnen kann – in einem nicht eben vornehmen Haus unweit des Hauptbahnhofs, direkt am Baseler Platz, der im Roman „Der Mond und das Mädchen“ trefflich so beschrieben wird: „Ohne Rücksicht auf alte Orts- und Flurnamen hatte man diesem Unort durch die Benennung den Anstrich falscher Weltläufigkeit gegeben.“ Der in Frankfurt geborene und lebende Erzähler und Essayist Martin Mosebach ist trotz seiner bisher sieben, meist recht umfangreichen Romane – wie „Westend“ (1992) – bisher ein Geheimtipp geblieben. Mosebach, 56, der in diesem Herbst den Georg-Büchner-Preis der Darmstädter Akademie erhalten soll, hat jetzt einen für seine Gewohnheiten untypischen (und recht kurzen) Roman veröffentlicht, den der Autor erklärtermaßen als Hommage an den „Sommernachtstraum“ verstanden wissen will. Das ist hochgegriffen, und Shakespeares Zauber der Liebesverwirrung wird hier mehr herbeigeredet als wirklich plausibel. „Dies ist das Haus des Teufels“, sagt eine der Figuren, und die Veränderung, „dies Unnennbare, das alles überschattete und matt machte“, ergreift nach und nach auch das junge Paar, das nicht mehr zueinanderfindet. Dass es Hans „nicht glücklich machte“, derart schnell auf ehelichen Sex verzichten zu sollen, „darf man freilich annehmen“.

So, merkwürdig betulich, schaltet sich gern der aufdringlich allwissende Erzähler ein und kommentiert zu viel. Nur selten gelingen Bilder und Vergleiche – wie im Fall des Ehebruchs, den Hans zu seiner Überraschung in einer der Nächte mit der Nachbarin Britta begeht, gleich neben ihrem schlafenden Ehemann: „So verborgen, mit so wenig äußerer Bewegung und Aktion, so schnell und erfahren wurde die Liebe vielleicht nicht einmal in einem von der ganzen Sippe bewohnten Mongolenzelt gemacht.“



Martin Mosebach: „Der Mond und das Mädchen“. Hanser Verlag, München; 192 Seiten; 17,90 Euro.



Amerikanische Soldaten mit beschlagnahmten Gemälden (in Neuschwanstein, 1945): „Wiedergutmachung der Kriegsentfacher und -verlierer“

BEUTEKUNST

# Die Einpacker

Berlin und Warschau verschleißen sich im Streit um die Beutekunst, die nach dem Zweiten Weltkrieg beschlagnahmt wurde. Aber auch in niederländischen und amerikanischen Museen, sogar im Louvre hängt geraubte Kunst aus Deutschland. Das Thema wird aus politischen Gründen tabuisiert.

**S**toj“, ruft der Museumswärter streng. „Hier wird nicht fotografiert.“ Er packt den SPIEGEL-Reporter am Arm und versucht, ihm die Kamera wegzunehmen. „Total verboten, total geheim“.

Die Geheimniskrämerei im Danziger Nationalmuseum ist vom Warschauer Kulturministerium angeordnet. Hier hängen mindestens zwei Gemälde aus der Sammlung des jüdischen Amsterdamer Kunsthändlers Jacques Goudstikker, der 1940, wenige Tage nach dem Einmarsch der Deutschen in die Niederlande, auf der Flucht tödlich verunglückte: die „Italienische Landschaft“ des niederländischen Barockmalers Willem van Nieulandt und ein Landschaftsgemälde seines Zeitgenossen Jan van Goyen aus Den Haag.

Die zwei alten Meister wurden nach Goudstikkers Tod von Reichsmarschall Hermann Göring für einen „Gefälligkeitspreis“ erworben und an die Danziger Gemädegalerie weiterverkauft. 1945 übernahmen die Polen die Stadt Danzig – mit allem, was darin war, auch den Museumsstücken.

Über eine Restitution an die Goudstikker-Erbin Marei von Saher lässt Polen nicht mit sich reden, und Danzig ist kein Einzelfall. In Krakau werden große Bestände der früheren Preussischen Staatsbibliothek mit Hunderttausenden Autografen und Büchern, Musikalien von Mozart und Beethoven, Handschriften von Goethe, 25 historische Flugzeuge und das „Lied der Deutschen“ in der Urfassung von Hoffmann von Fallersleben zurückgehalten.

Polen sei neben Russland der einzige Staat, mit dem Deutschland Beutekunst-Probleme habe, schreibt Tono Eitel, der Sonderbotschafter für die Verhandlungen mit Polen und der Ukraine. Alle übrigen Staaten hätten sich für eine Politik der Restitution entschieden.

Doch das ist nicht wahr. Mehrere europäische Staaten und die USA sind nur deshalb mit Deutschland im Reinen, weil die deutsche Bundesregierung auf Ansprüche verzichtet hat. Auch in Ungarn, Frankreich und den Vereinigten Staaten lagern Kunstschätze von unermesslichem Wert, die zum Teil jüdischen Sammlern und zum Teil deutschen Museen gehören.

Wie etwa die Fehlemann-Kollektion. Sie wird seit 1998 in Fachkreisen so genannt

nach der damaligen Leiterin des Wuppertaler Von-der-Heydt-Museums, Sabine Fehlemann, die sie entdeckte.

Ein offenbar fehlgeleitetes Telefax aus Paris war der Paukenschlag: Elf Kunstwerke aus Wuppertal, die seit einem halben Jahrhundert verschollen waren, so hieß es da, hingen jetzt im Pariser Louvre, darunter die Renoir-Zeichnung „Studie einer Badenden“, der „Kopf des Jupiter“ von Jean Auguste Ingres, „Die Wassermühle“ von Théodore Rousseau und zwei Ölbilder von Eugène Delacroix. Wer das Dossier ans Wuppertaler Von-der-Heydt-Museum gefaxt hat und warum, wurde nie geklärt.

Direktorin Sabine Fehlemann fuhr gleich nach Paris – und wurde fündig. Im „Département des Peintures“ im Louvre entdeckte sie das Wuppertaler Ensemble – Altlasten der gigantischen Umverteilung von Kunstschätzen, die nach den Raubzügen und Bilderstürmereien der Nationalsozialisten auf Museen und Sammlungen im besetzten Europa Gerechtigkeit wiederherstellen sollte.

Die siegreichen Armeen scherten sich damals wenig um internationales Recht, das im Krieg die Mitnahme von Kulturgütern aus gegnerischen Staaten verbietet. Sie packten ein, was ihnen gefiel. So wie zu Napoleons Zeiten die „Einpacker“ (Emballeurs), die der kaiserlichen Armee folgten und in den besetzten Gebieten abräumten, was dem Ruhme Frankreichs dienen konnte.

Die Wuppertaler Museumsleitung hatte Anfang 1945 den größten Teil ihrer Bestände nach Ehrenbreitstein bei Koblenz gebracht, um sie vor Bomben zu schützen. Nach Kriegsende ließ die französische Militärverwaltung die alte Felsenfestung räumen und die Bestände nach Paris bringen.

Die ursprüngliche Herkunft der Bilder ist sauber dokumentiert. Drei von ihnen hat Von-der-Heydt-Direktor Victor Dirksen vor dem Einmarsch der Deutschen in Frankreich erworben. Die Rechnungen für die anderen Bilder enthalten genaue Beschreibungen und Angaben über die Preise, die Herkunft, über Namen, Adresse und Beruf des Verkäufers. Auch aus anderen deutschen Museen verschwundene Bilder fanden sich in Paris.

Doch die Deutschen zögerten, ihre Ansprüche anzumelden. Keiner der Museumschefs, deren gestohlene Kunstwerke in Paris hängen, hat sich gemückt. Der Direktor des Essener Folkwang-

Museums, Hartwig Fischer, so Sabine Fehlemann, habe ihr sogar eine Rüge erteilt. Sie setzte für ein paar alte Bilder die deutsch-französische Freundschaft aufs Spiel.

Rainer Budde, ehemaliger Chef des Kölner Wallraf-Richartz-Museums, das nach dem Krieg über zwei Dutzend namhafte Bilder (etwa von Delacroix, Ingres, Édouard Manet, Edgar Degas, Paul Cézanne) an Frankreich verloren hatte, erklärte, die Bilder müssten abgebucht werden unter der Rubrik „Wiedergutmachung der Kriegsentfacher und -verlierer“.

Auf der Raubkunst-Konferenz in Washington bekannten sich 1998 die Vertreter von 44 Staaten noch einmal feierlich zur „fairen und gerechten“ Restitution. Aber was ist im Kunsthandel fair und gerecht?

Die Dresdner Gemäldegalerie musste im Juni 2005 das Bild „Ein Nachmittag im Tui-

leriangarten“ von Adolph Menzel restituieren, obwohl es bereits 1935 von dessen Eigentümerin Estella Meyer für 25 000 Reichsmark verkauft worden war.

„Das Recht war nach allen Kriterien auf unserer Seite“, sagt Gilbert Lupfer, Provenienzforscher an den Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden. „Aber die Regierung hat aus politischen Gründen gegen uns entschieden.“

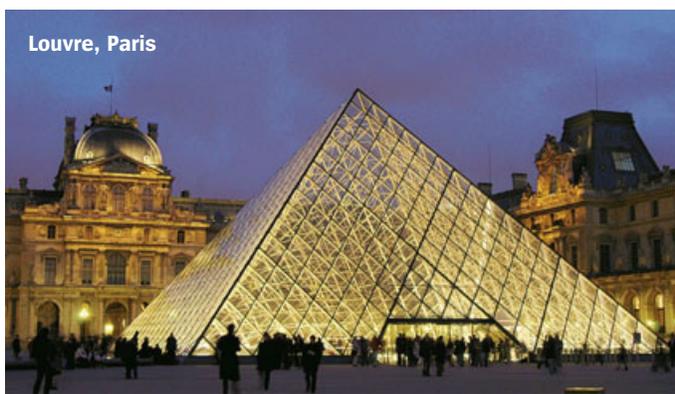
Die deutsche Politik setzte sich schon mehrfach aus Opportunitätsgründen über geltende Regeln hinweg. Beim deutsch-französischen Gipfeltreffen in Mühlhausen am 30. Mai 1994 brachte Bundeskanzler Helmut Kohl als Gastgeschenk einen prächtigen Monet mit, der bis dahin in der Ost-Berliner Alten Nationalgalerie unter Verschluss gehalten worden war. Ein paar Wochen später reisten weitere 27 Bilder aus der Nationalbibliothek nach Paris, fast alles alte französische Kunst vom Feinsten: Paul Gauguin, Auguste Renoir, Delacroix, Cézanne.

Die Bilder waren 1945 von einem deutschen Soldaten nach Magdeburg gebracht und dort von einem Priester versteckt worden. Wem sie gehörten, war nicht zu ermitteln. Nach der Wiedervereinigung entschied Kanzler Kohl trotz ungeklärter Rechtslage, die Kunstwerke sollten dahin zurück, wo sie entstanden waren – nach Frankreich.

Dem deutschen Sonderweg vorpreschender Freiwilligkeit mögen sich andere Regierungen nicht anschließen. Im Gegenteil: Jahrelang dauerte der Restitutionsstreit, den der Kölner Kunstfahnder Clemens Toussaint gegen die Niederlande focht. Schließlich setzte er die Rückgabe von über 200 der mehr als 1000 Gemälde umfassenden berühmten Goudstikker-Sammlung an die Erbin durch.

In den Deal waren auch angesehene niederländische Bankhäuser verwickelt. Fast alle Banken kauften damals Kunst aus jüdischem Besitz zu Schnäppchenpreisen. Ebenso die großen Museen des Landes. In holländischen Museen hängen noch immer Bilder, die auf „Judenauktionen“ in München und Berlin gekauft wurden.

1945 holte eine niederländische Delegation 3500 Kunstwerke aus dem amerikanischen „Collecting Point“ in München ab und überführte sie nach Holland, darunter auch viele Goudstikker-Bilder. Doch bei weitem nicht alles, was die Amerikaner den Holländern als wiederbe-



Louvre, Paris



Metropolitan Museum of Art, New York



Eremitage, Sankt Petersburg

Führende Museen: „Gute Nachbarschaft und Partnerschaft“



„italienische Landschaft“, van Nieulandt



„Venus mit Amor“, Cranach

**Beutekunst:** *Nicht alles, was die Holländer zurückbekamen, war auch in Holland geraubt worden*

schaffte Raubkunst zuteilen, war auch in Holland geraubt worden.

Nach dem Stand vom Februar 2006 verfügt die Haager Regierung über 4579 Bilder unbekannter Herkunft. Davon wurden inzwischen nur rund 500 zurückgegeben.

Die meisten osteuropäische Museen sind für Restitutionsbegehren überhaupt nicht erst ansprechbar. Die Budapester Regierung hat zwar 1998 die Beschlüsse der Beutekunst-Konferenz in Washington mitgetragen. Sie weist aber unter Missachtung aller einschlägigen Rechtsprinzipien die Forderungen nach Herausgabe von gestohlenem Kunstgut zurück. Obwohl sie vor ungarischen Gerichten drei Prozesse um den Nachlass des jüdischen Bankiers Mor Lipot Herzog verloren hat, weigert sie sich, deren Urteile zu akzeptieren.

Die mindestens 1500 Kunstwerke umfassende Sammlung Lipot Herzog – darunter Bilder von Lucas Cranach, El Greco und Gustave Courbet – war gegen Ende des Krieges von Adolf Eichmann beschlagnahmt und nach Berlin geschickt worden. 1945 spürten die Sowjets einen Teil davon auf und schickten ihn nach Budapest zurück. Die Bilder kamen ins Museum der schönen Künste. Da sind sie noch heute – und werden den rechtmäßigen Erben vorenthalten.

Nicht besser erging es den Nachkommen des jüdischen Barons Ferenc Hatvani. Sie fordern von Budapest die Herausgabe von 15 Bildern. Ein Gericht in Budapest wies das Ansinnen 2003 mit dem Hinweis zurück, einzelne Mitglieder der Hatvani-Familie hätten während des Krieges ohne Erlaubnis das Land verlassen. Sie hätten deshalb keinen Anspruch auf die Bilder.

Die sowjetischen Demontagegruppen stahlen am konsequentesten. Sie unter-

schieden nicht nach Kunst, die den Deutschen gehörte, und Kunst, die die Deutschen anderen Völkern geraubt hatten. Diktator Josef Stalin wollte – ähnlich wie Diktator Hitler – ein Supermuseum bauen, in dem die bedeutendsten Werke der Welt ausgestellt werden sollten. Die Listen der Kunstwerke, die sein Museum schmücken sollten, waren schon fertig, bevor Hitler die Sowjetunion überfiel.

Nach dem Krieg verlor Stalin die Lust an diesem Projekt. Die Kunst, die die „Trophäenkommissionen“ aus Deutschland weggeschleppt hatten, verschwand in sowjetischen Museen, über die Hälfte davon im Moskauer Puschkin-Museum, in der St. Petersburger Eremitage und im Kloster Sagorsk bei Moskau.

Einen Teil der Beute ließ der Kreml Ende der fünfziger Jahre nach Ost-Berlin zurückführen, vermutlich als Dank für die Solidarität, mit der die deutschen Genossen die Niederschlagung des Ungarn-Aufstands begleitet hatten.

Maueröffner Michail Gorbatschow wollte im Zeichen von Glasnost das Unrecht wiedergutmachen. Schon nach der Haager Landkriegsordnung von 1907 hätte die Rückgabe der geraubten Kunstschätze eine Selbstverständlichkeit sein müssen. In ihrem Abkommen über „gute Nachbarschaft, Partnerschaft

und Zusammenarbeit“ verpflichteten sich die Bundesrepublik und die Sowjetunion dann im November 1990 noch einmal ausdrücklich, Kunstschätze, die im Krieg den Besitzer gewechselt hatten, zurückzugeben.

Doch die gute Nachbarschaft trat nicht in Kraft. Anfang 1997 verabschiedeten beide Kammern der russischen Staatsduma ein Gesetz, in dem aus Deutschland verschleppte Kunst pauschal zu russischem Eigentum erklärt wurde. Sieg auf der ganzen Linie für die Chefin des Puschkin-Museums, Irina Antonowa. Sie hatte nach dem Abschluss des deutsch-russischen Freundschaftsvertrags ihre Landsleute davor gewarnt, sich „mit Strumpfhosen oder Snickers“ für die Beutekunst abspesen zu lassen, für die so viele Sowjetsoldaten mit ihrem Blut bezahlt hätten.

2000 war der damalige Kulturstaatsminister Michael Naumann in St. Petersburg, um den Russen in Erinnerung zu bringen: „Jedwede Verschleppung von Kulturgütern



Unterhändler Putin, Naumann\*: *Verschleppte Kunst*

\* In St. Petersburg, mit dem Direktor des Museums von Zarskoje Selo, Iwan Sautow, 2000.



„Der Hufschmied“, Delacroix



Landschaftsgemälde, van Goyen

ist rechtswidrig.“ Und: „Die deutschen Werke, die in Russlands Archiven liegen, sind Teil unseres historischen Selbstverständnisses und Werdens. Das werden die Russen verstehen.“ Eine verwegene Hoffnung. Die Russen wollten es gar nicht verstehen.

Auch große Partien der von den Nationalsozialisten eingezogenen „entarteten Kunst“ wurden nie zurückgegeben. Es hieß damals, die 16 500 Expressionisten und Impressionisten, die aus über hundert deutschen Museen entfernt worden waren, sollten verbrannt werden. Doch die weitaus meisten Kunstwerke landeten nicht auf dem Scheiterhaufen, sondern auf Umwegen in Galerien überall in Europa und in den USA. Der Sammler Thomas Olsen aus Oslo kaufte „Das Kranke Mädchen“ von Edvard Munch für 1000 Franken. Es hängt heute in der Londoner Tate Gallery.

Der 1990 verstorbene Kunstraubexperte Professor Sol Chaneles von der State University of New Jersey hat nach Durchsicht der einschlägigen Akten in den Archiven des State Department und des Geheimdienstes CIA erklärt, die Umverteilung der Kunst während und nach dem Zweiten Weltkrieg sei die „massivste Plünderung und Gegenplünderung in der Geschichte der Zivilisation“ gewesen.

Niemand weiß bis heute, wo die 441 Ölgemälde abgeblieben sind, die im sogenannten Kunstflakbunker in Berlin-Friedrichshain untergebracht waren, bevor die Sowjets die deutsche Hauptstadt eroberten. Die Amerikaner sagten, die Bilder seien bei einem Großbrand vernichtet worden. Ermittler, die den Brandherd untersucht hatten, spekulierten später, jemand habe Feuer gelegt, um die Spuren zu verwischen.

Auch das Salzbergwerk Grasleben wurde en gros geplündert. Von den 6800 Kisten mit

Kunstwerken, die dort lagerten, war die Hälfte aufgebrochen, als die Briten im Juni 1945 dort das Kommando von den Amerikanern übernahmen. Nicht mal vor dem deutschen Dichterfürsten hatten die Plünderer Respekt. Dem Skelett von Geheimrat Goethe waren sogar die sechs Orden von der Brust geklaut worden, als es aus amerikanischer Obhut nach Weimar zurückkehrte.

Fast so unkontrolliert, wie die Bilder in die alliierten Collecting Points hineinkamen, gingen sie auch wieder heraus. Wie im Fall der US-Journalistin Patricia Lochridge Hartwell zum Beispiel, die im Sommer 1945 ihre Erlebnisse in Deutschland für die Frauenzeitschrift „Woman's Home Companion“ beschrieb.

Weil sie die Gunst von Lieutenant Colonel Robert S. Smith, des Chefs der Militärverwaltung von Berchtesgaden, gewann, durfte sie sich zum Schluss aus dem Kunstfundus, den Smith zu sichern hatte, ein Bild als Souvenir aussuchen. Patricia Lochridge Hartwell entschied sich für das „Venus mit Amor“-Bild von Lucas Cranach dem Älteren, das heute in der Londoner National Gallery hängt.

Amerikanische Museumsdirektoren räumen ein, dass die Herkunft vieler ihrer Spitzenexponate ungeklärt ist. Im New Yorker Metropolitan Museum zum Beispiel hängen 393, im Chicagoer Art Institute 548, im Cleveland Museum of Art 370, in der National Gallery of Art in Washington 350 und im Boston Museum of Fine Arts von dieser Spezies gut 200. Das heißt nicht, dass sie aus Raubgut stammen – ausgeschlossen allerdings ist es nicht.

Der New Yorker Anwalt Ray Dowd will auch herausgefunden haben, dass in der Neuen Galerie in New York gestohlene Bilder aus dem Besitz des Wiener Schauspielers

Fritz Grünbaum hängen, der im KZ Dachau umkam. Die Neue Galerie bestreitet das, die Bilder seien regulär ersteigert worden. Ihr Besitzer, Kosmetik-Milliardär Roland Lauder, stand bislang stets auf Seiten der Geschädigten. Er hat sich als Gründerpräsident der Commission for Recovery um die Restituierung von Raubkunst verdient gemacht.

Die deutschen Museen jedoch bleiben passiv: Das Gemälde „Der heilige Gregorius Nazianzenus“ von Peter Paul Rubens, das nach dem Krieg aus dem Schlossmuseum in Gotha entwendet wurde, hängt immer noch, wie schon seit mehr als 50 Jahren, in der Albright Knox Art Gallery in Buffalo.

Viele Museen in den Vereinigten Staaten, meint auch Kunstfahnder Clemens Tousseint, seien voll von Kunst, die deutschen und jüdischen Sammlern gehöre. Der geringere Teil davon stammt aus deutschem Auslandsbesitz, der während des Krieges in den USA eingefroren und nie zurückgegeben wurde. Wie der „Wasserfall“ von Franz Marc, der 1937 zu „entarteter Kunst“ deklariert worden war. Um das Gemälde zu schützen, brachte seine Eigentümerin, Marie Schintling, es bei amerikanischen Bekannten unter. Nach Kriegsausbruch wurde es von der Polizei beschlagnahmt und 1944 dann für läppische 800 Dollar an einen kalifornischen Rechtsanwalt verkauft.

Doch zunehmend verlangen internationale Experten, dass auch den Deutschen Recht widerfährt. „Es wäre ein schreckliches Unrecht, wenn deutsche Ansprüche weniger Aufmerksamkeit bekämen als die von jüdischen Nazi-Opfern“, sagt der jüdische Kunstanwalt Lloyd P. Goldenberg, der mehrere Angehörige im Holocaust verloren hat.

ERICH WIEDEMANN



## Gangsta-Rapper 50 Cent\*

„Ich reagiere nur auf Attacken von außen“

und das Album soll ein Mix aus allem Möglichen sein. Ich habe sogar versucht, einen Song mit Robbie Williams aufzunehmen.

**SPIEGEL:** Im Ernst, mit diesem Schnulzenkönig?

**50 Cent:** Wir haben ein paarmal telefoniert und uns Botschaften geschickt, doch als wir dann einen Studiotermin hatten, ging er in den Urlaub und meinte, er würde sich melden, wenn er wieder zurück sei. Und dann rief er an, aber da hatte ich keine Zeit. Und als ich wieder konnte, begann er gerade eine Entzugstherapie.

**SPIEGEL:** Sowohl Robbie Williams wie Justin Timberlake sind als Mittelklasse-Kids groß geworden, während Sie von der Straße stammen, und Ihr Freund Eminem stammt aus dem Trailerpark.

**50 Cent:** Eminem und ich, wir sind beide Kämpfer, darin sind wir uns ähnlich ... Wenn ich in Detroit bin, wie kürzlich, wo ich für Pontiac ein Design entwerfen sollte, also wenn immer ich in Motor-City bin, schaue ich bei Eminem vorbei.

**SPIEGEL:** Eminem hat Ihnen zum Durchbruch verholfen.

**50 Cent:** Ja, er hat eines meiner ersten Demo-Tapes in die Hände gekriegt. Er war gerade mit seinem Album „The Marshall Mathers LP“ beschäftigt, und da hört er normalerweise nichts anderes, aber das hat er gehört, hat mich angerufen, mich einfliegen lassen.

**SPIEGEL:** Wie war die Begegnung?

**50 Cent:** Er war zu der Zeit der größte Rapper auf dem Planeten, und ich war ein Nobody. Und er war so begeistert von meinem Zeug, dass es mir schon unangenehm war. Normalerweise ist HipHop eine Gladiatoren-Sache. Jeder kämpft gegen jeden. Da war das was Besonderes.

**SPIEGEL:** In diesem Business, wo jeder tough sein muss, geben Sie sich noch eine Spur härter als alle anderen.

**50 Cent:** Dabei reagiere ich immer nur. Ich antworte auf Attacken von der Straße.

**SPIEGEL:** Man darf nicht schlafen, oder? Da war die Sache mit Ja Rule, der Eminems Tochter Hailie beleidigt hat. Und sofort schlug Eminem zurück mit einem Song, in dem es hieß: „Hailie, hol mir meinen Oscar, wir werden ihn Ja Rule in den Hintern schieben.“

**50 Cent:** Ja Rule ist seither in der Erfolglosigkeit verschwunden. Wir haben nie wieder von ihm gehört.

**SPIEGEL:** Ihr autobiografischer Film „Get Rich or Die Tryin““, der Ihr Leben auf der Straße erzählt, beginnt mit der Szene, in der Sie niedergeschossen werden. Neunmal ist auf Sie abgedrückt worden. Gibt es immer noch Leute, die Ihnen nach dem Leben trachten?

\* Bei den Black Entertainment Television (BET) Awards in Los Angeles im Juni.

POP

# „Tod ist Entertainment“

Gangsta-Rapper 50 Cent, 31, über seine Vergangenheit auf der Straße, seinen Freund Eminem und die Politik von George Bush

**SPIEGEL:** Warum hat es wieder zwei Jahre gedauert, bis das neue Studio-Album fertig war?

**50 Cent:** Das hängt mit all den Sachen zusammen, die mit so einer Kampagne verbunden sind; die Video-Clips müssen produziert werden, dann gibt es jede Menge Projekte für meine eigenen Künstler in der „G-Unit“, dann die Konzerte, es dauert einfach zwei Jahre.

**SPIEGEL:** Sie haben jetzt mit dem Popstar Justin Timberlake gearbeitet, ein ziemlich irres Zusammenspiel für einen Gangsta-Rapper. Wird Timberlake überhaupt ernst genommen auf der Straße?

**50 Cent:** Er ist cool, und es war so einfach für uns beide, diesen Song „AYO Technology“ aufzunehmen. Er schreibt sich seine Texte nicht auf, er singt sie sich so lange vor, bis sie passen, und dann geht er ins Studio und probiert Sachen aus und improvisiert.

**SPIEGEL:** Er sagt, er habe jetzt bewiesen, dass er keine „Boy-Band-Pussy“ mehr sei, kein Teenager-Weichei mehr. Aber wo lag für Sie der Vorteil?

**50 Cent:** Ich wollte einfach was völlig Neues. Das ist jetzt mein drittes Album, „Curtis“, und es ist eine Art Familiengeschichte. Mein Großvater hieß Curtis, mein Vater war Curtis Junior, und ich bin Curtis III.,

FOTOS: BANK MICELOTTA / GETTY IMAGES

**50 Cent:** Absolut. Ich weiß auch, wer. Es sind fünf Leute, die mich wegblasen wollen, jeder hat seine eigenen Gründe. Warum sie mich töten wollen? Mein Erfolg, darum geht es eigentlich. Sie sind neidisch.

**SPIEGEL:** Tragen Sie jetzt gerade Ihre kugelsichere Weste?

**50 Cent:** Nein, hier in Europa nicht. Aber zu Hause, in L. A., trage ich sie ständig.

**SPIEGEL:** Ist Ihr Sohn bei Ihnen, wenn Sie auf Tournee sind?

**50 Cent:** Ja, ab und zu nehme ich ihn mit, in den Sommerferien. Im Moment ist er nicht dabei. Seine Mutter und ich, wir reden zurzeit nicht miteinander. Während der Schulzeit sehe ich ihn selten. Ab und zu komme ich vorbei.

**SPIEGEL:** Wie lange lassen Sie Ihren Sohn täglich Computer spielen?

**50 Cent:** Ich kann ihn da kaum bremsen, es ist wie eine Sucht. Es gibt eine Menge faszinierender Informationen im Netz, aber es gibt auch viel Bullshit, Gewalt, Pornografie.

**SPIEGEL:** Wie alt ist Ihr Sohn?

**50 Cent:** Elf.

**SPIEGEL:** Darf er Ihre brutalen und pornografischen Videos sehen?

**50 Cent:** Klar. Aber ich sitze neben ihm und erkläre, warum ich was sage. Warum ich dieses Bild nehme und woher das bei mir kommt. Das kapiert er dann, und er kann besser damit umgehen. Die Kids heutzutage – sie sehen ohnehin alles. Man kann es nicht verhindern. Kürzlich war er mit Freunden zu Hause, und ich denke, sie machen ihre Hausaufgaben, und als ich noch mal nachschaue, gucken sie sich Frauen mit großen Brüsten an. So ist das heutzutage.

**SPIEGEL:** Kennt er Ihren Film?

**50 Cent:** Sicher. Der Film ist eine ziemlich genaue Beschreibung meines Lebens auf der Straße, bevor ich zur HipHop-Szene gestoßen bin. Natürlich ist er auch Entertainment.

**SPIEGEL:** Es gibt Mord und Totschlag.

**50 Cent:** Aber Tod ist Entertainment, weil er uns alle angeht. Wir wollen nicht wissen, wann, wir wollen nicht wissen, wie, aber er ist unser Schicksal. Wir müssen alle sterben.

**SPIEGEL:** Wie ist es eigentlich, angeschossen zu werden.

**50 Cent:** Nicht sehr schön.

**SPIEGEL:** Tut es weh?

**50 Cent:** Das ist das Komische: Es tut erst richtig weh, nachdem dir der Doc gesagt hat, dass du durchkommst. Den Schuss, die Schüsse selber spürst du kaum, weil du in einer Art Schock bist. Du pumpst derartig viel Adrenalin, dass die Kugel selber nicht weh tut. Es zwick so, wie wenn du dir das Ohr läppchen durchbohren lässt.

**SPIEGEL:** Mehr nicht?

**50 Cent:** Na ja, die Löcher sind größer, und es kommt mehr Blut raus.

**SPIEGEL:** Vor ein paar Wochen haben überall in der Welt „Live Earth“-Konzerte

stattgefunden, um gegen die Umweltverschmutzung zu protestieren. Snoop Dogg zum Beispiel ist hier in Hamburg aufgetreten. Warum haben Sie nicht mitgemacht?

**50 Cent:** Hm, es sind da eine ganze Menge Leute mit ihren Jets eingeflogen und haben damit die Umwelt ganz erheblich belastet.

**SPIEGEL:** Sollte man sich als HipHop-Star in sozialen Kampagnen engagieren?

**50 Cent:** Wenn es wirklich dein persönliches Anliegen ist: sicher. Aber wenn es nur darum geht, dass du das vorliest, was dir andere Leute aufgeschrieben haben, dann hast du ein Glaubwürdigkeitsproblem. Das merkt dein Publikum. Ich habe eine kleine Stiftung gegründet, zusammen mit meinen Leuten, die „G-Unity-Foundation“, und wir haben schon ein, zwei Millionen Dollar eingesammelt, um sie Obdachlosen zugutekommen zu lassen.



Rapper Eminem, 50 Cent, Dr. Dre (New York, 2004)

**SPIEGEL:** Sie waren sehr komisch als Comic-Figur bei den Simpsons – damit hat man es wohl geschafft.

**50 Cent:** Ja, ich mochte, wie sie mich gezeichnet haben ... und die Sprecherei war ein Riesenspaß. Ich habe ja schon mein Spiel synchronisiert, ich weiß, wie das geht.

**SPIEGEL:** Sind das echte Diamanten in dem Kreuz da auf Ihrer Brust?

**50 Cent:** Ja. Mir geht's ganz gut (*lacht*).

**SPIEGEL:** Warum ist es so wichtig für einen Gangsta-Rapper, seinen Reichtum zur Schau zu stellen?

**50 Cent:** Viele von uns sind arm aufgewachsen. Deshalb zeigt man besonders stolz her, was man hat. Wenn man es hat. Viele tun auch nur so. Dann sind die Autos nur geleast, und der Schmuck ist nicht echt.

**SPIEGEL:** Was haben Sie vom Drogendealen gelernt, als Sie jung waren?

**50 Cent:** Meine Mutter hat gedealt, weil sie aus dieser Sackgasse raus wollte. Sie war Teenager, sie war schwanger, sie hatte kein Geld. Durch das Dealen konnte sie sich, und später mir, Sachen kaufen.

Doch dann ist sie umgebracht worden. Drogen dealen, das bringt dich entweder um oder in den Knast, so einfach ist das, und das ist die Lehre. Nur habe ich das am Anfang nicht begriffen, und deshalb bin ich auch irgendwann niedergeschossen worden.

**SPIEGEL:** Ihren Vater haben Sie nicht kennengelernt.

**50 Cent:** Nein. Jetzt versuch ich wenigstens, so oft es geht, mit meinem Sohn zusammen zu sein. Der soll einen Daddy haben.

**SPIEGEL:** Wie ist das mit der Frau, die Sie im Film geheiratet haben?

**50 Cent:** Na ja, die im Film ist viel netter als die in der Wirklichkeit. Sie haben sie einfach liebenswerter gemacht, die Filmleute, damit man mit ihr fühlen kann.

**SPIEGEL:** Sie waren mal in einem Umerziehungslager für straffällig gewordene Jugendliche. Wie war das?

**50 Cent:** Ich mochte es. Die Disziplin, das körperliche Training, das war alles okay. Allerdings mochte ich es nicht, dass mir jeder Zweite ins Gesicht gebrüllt hat.

**SPIEGEL:** Sie sagten mal, George Bush sei ein echter Gangsta-Rapper und dass Sie gern mal seine Hand schütteln würden.

**50 Cent:** Na ja, er hat schon eine Truppe von Leuten zusammen, die nicht unbedingt vor Mitleid überfließen, aber die man braucht, um, sagen wir in Detroit, Ordnung zu schaffen.

**SPIEGEL:** Also sind Sie politisch seiner Meinung ...

**50 Cent:** Nicht unbedingt. Aber ich erkenne jedem das Recht zu, auch egoistisch zu handeln, weil ich auch egoistische Züge an mir feststelle. Ich verstehe, dass Krieg auch eine Industrie ist und ein Geschäft. Allerdings: Es ist sehr viel einfacher, Leute in den Krieg zu schicken, als einen Krieg zu verhindern. In seinem Falle war es zu einfach. Ich bin gegen diesen Krieg.

INTERVIEW: CHRISTOPH DALLACH,  
MARKUS MATUSSEK, MATTHIAS MATUSSEK

**GEISTESGRÖSSEN (3):** Im „Jahr der Geisteswissenschaften“ stellt der SPIEGEL in einer Serie herausragende Wissenschaftler und deren Arbeit vor. Der in Göttingen lehrende Hirn-

forscher und engagierte Pädagoge Gerald Hüther fordert einen „Paradigmenwechsel“ in der Biologie. Er sieht im menschlichen Gehirn in erster Linie ein „soziales Organ“.

GEHIRN

# „Kein Gen für Faulheit“

*Die Hirnforschung unterschätzt Gefühl und Erfahrung.*

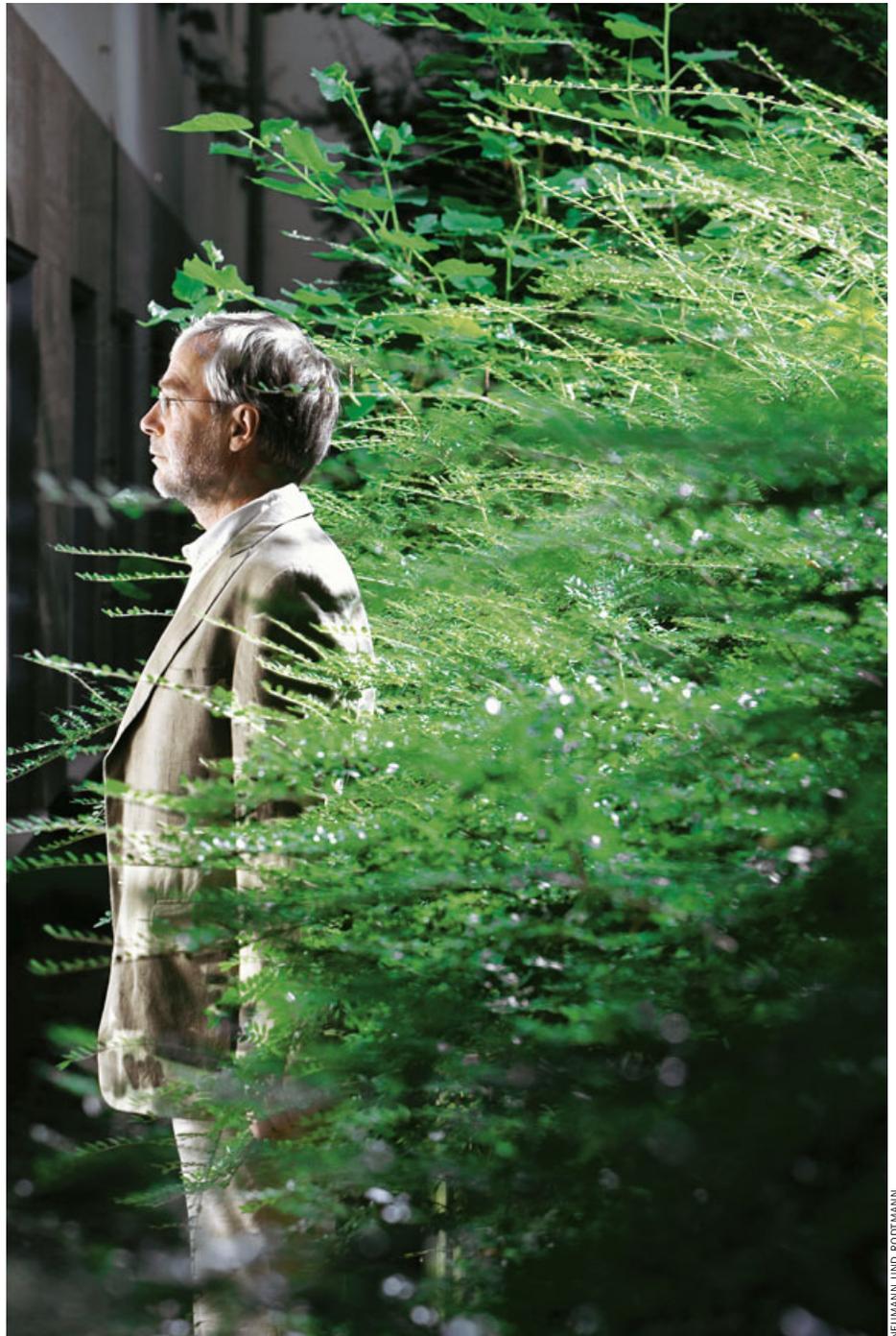


Wenn man uns durch das Fernrohr betrachtet, die menschliche Spezies in ihrem Wirken und Trachten, dann stehen wir an einem paradoxen Punkt. Wir haben die großen Mythen der Menschheit längst als solche erkannt und uns selbst bis in die DNA hinein zergliedert. Wir haben Darwin an Gottes Stelle gerückt, das Unbewusste entdeckt und die Kernspaltung zu Gut wie Böse genutzt. Wir können Gefühle und sogar Gedanken im menschlichen Gehirn messen und manipulieren.

Und doch steht jener Teil der Menschheit, der die westliche Aufklärung im Großen und Ganzen für eine gute Idee hält, ratlos und erschrocken vor den Exzessen von Destruktivität, die uns ständig beschäftigen: beiläufige wie die Umweltzerstörung, spektakuläre wie die Amokläufe Einzelner oder gleich ganzer Staaten. Wir wissen, dass wir unendlich viel wissen, aber wir wissen nicht, warum wir so wenig damit anfangen können.

Die Betrachtung der menschlichen Spezies durch das Fernrohr von Wissenschaft und Aufklärung ist Gerald Hüthers Spezialität. Er ist Naturwissenschaftler und Philosoph. Im Labor ist er mit Feinschnitten des menschlichen Gehirns beschäftigt und arbeitet am Mikroskop. Und er denkt, mit seinem Gehirn, über das große Ganze nach. Er ist Grenzgänger, der ohne die Geisteswissenschaften keine Erkenntnis sieht.

Er formuliert das so: „Noch immer finde ich es interessant“, sagt er, „das menschliche Hirn zu zerlegen und zu untersuchen. Aber ich glaube nicht mehr daran, dass das, was wir beim Zerlegen messen und analysieren können, uns die Funktionsweise unseres Gehirns besser verstehen lässt. Weil die Medien aber all diese neuen Befunde besonders gern weitergeben, meinen immer mehr Menschen, dass Glück durch eine verstärkte Endorphinausschüttung und Harmonie durch viel Serotonin im Hirn entsteht, dass der Hippocampus für das Lernen und die Amygdala für unsere Gefühle verantwortlich ist. Auch der Glaube an Gene für Faulheit und Sucht, Egoismus und Intelli-



**Hirnforscher Hüther:** *Was uns emotional nicht berührt, bekommen wir nicht in unseren Kopf*

NEUMANN UND ROTMANN

genz ist inzwischen weit verbreitet. All das dürfen Sie getrost vergessen.“

Gerald Hüther ist Biologe, Hirnforscher und Aktivist. Er ist Forscher im Geist und Bürger im Herzen. Wenn man ihn fragt, woher sein Engagement im Innersten rührt, warum er Bücher schreibt und Vorträge hält, warum er Initiativen begründet – die letzte, ein pädagogisches Großlabor in Thüringen, lief unter dem Motto „Neue Lernkultur in Kommunen“ am 3. Juli vom Stapel –, gibt er eine einfache Antwort: Er sei ein innerdeutscher Flüchtling.

Hüther studierte Biologie in der DDR und stieß dort schnell an politische Grenzen. Die Forschungsbedingungen waren in Ordnung, aber der Rest eben nicht – für eine Persönlichkeit wie die seine, die auf Entfaltung und Gestaltung gerichtet ist. Er plante die Flucht minutiös und allein: Er lernte, Visa und Pässe zu fälschen, er studierte die Rhythmen der Grenzkontrollen, trickste den Staat aus mit seinem Gehirn. Als er 1979 in Göttingen ankam, war er ein freier und für alle Zeiten selbstbewusster Mensch: „Wer das geschafft hat“, sagt er, „den entmutigt so leicht nichts mehr.“

Vielleicht ist dieser Erfolg nach Art des Odysseus – listenreich und unter genauer Beachtung des Möglichen – verantwortlich dafür, dass Professor Gerald Hüther sich nicht in Wissenschaftskonkurrenzen verliert. Er kämpft nicht gegen andere, sondern für etwas. Die Stationen seiner Karriere (Heisenberg-Stipendium, Leitungsfunktionen in der Grundlagenforschung) stehen eher für zunehmende Freiheit des Denkens und Tuns als für erreichte Posten, die ihren Sinn in sich tragen\*.

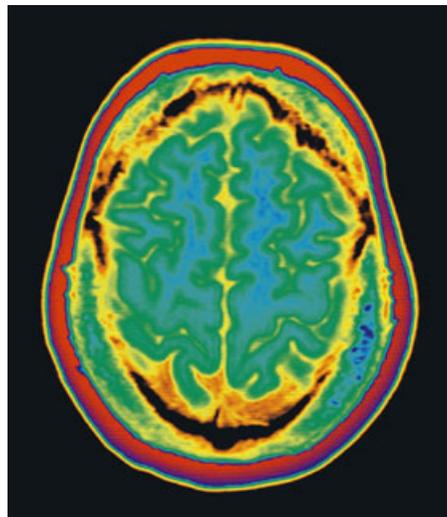
Die Fragen des Wozu, Womit, Wohin leiten seine Neugier und sein Interesse – und führen dazu, dass er andere an seinem Wissen umstandslos teilhaben lässt. Was wiederum sein einstweiliges Forschungsziel illustriert: Das Gehirn, so Hüther, ist nicht vor allem Speicherplatz, Verschaltungseinheit oder Moderator chemischer Prozesse, es ist ein soziales Organ. „Der beim Menschen wichtigste und für die Nutzung der im Gehirn angelegten neuronalen Netzwerke und Nervenzellverschaltungen am nachhaltigsten wirksame Einfluss“, heißt das in seiner kleinen „Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn“, „ist besonders schlecht zu messen. Er lässt sich am zutreffendsten mit dem Begriff Erfahrung umschreiben.“

An menschlichen Föten hat er beobachtet, dass wir bereits vor der Geburt mit dem Lernen beginnen: Wir hören Stimmen und Melodien, wir bilden Strukturen von Ruhe und Aktivität, wir fühlen Stress und erproben Techniken, um dem zu begegnen. An Laborratten hat er nachgewiesen, dass es keine genetische Disposition

\* Hüthers wichtigste Publikationen: „Biologie der Angst“; „Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn“; „Die Evolution der Liebe“ (alle bei Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen).

zur Fürsorge gibt: Schiebt man die Nachkommen besonders friedlicher und fürsorglicher Rattenmütter nach der Geburt anderen Ratten unter, dann werden diese Rattenkinder so sozial verwaht wie ihre erziehenden Mütter – und umgekehrt.

Wir unterschätzen notorisch die Bedeutung von Erfahrung, so lautet Hüthers Credo, weil es bequemer ist, der Wissenschaft die Suche nach dem „wahren Menschen“ zu überlassen – und deren Funde immer neuer Gene, Transmitter und chemischer Prozesse gläubig zu begleiten. Könnte ja sein, dass etwas dabei ist, was uns die Verantwortung für das, was wir denken, fühlen und tun, abnimmt.



Kernspintomografie eines Gehirns

*„Wie soll man etwas wollen können, was man nicht gedanklich vorbereitet hat?“*

Doch das Lernen überhaupt, so weist er es nach in seinem Essay „Biologie der Angst“ (ein stiller Bestseller, derzeit in der siebten Auflage, ein zäher Sieg der freundlichen Vernunft), beruht auf Irritation, nicht auf Bestätigung: „Wir lernen etwas Neues richtig schnell und so, dass es auch sitzt, offenbar nur dann, wenn das noradrenerge System in unserem Gehirn eingeschaltet wird, das uns gehörig wachrüttelt und dazu beiträgt, die erfolgreich zur Lösung des Problems, zur Bewältigung der Angst eingesetzten Verschaltungen zu bahnen. Das, was uns nicht emotional berührt, bekommen wir, wenn überhaupt, nur mit größter Mühe in unseren Kopf, und wenn wir es nicht ständig wieder aufzusagen, ist es im Nu auch wieder verschwunden.“

Wenn der Stress allerdings zu groß ist, lernen wir auch nichts mehr – dann akti-

viert das Gehirn die archaischen Notfallprogramme im Hirnstamm: Wir gehen zum Angriff über oder suchen die Flucht, wir sind unkreativ. Das führt beiläufig zum Plädoyer für ein Schulsystem ohne Erzeugung von Angst. Andererseits ist die von Hüther nachgewiesene Erkenntnis, dass Lernen ohne Emotion und ohne innere Beteiligung unmöglich ist, auch eine Bestätigung der Intuition, dass es wenig bringt, Kinder oder auch Erwachsene vor Computer-Lernprogramme zu setzen.

Es ist überhaupt die Nähe zum gesunden Menschenverstand, die seine Forschungen kennzeichnet. Auf die mit viel Aufwand in den Feuilletons diskutierte Frage, ob es denn einen freien Willen geben könne – wo wir doch die Prozesse im Gehirn als Bereitschaftspotentiale schon vor einer Entscheidung abbilden, also „beweisen“ können –, hat er eine einfache Antwort: „Wie soll man etwas wollen können, was man nicht gedanklich vorbereitet hat?“

Wichtiger als die Schaukämpfe einer künstlich erstarrten Intelligenz sind ihm die Forscher-Erfahrungen mit Nähe und Solidarität als den Elementarteilchen intelligenter Existenzen: Im Gespräch zitiert Hüther ein Experiment, in dem ein Affe im Käfig durch einen aggressiven Hund außerhalb der Gitterstäbe in Angst versetzt wurde. Getestet werden sollte ein neues Anti-Stress-Medikament, das sich auch bewährte.

Die Stressreaktion beim Affen verschwand allerdings genauso zuverlässig, als man einen anderen Affen zu ihm in den Käfig setzte – ursprünglich, um den Unterschied zwischen medikamentiertem und unmedikamentiertem Organismus zu zeigen. Was als Beweis für die Chemie gedacht war, erwies sich zufällig als einer für die Wirksamkeit der Nähe. (Doch es durfte nicht irgendein Affe sein: „Setzte man einen Affen dazu, der aus einer anderen Kolonie kam, funktionierte das nicht. Es musste ein alter Bekannter sein – ein guter Freund sozusagen.“)

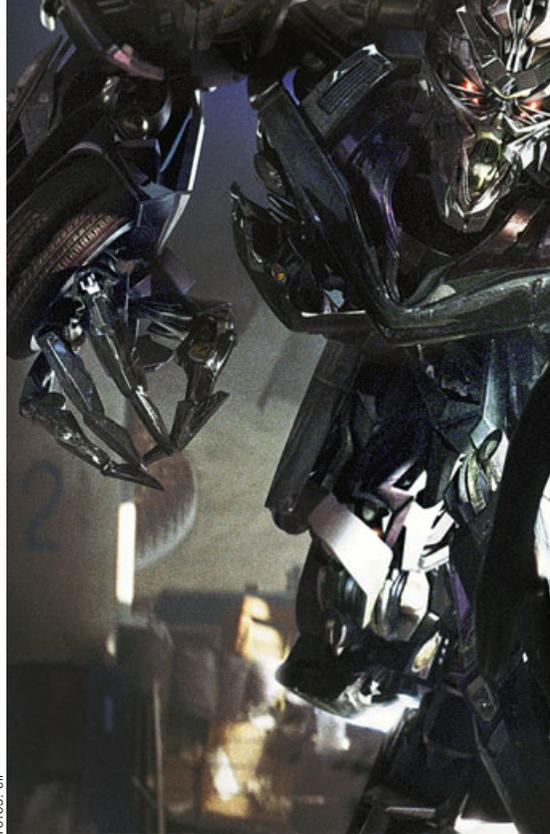
Die Biologie ist eine junge Wissenschaft. Anders als die Physik hat sie ihren Paradigmenwechsel noch vor sich. Während der eine Teil der Zukunft Daten sammelt, Materie unterm Mikroskop zerlegt und das Darwinsche „Survival of the fittest“ immer neu zu beweisen sucht, beschäftigt Hüther eine andere Frage: Wenn nur Konkurrenz und das Überleben der Bestangepassten im sogenannten Kampf ums Dasein entscheidend wären, wie ist dann zu erklären, was ein Paar, was eine Gruppe und was nicht zuletzt auch die menschliche Spezies im Innersten zusammenhält?

Die Würdigung des Sozialen – in einer anderen Sprache: der Liebe – nicht als zufälligen Überschuss der Evolution, sondern als Entwicklungsbedingung des menschlichen Gehirns ist Gerald Hüthers Beitrag für einen Paradigmenwechsel in der Biologie.

ELKE SCHMITTER



Schauspieler Carell in „Evan Allmächtig“



FOTOS: LUP

KINO

## Die digitale Sintflut

Immer mehr Großproduktionen wie der Film „Evan Allmächtig“, der jetzt bei uns in die Kinos kommt, protzen mit Computeranimationen – doch die Zuschauer wenden sich ab.

**E**in Mann macht es sich auf einem Sofa bequem, das direkt vor einem Aquarium steht. Mit einem Mal formieren sich Zierfische hinter seinem Kopf und verpassen ihm einen bunten Strahlenkranz. Ob der Mann ein falscher Heiliger ist oder ein echter, das wird sich im Verlauf des Films „Evan Allmächtig“ noch zeigen. Die Fische jedenfalls sind digital.

Die Großproduktion „Evan Allmächtig“ ist eine Fortsetzung der Erfolgskomödie „Bruce Allmächtig“ von 2003 und kommt in dieser Woche in die deutschen Kinos. Steve Carell spielt darin den US-Kongressabgeordneten Evan Baxter, der von Gott (Morgan Freeman) beauftragt wird, eine Arche zu bauen. So bekommt der Tierhasser Baxter plötzlich sehr viel Zulauf.

Kühe trotten hinter seinem Wagen her, Schlangen kriechen ihm über die Schulter, Vögel landen auf seinen Armen und auf seinem Kopf. Am Ende zieht eine endlose Karawane von Mensch und Tier ein in Baxters Rettungsboot, das von einer riesigen Flutwelle nach Washington gespült wird. Doch die Tiere, die Arche und das Wasser sind alle weitgehend aus dem gleichen Stoff gemacht: aus Bytes und Pixeln.

Es geht also in diesem Film nicht um die Allmacht Baxters oder Gottes, sondern um die der Computerspezialisten. Denn sie er-

schaffen die Natur digital noch einmal neu. Animieren nennen sie es, das heißt eigentlich: zum Leben erwecken. Doch sie filmen reale Tiere ab, verwandeln sie in Datenmengen, rekonstruieren sie am Bildschirm und schicken sie als digitale Marionetten auf die Leinwand.

175 Millionen Dollar hat der Film gekostet, aber nur gut die Hälfte davon in den USA eingespielt. Damit gilt „Evan Allmächtig“ als größter Flop des Sommers. Das mag an seinen vielen schalen Scherzen liegen. Vielleicht aber auch an der digitalen Sintflut. Denn in einem Film, in dem Wasser zu sehen ist, das nicht nass macht, Holz, das nicht brechen kann, und Tiere, die nicht stinken, ist Gott schwer zu finden.

Seit Steven Spielberg in seinem Film „Jurassic Park“ (1993) die Dinosaurier reanimierte, nahmen die digitalen Effekte vor allem in großen US-Produktionen immer mehr Raum ein. Vulkane brachen aus, Asteroiden rasten auf die Erde zu, Wasserwellen verschluckten Schiffe; Riesenschlangen-, -echsen und -affen griffen an. Zum Glück lernten die Menschen fliegen oder zumindest – wie Spider-Man –, sich über Straßenschluchten zu schwingen.

Nachdem in den „Herr der Ringe“- und „Harry Potter“-Verfilmungen gar Phantasiewesen, die bis dahin nur vor dem geisti-

gen Auge der Leser existieren konnten, auf der Leinwand ins Leben traten, sind den Digitaleffekten offenbar keine Grenzen mehr gesetzt. In dem Actionkracher „Transformers“ mit Jungstar Shia LaBeouf verwandeln sich Autos und Radios in Roboter – und zurück.

Alles ist möglich. Doch immer weniger wirkt wirklich.

„Die Errettung der äußeren Wirklichkeit“ versprach sich Siegfried Kracauer noch 1960 vom Film. Keine andere Kunst, so glaubte der deutsche Sozialwissenschaftler, sei vergleichbar in der Lage, „vorübergehendes materielles Leben festzuhalten, Leben in seiner vergänglichsten Form“. Die Erfahrung der dinglichen Welt im Kino könne für den Zuschauer wie „eine Bluttransfusion“ sein.

Heute scheint die physische Wirklichkeit zunehmend von einem Kino bedroht, in dem selbst das Blut digital ist. Doch nun melden sich auch in Hollywood bereits erste mutige Retter. Bruce Willis etwa, der Mann der Tat schlechthin. In seinem neuen Film „Stirb langsam 4.0“ verkörpert er als John McClane tapfer „einen analogen Cop in einer digitalen Welt“.

Selbst seine elfjährige Tochter könne Computeranimationen mit bloßem Auge erkennen und finde sie nicht mehr spannend, erzählt Willis (SPIEGEL 26/2007). Deshalb habe er die meiste Action real gefilmt. Eine Szene, in der McClane mit einem Auto einen Hubschrauber vom Himmel holt, wurde mit einem echten Auto, einer echten Rampe und einem großteils echten Hubschrauber gedreht; nur die Rotorblätter und ein in die Tiefe stürzender Mann wurden digital hinzugefügt.

Leider begnügte sich Willis in „Stirb langsam 4.0“ nicht damit, nur einmal kurz



„Transformers“-Star LaBeouf

der ab. Tagelang schuftete Lean mit seinem Team bei über 50 Grad Hitze in der jordanischen Wüste, um für sein Meisterwerk „Lawrence von Arabien“ (1962) Aufnahmen wie jene legendäre Einstellung zu drehen, in der sich Beduinen auf Kamelen aus weiter Entfernung der Kamera nähern und eine Luftspiegelung den Eindruck erweckt, sie ritten auf Wasser.

Diese Einstellung verliert nichts von ihrer Wirkung, so oft man sie auch sieht. Wie eine irrealer, immaterielle Erscheinung wirken die Reiter zunächst und werden dann Meter für Meter fassbarer. David Lean und sein Kameramann Freddie Young schufen einen erhabenen Moment.

Doch ein Regisseur wie Lean würde heute wohl schon nach wenigen Drehtagen ge- feuert. Eine Fata Morgana ist

vom Boden der Tatsachen abzuheben. Am Ende des Films springt er von einer ein- stürzenden Autobahnbrücke auf einen flie- genden Kampfjet und turnt auf dessen Flüg- eln herum. Im Nu stürzt der Film aus der aufregenden Welt der physischen Konfron- tation ab in den körper- und seelenlosen virtuellen Raum des Computerspiels.

Dieser Zwiespalt, sich einerseits an der physischen Wirklichkeit abarbeiten und

andererseits der Phantasie freien Lauf las- sen zu wollen, ist so alt wie das Kino selbst. Nur wenige Jahre nachdem die Filmpio- niere Louis und Auguste Lumière Ende des 19. Jahrhunderts Arbeiter abgelichtet hatten, die aus einer Fabrik strömten, bas- telte Georges Méliès Studiokulissen für Jules-Verne-Verfilmungen und schickte sei- ne Darsteller auf einen Mond aus Pappe.

Die oft behauptete scharfe Trennung zwischen realistischem und phantastischem Film ist nun ihrerseits bloß halb- wahr: Die Lumières stilisierten die Wirklichkeit schon durch die Wahl der Kameraperspektive, Méliès ließ seine Helden in Frack und Zylinder über den Mond spazieren und gab dem Weltraumflug so eine sehr irdi- sche Note.

Hollywood freilich perfektionierte mit dem Aufbau seiner Traumfabriken das Ver- fahren, die Welt in den eigenen vier Wän- den nachzustellen. Egal, ob ein Film in Paris, London oder Shanghai spielte, ge- dreht wurde im Studio in Los Angeles. Abwegig die Idee, eine Straßenszene auf einer echten Straße zu drehen. Hollywood wollte die Kontrolle über die Welten, die es erschuf. Die Wirklichkeit als die launisch- ste Diva, die keine Einstellung nach Plan wiederholt, passte nicht ins Konzept.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wagten es die Produzenten und Regisseure mehr und mehr, ihre Fiktionen Freilandversuchen auszusetzen. Mit dem Film noir zogen sie hinaus auf die Straße, wo Polizisten kor- rupt und die Frauen zwielichtig sind. Dort draußen lag eine Wirklichkeit, die stets un- berechenbar und einzigartig war.

Regie-Meister wie George Stevens („Gi- ganten“, 1955) oder David Lean („Die Brü- cke am Kwai“, 1957) rangen der Wirklich- keit unter größten Mühen ungesehene Bil-

für die Computer-Wizards ein Klacks, nur ein Idiot käme auf die Idee, in der Wüste zu schwitzen, um sie in echt zu filmen. Nun ist Hollywood also wieder in seinen vier Wän- den angekommen, wo es glaubt, ganz genau zu wissen, wie die Welt aussieht.

Die Animationsspezialisten lösen bei ihren Zuschauern verzücktes Staunen aus, wenn sie phantastische Welten und Ge- schöpfe kreieren, aber immer öfter ge- langweiltes Gähnen, wenn sie der Wirk- lichkeit hinterhertricksen. Wenn in „Evan Allmächtig“ ein Staudamm bricht, wirkt dies kaum überzeugender als im Katastro- phenfilm „Erdbeben“, in dem eine ähnl- iche Szene nicht mit digitalen Mitteln, son- dern mit einem kleinen Modell gefilmt wurde – vor 33 Jahren.

Auch das Wasser in „Evan Allmächtig“ sieht fast immer noch so künstlich aus wie in Wolfgang Petersens Film „Der Sturm“, der im Jahr 2000 gedreht wurde und schon als Dinosaurier für digitale Effekte gilt. Doch es sei nur eine Frage der Zeit, versichern die Experten, bis animiertes Wasser von ech- tem nicht mehr zu unterscheiden sei.

Damit haben sie wahrscheinlich recht und unterliegen doch einem fundamen- talen Irrtum. Denn sie glauben, die Compu- teranimationen müssten sich asymptotisch der Wirklichkeit annähern, bis die Nach- bildung nahezu perfekt sei. Doch nicht die Qualität der Simulation ist das Problem; sondern die Simulation selbst.

In seinem Historienspektakel „Troja“ (2004) demonstrierte Wolfgang Petersen die Übermacht der griechischen Armeen, indem er mit einem computersimulierten Flug die Landungsstrände voller Kriegs- gerät und Menschenmassen zeigte. Damit zitierte der Regisseur die legendäre Ein- stellung aus dem Film „Der längste Tag“



CINETEXT/WERNER HERZOGS FILM

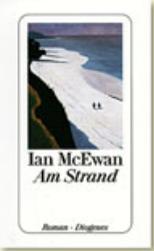
Szene aus „Fitzcarraldo“ (1982)  
Der Wirklichkeit große Bilder abringen

## Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: [www.spiegel.de/bestseller](http://www.spiegel.de/bestseller)

## Belletristik

- 1 (1) **Joanne K. Rowling** Harry Potter and the Deathly Hallows  
Bloomsbury; 28,90 Euro
  - 2 (2) **Tommy Jaud** Millionär  
Scherz; 13,90 Euro
  - 3 (3) **Andrea Maria Schenkel** Tannöd  
Edition Nautilus; 12,90 Euro
  - 4 (4) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Halbblutprinz  
Carlsen; 22,90 Euro
  - 5 (10) **Tess Gerritsen** Blutmale  
Limes; 19,95 Euro
  - 6 (-) **Ian McEwan** Am Strand  
Diogenes; 18,90 Euro
- Ein junges, frisch vermähltes Ehepaar bewegt sich aufs Bett und damit auf die Katastrophe zu**


- 7 (7) **Dieter Hildebrandt** Nie wieder achtzig!  
Blessing; 19,95 Euro
  - 8 (6) **Daniel Kehlmann** Die Vermessung der Welt  
Rowohlt; 19,90 Euro
  - 9 (5) **Donna Leon** Wie durch ein dunkles Glas  
Diogenes; 21,90 Euro
  - 10 (14) **Simon Beckett** Kalte Asche  
Wunderlich; 19,90 Euro
  - 11 (8) **Marina Lewycka** Kurze Geschichte des Traktors auf Ukrainisch  
dtv; 14 Euro
  - 12 (9) **Cecelia Ahern** Vermiss mein nicht  
W. Krüger; 16,90 Euro
  - 13 (12) **J. R. Moehring** Tender Bar  
S. Fischer; 19,90 Euro
  - 14 (-) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Stein der Weisen  
Carlsen; 14,90 Euro
  - 15 (15) **Karin Slaughter** Gottlos  
Wunderlich; 19,90 Euro
  - 16 (13) **John R. R. Tolkien** Die Kinder Húrins  
Klett-Cotta; 19,90 Euro
  - 17 (19) **Martina Brandl** Halbnaackte Bauarbeiter  
Scherz; 12,90 Euro
  - 18 (17) **Kai Meyer** Drache und Diamant – Das Wolkenvolk III  
Loewe; 16,90 Euro
  - 19 (16) **David Safier** Mieses Karma  
Kindler; 16,90 Euro
  - 20 (-) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Feuerkelch  
Carlsen; 22,90 Euro

## Sachbücher

- 1 (1) **Hape Kerkeling** Ich bin dann mal weg  
Malik; 19,90 Euro
  - 2 (2) **Rhonda Byrne** The Secret – Das Geheimnis  
Goldmann; 16,95 Euro
  - 3 (4) **Karl Lauterbach** Der Zweiklassenstaat  
Rowohlt Berlin; 14,90 Euro
  - 4 (5) **Benedikt XVI.** Jesus von Nazareth  
Herder; 24 Euro
  - 5 (3) **Susanne Fröhlich / Constanze Kleis** Runzel-Ich – Wer schön sein will ...  
W. Krüger; 14,90 Euro
  - 6 (9) **Veronika Peters** Was in zwei Koffer passt – Klosterjahre  
Goldmann; 18 Euro
  - 7 (6) **Eva-Maria Zurhorst** Liebe dich selbst  
Goldmann; 18,90 Euro
  - 8 (7) **Tiziano Terzani** Das Ende ist mein Anfang  
DVA; 19,95 Euro
  - 9 (8) **Oliver Hilmes** Herrin des Hügels – Das Leben der Cosima Wagner  
Siedler; 24,95 Euro
  - 10 (10) **Ulrich Wickert** Gauner muss man Gauner nennen  
Piper; 19,90 Euro
  - 11 (12) **Heinz Florian Oertel** Gott sei Dank – Schluss mit der Schwatzgesellschaft  
Das Neue Berlin; 9,90 Euro
  - 12 (11) **Sabine Asgodom** Lebe wild und unersättlich!  
Kösel; 14,95 Euro
  - 13 (17) **Dalai Lama / Jeffrey Hopkins (Hg.)** Das Leben tiefer verstehen  
Herder; 19,90 Euro
  - 14 (16) **Jürgen Roth / Rainer Nübel / Rainer Fromm** Anklage unerwünscht  
Eichborn; 19,95 Euro
  - 15 (-) **Al Gore** Angriff auf die Vernunft  
Riemann; 19 Euro
- Kritik des ehemaligen US-Vizepräsidenten an den Fehlentwicklungen unter der gegenwärtigen Bush-Regierung**


- 16 (-) **Bas Kast** Wie der Bauch dem Kopf beim Denken hilft  
Fischer; 17,90 Euro
  - 17 (13) **Christian Saehrendt / Steen T. Kittl** Das kann ich auch!  
DuMont; 14,90 Euro
  - 18 (-) **Guido Knopp** Die Königskinder  
C. Bertelsmann; 19,95 Euro
  - 19 (-) **Petra Gerster** Reifeprüfung – Die Frau von 50 Jahren  
Rowohlt Berlin; 19,90 Euro
  - 20 (-) **John Kotter / Holger Rathgeber** Das Pinguin-Prinzip – Wie Veränderung zum Erfolg führt  
Droemer; 14,90 Euro

(1962), in der Darryl F. Zanuck die Invasion der Alliierten in der Normandie feierte.

Worin besteht der Unterschied? Die Schiffe, Panzer und Menschen bei Zanuck waren echt, dem Produzenten stand für die Dreharbeiten eine internationale Nato-Flotte zur Verfügung. Die Flugaufnahme in „Der längste Tag“ ist also das Dokument einer der gewaltigsten Kunstanstrengungen in der Geschichte des Kinos, und die Vibrationen dieser Anstrengung sind beim Sehen zu spüren.

Denn die Geschichten und Mythen um die Entstehung von Kinobildern gehören mit zu ihrer Wirkung. Wer sich heute noch einmal Werner Herzogs Film „Fitzcarraldo“ von 1982 anschaut, sieht die Bilder im Bewusstsein, dass der Regisseur tatsächlich ein ganzes Schiff mitten im Amazonas-Dschungel über einen Berg ziehen ließ.

Gewiss kann man sich fragen, ob es von Herzog richtig war, die Gesundheit seiner Stars zu ruinieren, seinen Kameramann mit gespaltener Hand weiterarbeiten zu lassen und Heerscharen von Indianern wie ein Sklaventreiber durch den Urwald zu hetzen. Aber es waren ja gerade die Grenzüberschreitungen, auch die moralischen, die das Kino vorangebracht und große Leinwandlerlebnisse geschaffen haben.

Das Spektakel-Kino ist ein Nachfolger des Zirkus, und kein Mensch geht in den Zirkus, um einen virtuellen Salto mortale zu sehen. Wenn es drauf ankommt in den Actionszenen, dann muss einer den Kopf hinhalten, ob Star oder Stuntman. Es reicht nicht zu wissen, dass sich Hunderte Computerspezialisten beim Animieren der Szene die Finger wund getippt haben.

Wenn man Filme zusammen mit zehnjährigen Kindern sieht, zeigen sie immer öfter auf Leinwand und Bildschirm und rufen: „Computeranimation“, als hätten sie den Regisseur bei einem Taschenspielertrick erwischt. Es ist wohl kein Zufall, dass der dokumentarische Natur- und Tierfilm boomt, seit computeranimierte Tiere die Leinwand bevölkern. Der Spielfilm gilt selbst Kindern inzwischen als Betrüger, der mit gefälschten Bildern handelt.

Für seinen Spielfilm „Die Bibel“ (1966) ließ John Huston eine 61 Meter lange und 15 Meter hohe Arche bauen und brachte darin echte Tiere unter, Zebras, Nilpferde, Giraffen und sogar, hinter Glasscheiben, Löwen. Wochenlang half der Regisseur mit, die Tiere zu dressieren. Am Ende konnten sie ihn so gut, dass er den Noah selbst spielen musste.

Seinen Lieblingselefanten kraulte Huston immer am Bauch. Dem Tier gefiel das so gut, dass es Huston mit dem Rüssel am Handgelenk packte und ihn so dazu bewegte, weiterzumachen. Diese Marotte des Tieres ist im Film zu sehen. Ein solcher Eigensinn ließe sich niemals animieren. Man kann ihn nur aus der Wirklichkeit herauskitzeln.

LARS-OLAV BEIER

Der endlose Bergman-Film, zu dem in der Erinnerung Bilder über Bilder zusammenfließen, umspannt ein halbes Jahrhundert. Eine Vielzahl unvergesslicher Gesichter und schmerzlich-schöner Geschichten; all die stolzen, verletzlichen Bergman-Frauen, all die an sich selbst leidenden Bergman-Männer; summa summarum das Panorama einer Gesellschaft und einer Zeit, wie es in solcher Dichte und Eigenart kaum ein anderer Filmkünstler in diesem halben Jahrhundert geschaffen hat.

Ingmar Bergman war der sprichwörtlich missratene Pastorensohn, der mit dem Wanderzirkus durchbrennt. Das rigide protestantische Elternhaus hat ihn geprägt, ja fürs Leben gezeichnet; die frühe Flucht in die Phantasie, in die Kunst, die Kulissenwelt des Theaters und des Kinos, wo alles Spiel ist, setzte unerhörte Kreativität frei und verschaffte ihm die Befriedigung außerordentlicher Erfolge, doch von der innersten Einsamkeit konnte das Augenblicksglück der Kunst ihn nie erlösen, und der kleine Nebengott Eros erwies sich Mal um Mal als treuloser Tröster.

Der Gegensatz zwischen Künstler und Bürger ist – vom grell expressiven



PRESSEBILD WANSELIUS / DPA

## Ingmar Bergman

1918 bis 2007

Frühwerk „Abend der Gaukler“ (1953) bis zum schwelgerisch melancholischen Abschiedsmelodram „Fanny und Alexander“ (1982) – für ihn ein zentrales Motiv. Der Hungerblick der zweifelnden, irrenden, strauchelnden Bergmanschen Schmerzensmänner und Verzweiflungsfrauen: Darin erkannte

Europas bürgerliche Nachkriegsseele – in den Jahren vor und nach dem Skandalserfolg von „Das Schweigen“ (1963) und über die „Szenen einer Ehe“ (1973) hinaus – einen Spiegel der eigenen Schuld, Angst, Entwurzelung, und das machte den schwedischen Kinomonomanen für anderthalb Generationen zu einer Epochenfigur.

Auf die weite Welt scheint er kaum neugierig gewesen zu sein, nicht einmal als Tourist, und an Hollywood hatte er kein Interesse, obwohl man ihn dort mit dem Oscar auszeichnete. Er war in Schweden zu Hause: als umtriebiger Theatermann an Stockholms Königlichem Schauspielhaus, genannt „Dramaten“; als Filmemacher mit bescheidenen Mitteln in bescheidenen schwedischen Ateliers, denen aber die unvergleichliche Riege seiner Schauspieler (Ingrid Thulin, Harriet Andersson, Liv Ullman, Max von Sydow, Erland Josephson) allen Glanz der Welt gab; als einsamkeitssüchtiger Einsiedler in seinem Landsitz auf der kleinen Ostseeinsel Farö. Dort ist Ingmar Bergman, Schwedens bedeutendster, wirkungsmächtigster Künstler des 20. Jahrhunderts, am vergangenen Montag in Alter von 89 Jahren gestorben.

Er war schon Ende vierzig, geprüft durch erschöpfende Umwege und Niederlagen, als man ihn 1960 zum ersten Mal zum Festival nach Cannes einlud, und dort wurde sein elegischer Liebesfilm „L'avventura“ von einem unduldsamen Publikum niedergebrüllt: der Schock der Modernität. Doch schon ein Jahr später wurde „La notte“ (wieder eine intime Krisengeschichte, eine Liebes-Implosion) auf der Berlinale mit dem Goldenen Bären gefeiert. Michelangelo Antonioni hatte einem willigen Publikum die Augen geöffnet: Sein kühl beobachtender Blick registrierte seismografisch genau die feinsten Erschütterungen des Gefühls; nicht in melodramatischen Auftritten und großen Worten, sondern in einer eleganten Helldunkel-Choreografie von beiläufigen Gesten, Halbsätzen, Blickwechsellern und im Assoziationsfluss von sprechenden Stilleben und Seelenlandschaften mit hohem Himmel entwickelte Antonioni eine Mikropsychologie der Geschlechterbeziehungen, wie sie dem Zuschauer so dicht und delikate im Kino noch nicht begegnet war.

Auf „L'avventura“ und „La notte“ folgten „L'eclisse“ (in Deutschland

„Liebe 1962“) und „Die rote Wüste“: In den sechziger Jahren, diesem produktivsten, kreativsten Jahrzehnt des europäischen Nachkriegskinos, war Antonioni ein Idol ohnegleichen, jeder dieser vier Filme ein Höhepunkt an geschmeidiger Finesse und Makellosigkeit, und jedem gab Monica Vitti ihre

## Michelangelo Antonioni

1912 bis 2007



ANTONIO SCATTOLONI / CONTRASTO / LAIF

geheimnisvoll erotisierende Präsenz. Antonioni spürte hinter der Wohlstandsfassade des schicken italienischen Bürgertums diffuse Ängste, gescheiterte Lebensentwürfe, brüchige Identitäten auf: Geschichten von der Last alter Gefühle in einer Welt, die neu und kühl und modern sein wollte.

Er ist dann aufgebrochen, dorthin, wo ihm die Welt moderner und jünger erschien. 1966 in „Blow up“ (seinem größten kommerziellen Erfolg) fing er den Zeitgeist des poppigen Swinging London virtuoser als irgendein britischer Film jener Jahre ein; 1970 in „Zabriskie Point“ tat er sich mit dem stürmisch jugendbewegten Los Angeles von Flower-Power und Studentenrevolte zusammen; 1975 in „Beruf: Reporter“ schickte er Jack Nicholson auf der Spur alter Antonioni-Motive quer durch Europa – doch da waren Zeit, Mode, Kino eigentlich schon über ihn hinweggegangen. Unvergesslich bleibt das spektakuläre „Zabriskie Point“-Finale, eine delirierende Zeitlupen-Explosion mit Pink-Floyd-Sound, Urknall der Freiheit, Utopie und Apokalypse in einem. 94-jährig ist Michelangelo Antonioni am vergangenen Montag in Rom gestorben.



## Der Satyrker

**Nahaufnahme:** Der italienische Komiker Beppe Grillo ist eine von allen Politikern gefürchtete Ein-Mann-Opposition.

Der Mann sieht aus wie einer von den Wildecker Herzbuben, zwingt sich pausenlos redend, schreiend, gestikulierend durch das Publikum, reißt einer Pinkfrisierten ihre Wasserflasche weg, trinkt sie aus, rast weiter und schüttelt einen Rentner an den Schultern und brüllt ihm ins Ohr: „Verstehst du das?!“ Und ringsum steigen trichterförmig die Sitzreihen der Sportarena Palalottomatica auf, da sitzen 10000 Römerinnen und Römer und hängen an den Lippen dieses Fauns. Er redet zwei Stunden lang, ohne Pause, ohne Versprecher. Ohne Erbarmen.

Beppe Grillo geht um. Der Komiker. Der Ernstmacher. Italiens populärster Populist. So gefürchtet von den Politikern aller Parteien, dass er auf keinem Sender auftreten darf. Eine Mischung aus Harald Schmidt und Savonarola, Satyr und Satiriker.

Es ist der dritte Auftritt in Rom. Die Karten für Grillos Programm „Reset“ waren Tage vorher ausverkauft. Danach zieht er in den Norden, schließlich an die Strände Latiums. Alle Auftritte sind ausverkauft.

Beppe Grillo hastet weiter durch die Sitzreihen, dampfend vor Energie, knüllt eine Namensliste zusammen und haut sie einem Zuhörer um die Ohren: „In unseren Parlamenten! Sitzen! 25!! Rechtmäßig Verurteilt! Fünf-und-zwanzig! – Findest du! Das! Normal?!“

Genau so ist er Ende Juni auch vor dem Europaparlament aufgetreten. Grillo sprach eine Stunde lang über jenen italienischen Sonderweg, der auch wegen Korruption und Betrug verurteilten Politikern ihren Platz im Parlament belässt. Und weil sich daran auch unter der Linken nichts geändert hat, haben die Grillisten den 8. September zum „Vaffanculo Day“ erklärt, zum nationalen „Leck-mich-Tag“.

Gegen die anarchische Wucht eines Grillo wirken Dieter Hildebrandt und Harald Schmidt wie Regierungssprecher. Aber kann man einem Land gratulieren, das Komiker (nötig) hat wie ihn?

Um in Italien Kabarett und Grotteske zu machen, reicht es, aus der Zeitung vorzu-

lesen. Der Regierungssprecher wird auf dem Transvestitenstrich fotografiert. Der Justizminister war Gast bei einer Mafiosi-Hochzeit. Der Chef der Nationalbank begünstigt seinen Schwiegersohn, will aber im Amt bleiben, weil er so katholisch ist. Weite Landesteile sind zum Müllnotstandsgebiet erklärt, weil der Abfall so hoch liegt, dass kein Autoverkehr mehr möglich ist. Die Fußballspiele manipuliert? Aber sicher! Nationalmannschaft samt Trainer davon betroffen, aber trotzdem Weltmeister? Logo, gerade deswegen!

Die Zeitungen sind voll davon. Nur sind der Skandale so viele, dass sie am nächsten Morgen wieder vergessen sind. Grillo muss sie nur den Leuten in die Ohren schreien,

nes Massenmedium, reist geißelnd, wütend, maßlos übertreibend durchs Land.

In fast 200 Städten Italiens treffen sich „Beppe-Grillo-Freundeskreise“ wöchentlich, um gemeinsam seinen Weblog zu lesen und zu diskutieren. Es ist die Piazza des Web-2.0-Zeitalters. Die Seite [www.beppegrillo.it](http://www.beppegrillo.it) ist eine der meist angeklickten Italiens, sie ist teils ins Englische übersetzt. An jeder Autoraststätte, an jedem Kiosk findet sich sein Buch „Tutto il grillo che conta“.

Grillo hat nichts dagegen, Verbraucher-, Pazifisten- oder sonstige Bewegungen auszurufen. Mit seiner Verve hat er dafür gesorgt, dass Mineralwasser in Italien nicht wie Grand Cru bepreist wird. Sein Internet-

Referendum gegen die über- teuerten Handy-Gebühren ist von der Regierung Prodi aufgenommen und in ein Gesetz geschrieben worden. Bei der Aktionärsversammlung der italienischen Telecom im April war auch Grillo eingeladen, als Sprecher der entrechteten und enterbten Kleinaktionäre. Unter den versteinerten Blicken der Aufsichtsräte wütete er gegen illegale Abhöraktionen innerhalb des Unternehmens. Die Versammlung amüsierte sich, und es ging weiter in der Tagesordnung.

Seit neuestem kämpft Grillo gegen Müllverbrennungsanlagen, weil sie „Nanopathologien“ fördern würden.

Das kommt an in der Arena des Palalottomatica. Auch wenn im Süden wild die Deponien kokeln, weil es genau an diesen Anlagen mangelt. „Was tun?“, brüllt Grillo und zert jetzt einen jungen Aktivisten vors Mikrofon. Der sagt, dass Mülltrennung eine gute Sache sei und Car-Sharing sowieso, und das Publikum klatscht begeistert. Wie über einen guten Witz.

Rings um das Palalottomatica parken die Autos der Grillo-Party-Besucher. Sie stehen in zweiter, dritter Reihe, sind verzweifelt auch auf Zebrastreifen abgestellt, auf Trottoirs und Grünanlagen. Car-Sharing? Supersache, aber leider nicht zu machen. Aber gut, mal drüber geredet zu haben. Wenn der römische Verkehr nicht so laut wäre, könnte man jetzt auch das Zirpen einer Grille hören. ALEXANDER SMOLTZYK



Komiker Grillo: „Findet ihr das normal?“

und sie sind begeistert. Sie lieben ihn als Kathartiker. Er sagt, wie's ist und wie es immer sein wird.

Grillo lässt über der Bühne des Palalottomatica eine Web-Seite aufleuchten. Die Regierung habe 45 Millionen Euro für einen Internet-Auftritt ausgegeben, der offenbar unbrauchbar ist. „Wie findet ihr zu der Seite? Tippt bei Google einfach „merda“, Scheiße, ein, und schon seid ihr da.“ Grillo macht's vor. Und siehe da: Es klappt. Zumindest in diesen Tagen.

Der 59-jährige Komiker begann seinen Aufstieg im Fernsehen. Wegen einer Anspielung auf die Korruption der damaligen (sozialistischen) Regierung bekam Grillo 1994 Auftrittsverbot bei der staatlichen RAI. Keine Folgerregierung hat ihn zurückgeholt. Seither ist Beppe Grillo sein eige-

## Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg  
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

## Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: artikel@spiegel.de

## Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris  
Telefon: (00331) 53057650 Fax: (00331) 47421711

## für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869  
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

## SPIEGEL-Shop

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titellustrationen als Kunstdruck, die SPIEGEL-Jahres-DVD und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter [www.spiegel.de/shop](http://www.spiegel.de/shop).  
Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

## Bestellung von Einzelheften / älteren Ausgaben

Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-857050  
E-Mail: [nachbestellung@spiegel.de](mailto:nachbestellung@spiegel.de)

## Abonnenten-Service

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 20.00 Uhr, Sa. 10.00 – 18.00 Uhr  
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 (3,9 Cent/Min.)  
Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 (3,9 Cent/Min.)  
Fax: (040) 3007-857006

Service allgemein: (040) 3007-2700  
Fax: (040) 3007-3070  
E-Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)

## Abonnenten-Service Schweiz

DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern  
Telefon: (0041) 41-329 22 55 Fax: (0041) 41-329 22 04  
E-Mail: [spiegel@leserservice.ch](mailto:spiegel@leserservice.ch)

## Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.  
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259  
E-Mail: [info@blista.de](mailto:info@blista.de)

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt Frankfurt am Main

Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296  
E-Mail: [m-kirchner@t-online.de](mailto:m-kirchner@t-online.de)

## Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 171,60  
Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 499,20  
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 127,40 inkl. 6-mal UniSPIEGEL  
Schweiz: zwölf Monate sfr 301,60  
Europa: zwölf Monate € 226,20  
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 304,20  
SPIEGEL DIGITAL inkl. E-Paper: zwölf Monate € 174,20  
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

## Abonnementsbestellung

Bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

## Ich bestelle den SPIEGEL

für € 3,30 pro Ausgabe (Normallieferung)  
 für € 9,60 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.  
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.  
Zusätzlich erhalte ich den KulturSPIEGEL, das monatliche Programm-Magazin.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle  
 bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährlich).

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP07-001-WT127

## DER SPIEGEL

Brandstwierte 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail [spiegel@spiegel.de](mailto:spiegel@spiegel.de) · SPIEGEL ONLINE [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de)

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923 – 2002)

**CHEFREDAKTEUR** Stefan Aust (v. i. s. d. P.)

**STELLV. CHEFREDAKTEURE** Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

**DEUTSCHE POLITIK** Leitung: Dietmar Pieper, Hans-Ulrich Stoldt.  
*Redaktion:* Georg Bönisch, Jan Friedmann, Per Hinrichs, Carsten Holm (Haumittelung), Ulrich Jaeger, Bernd Kühn, Merlind Theile.  
*Autoren, Reporter:* Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darmstadt, Dr. Klaus Wiegrefe

**HAUPTSTADTBÜRO** Leitung: Dirk Kurbjuweit, Georg Mascolo, Jan Fleischhauer (stellv.), Konstantin von Hammerstein (stellv.).  
*Redaktion Politik:* Ralf Beste, Petra Bornhöft, Horand Knaup, Roland Nelles, Ralf Neukirch, René Pfister, Alexander Szandar.  
*Autoren, Reporter:* Markus Feldenknecht, *Redaktion Wirtschaft:* Markus Detmer, Alexander Neubacher, Christian Reiermann, Wolfgang Johannes Reuter, Michael Sauga, Thomas Schulz

**DEUTSCHLAND** Leitung: Clemens Höges, Alfred Weizierl.  
*Redaktion:* Dominik Cziesche, Ulrike Demmer, Michael Fröhlingsdorf, Sebastian Knauer, Günther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet.  
*Autoren, Reporter:* Jochen Bölsche, Jürgen Dahlkamp, Gisela Friedrichsen, Bruno Schrep

**BERLINER BÜRO** Leitung: Stefan Berg (stellv.), Holger Stark (stellv.).  
*Redaktion:* Markus Deggerich, Irina Repke, Sven Robel, Marcel Rosenbach, Caroline Schmidt, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski

**WIRTSCHAFT** Leitung: Armin Mahler, Thomas Tuma.  
*Redaktion:* Beat Balzi, Julia Bonstein, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusch, Nils Klawitter, Jörg Schmitt, Janko Tietz.  
*Autoren, Reporter:* Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

**AUSLAND** Leitung: Hans Hoyng, Dr. Gerhard Spörl, Dr. Christian Neef (stellv.).  
*Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Joachim Hoelzgen, Siegmund von Iseemann, Jan Puhl, Mathieu von Rohr, Britta Sandberg, Daniel Steinvorth, Helene Zuber.  
*Autoren, Reporter:* Dr. Erich Follath, Marc Hujer, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Erich Wiedemann

**WISSENSCHAFT UND TECHNIK** Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf.  
*Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Julia Koch, Beate Lakotta, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thadeusz, Katja Thimm, Christian Wüst

**KULTUR** Leitung: Dr. Romain Leick, Matthias Matussek.  
*Redaktion:* Verena Araghi, Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Rebecca Casati, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterberg, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Dr. Malte Herwig, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronstein, Philipp Oehmke, Elke Schmitter, Moritz von Uslar, Claudia Voigt, Marianne Wellershoff, Martin Wolf.  
*Autoren:* Wolfgang Höbel, Urs Jenny, Dr. Mathias Schreiber

**GESELLSCHAFT** Leitung: Matthias Geyer, Cordt Schnibben.  
*Redaktion:* Anke Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip.  
*Reporter:* Klaus Brinkbäumer, Uwe Buse, Ulrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch, Alexander Osang, Barbara Supp

**SPORT** Leitung: Lothar Gorris.  
*Redaktion:* Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger

**SONDERTHEMEN** Leitung: Stephan Burgdorff, Norbert F. Pötzl (stellv.).  
*Redaktion:* Karen Andresen, Wolfram Bickerich, Annette Bruhns, Joachim Mohr, Dr. Johannes Saltzweid, Manfred Schniedenharn, Dr. Rainer Traub, Kirsten Wiedner

**PERSONALIEN** Katharina Stiegelmann; Petra Kleinmu

**CHEF VOM DIENST** Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

**SCHLUSSREDAKTION** Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Anke Jensen, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Frieder Poeschmann, Fred Schlotterbeck, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirikka, Ulrike Wallenfels

**BILDREDAKTION** Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftegestaltung), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt, Anke Wellnitz, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Heidrun Günther, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Sabine Sauer, Karin Weinberg. E-Mail: [bildred@spiegel.de](mailto:bildred@spiegel.de)

**SPIEGEL Foto USA:** Matthias Krug, Tel. (001310) 2341916

**GRAFIK** Martin Brinker, Gernot Matzke; Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Tiina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

**LAYOUT** Wolfgang Busching, Ralf Geilhufe, Reinhilde Wurst; Michael Abke, Christel Basilon, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Petra Gronau, Kristian Heuer, Jens Kujp, Sebastian Raulf, Barbara Rödig, Ursula Stauffer, Martina Treumann, Doris Wilhelm

*Sonderhefte:* Rainer Sennewald

**PRODUKTION** Christiane Stauder, Petra Thormann

**TITELBILD** Stefan Kiefer; Astrid Bodo, Iris Kuhlmann, Gershomb Schwallenberg, Arne Vogt

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

**BERLIN** Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

**DRESDEN** Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

**DÜSSELDORF** Andrea Brandt, Guido Kleinhubert, Sebastian Ramspeck, Barbara Schmid-Schalbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

**FRANKFURT AM MAIN** Matthias Bartsch, Simone Kaiser, Christoph Pauly, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$320 per annum.  
K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: [info@glpnews.com](mailto:info@glpnews.com). Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

**MÜNCHEN** Dinah Deckstein, Bettina Musall, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

**STUTTGART** Eberhard Straße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

**AMSTERDAM** Gerald Trauffer, Keizersgracht 431s, 1017 DJ Amsterdam, Tel. (0031) 203306773, Fax 203306774

**BELGRAD** Renate Flottau, Crnotravska 11 z, 11040 Belgrad, Tel. (0038111) 2669987, Fax 3670714

**BOSTON** Jörg Blech, 278 Elm Street, Somerville, MA 02144, Tel. (001617) 6281596, Fax 6283137

**BRÜSSEL** Frank Dohmen, Hans-Jürgen Schlamp, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (0032) 2306108, Fax 2311436

**DUBAI** Bernhard Zand, P.O. Box 213380, Dubai, Vereinigte Arabische Emirate, Tel. (00971) 3443605, Fax 3448089

**ISTANBUL** Annette Grobbongardt, PK 12 Arnavatköy (Bogazici), 34345 Istanbul, Tel. (0090212) 2877456, Fax 2873047

**JERUSALEM** Christoph Schult, P.O. Box 9369, Jerusalem 91093, Tel. (00972) 26447494, Fax 26447501

**KAIRO** Amira El Ahl, Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Mhandisun, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

**LONDON** Thomas Hüetlin, 90 A Notting Hill Gate, London W11 3HP, Tel. (0044207) 2430889, Fax 2430889

**MADRID** Apartado Postal Número 10064, 28080 Madrid, Tel. (003491) 3910575, Fax 3192968

**MOSKAU** Uwe Klufmann, Matthias Schepp. Autor: Jörg R. Mettke, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

**NAIROBI** Thilo Thielke, P.O. Box 1361, 00606 Nairobi, Fax 00254-204181559

**NEW DELHI** Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

**NEW YORK** Frank Hornig, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

**PARIS** Dr. Stefan Simons, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

**PEKING** Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-31, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

**PRAG** Jilská 8, 11000 Prag, Tel. + Fax (00420) 2-24220138, 2-24221524

**RIO DE JANEIRO** Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, Rio de Janeiro-RJ, CEP 22290-970, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

**ROM** Alexander Smolczyk, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

**SHANGHAI** Dr. Wieland Wagner, Grosvenor House 8 E/F, Jinqiang Hotel, 59 Maoming Rd. (S), Shanghai 200020, Tel. (008621) 54652020, Fax 54653311

**SINGAPUR** Jürgen Kremb, Bureau Southeast Asia / Pacific, 59 A, Merryn Road, 298530 Singapur, Tel. (0065) 62542871, Fax 62546971

**WARSAU** P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warszawa, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

**WASHINGTON** Gabor Steingart, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

**WIEN** Marion Kraskes, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (004331) 5331732, Fax 5331732-10

**DOKUMENTATION** Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahl (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Cathrin Hammy, Thorsten Hanke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immsch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Guske, Jan Kerbusch, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Nadine Markwald, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Andreas M. Peets, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Ursula Stiegler, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Eckart Teichert, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Ursula Wamser, Peter Welter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karsten Windelband, Anika Zeller

**LESER-SERVICE** Catherine Stockinger

**NACHRICHTENSTELLE** AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam  
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 61 vom 1. Januar 2007  
Meldeterminale und Tarife: Tel. (040) 3007-2540

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00  
Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Itzehoe

Prinovis, Dresden

**MARKETINGLEITUNG** Christian Schlottau

**VERLAGSLEITUNG** Fried von Bismarck, Matthias Schmolz

**GESCHÄFTSFÜHRUNG** Dr. Mario Frank



**Zerstörte Fahrzeuge entlang der eingestürzten Mississippi-Brücke in Minneapolis, USA**

**DIENSTAG, 7. 8.**  
**23.15 – 0.10 UHR VOX**

**SPIEGEL TV EXTRA**

**Materialschlacht im Maßstab HO – Eine Modelleisenbahn will ins Guinnessbuch**  
 Seit mehr als sechs Jahren basteln zwei Hamburger an dem acht Millionen Euro teuren „Miniatur-Wunderland“. Derzeit muss für den Neubau der Schweizer Alpen eine Decke durchbrochen werden. Außerdem steht die Eröffnung des Flughafens an.

**FREITAG, 10. 8.**  
**21.55 – 0.00 UHR VOX**

**SPIEGEL TV THEMA**

**Hoch begabt, aber Schulversager – Lust und Frust intelligenter Kinder**  
 Etwa jedes fünfte Kind mit hohem IQ scheitert in der Regelschule. Unlust und Unterforderung sind ebenso ein Problem wie Mobbing durch Mitschüler. Früh-

**SAMSTAG, 28. 7.**

**WALDBRAND** Ein Feuer auf der kanarischen Insel Gran Canaria vernichtet Wald und Buschland. Ursache ist Brandstiftung. Bis Mitte der Woche brennt auf Gran Canaria und Teneriffa vermutlich ein Drittel des Waldbestandes nieder.

**SONNTAG, 29. 7.**

**JAPAN** Die konservative Regierungspartei von Ministerpräsident Shinzo Abe verliert bei Teilwahlen ihre Mehrheit im Oberhaus.

**MEDIZIN** Der unter Doping-Verdacht stehende Spanier Alberto Contador gewinnt die von Manipulationsskandalen geprägte Radrundfahrt Tour de France.

**KRISE** Bundesregierung und Finanzaufsicht entscheiden, dass die Staatsbank KfW die Liquidität der Mittelstandsbank IKB sichert; sie übernimmt eine Bürgschaft über 8,1 Milliarden Euro.

**MONTAG, 30. 7.**

**PREISE** Die Bundesregierung verurteilt die bevorstehende drastische Erhöhung der Preise für Milchprodukte.

**UNWETTER** Das Rote Kreuz teilt mit, dass in Asien mehr als 200 Millionen Menschen von schweren Überschwemmungen betroffen sind. Hunderte sind in den Fluten ums Leben gekommen.

**DIENSTAG, 31. 7.**

**GESTÄNDNIS** Der Fuldaer Radprofi Patrik Sinkewitz bekennt, sich mit Testosteron gedopt zu haben, und wird vom Team T-Mobile entlassen.

**ABZUG** Die britische Armee zieht sich nach 38 Jahren aus Nordirland zurück.

**MITTWOCH, 1. 8.**

**WAFFEN** Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier kritisiert die Nahost-Pläne der USA, mit einem Aufrüstungsprojekt im Wert von mehr als 60 Milliarden Dollar eine Front gegen den Iran aufzubauen.

**HÄFTLINGE** Im Prozess um den Foltermord in der Justizvollzugsanstalt Siegburg geben die drei angeklagten Männer zu, ihren 20-jährigen Zellengenossen gequält und zum Selbstmord gezwungen zu haben.

**EINSTURZ** In Minneapolis im US-Bundesstaat Minnesota stürzen Teile einer 40 Jahre alten Brücke in den Mississippi, mindestens fünf Menschen kommen ums Leben.

**FRIST** Die Rechtschreibreform wird nach Ende der Übergangsfrist an allen deutschen Schulen verbindlich.

**DONNERSTAG, 2. 8.**

**ENTFÜHRUNG** Die Obduktion der Leiche des in Afghanistan verschleppten Deutschen Rüdiger D. ergibt, dass die Geisel erschossen wurde.

**FREITAG, 3. 8.**

**PRESSEFREIHEIT** Vertreter von Medien, Justiz und allen Parteien kritisieren staatsanwaltliche Ermittlungen gegen Journalisten wegen der Veröffentlichung geheimer Informationen aus dem BND-Untersuchungsausschuss.



*Unterfordertes Schulkind*

kindliche Lernprogramme, Englischunterricht im Kindergarten oder Mathezirkel für Dreijährige sollen Abhilfe schaffen. SPIEGEL TV über die vielfältigen Fähigkeiten und Probleme von hochbegabten Kindern und Jugendlichen.

**SONNTAG, 12. 8.**  
**22.10 – 23.05 UHR RTL**

**SPIEGEL TV MAGAZIN**

**Der Linke** – Lafontaine übernimmt die PDS; **Ballermann Sylt** – Kulturkampf an der Nordsee; **Amok am Ural** – Deutscher in russischem Knast; **Elvis exklusiv** – Der King lebt.



*Urlauber am Strand von Westerland*

GESTORBEN

**Michel Serrault**, 79. Er wollte Priester werden oder Clown. Doch für die Unterordnung unter eine höhere Instanz war er zu widerspenstig. Und für ein lebenslanges Herumalbern zu ernst. So wurde Michel Serrault stattdessen einer der größten Schauspieler des französischen Kinos. Mit einem Baguette unter dem Arm konnte man sich ihn nur schwer vorstellen, und doch hatte Serrault etwas durch und durch Französisches. Einen Bourgeois verkörperte er in „Das Verhör“ (1981) ebenso mühelos wie einen provenzalischen Bauern in „Eine Schwalbe macht den Sommer“ (2001). Selbst mit Schmutz unter den Nägeln wirkte Serrault kultiviert und schien gar nicht anders als überheblich auf die Normalsterblichen blicken zu können. Das arrogante Gesicht, das ihn zu einem gestrengen Gottesmann prädestiniert hätte, verzog er in der Schwulen-Komödie „Ein Käfig voller Narren“ (1978) selbstironisch zur clownesken Maske. Immer wieder stellte er Männer dar, deren äußere Erscheinung darüber hinwegtäuschte, dass ihnen letztlich alles zuzutrauen war. Spielte Ser-

TOM PESCHEL



MAXPPP LAURENT THEILLET / PICTURE-ALLIANCE/ DPA

rault einen Kleinbürger (wie in Claude Chabrols Simenon-Verfilmung „Die Phantome des Hutmakers“, 1982), dann konnte sich dahinter ein Serienmörder verbergen. Der weltgewandte Connaisseur Serrault ließ seine Zuschauer auch das unausgelebte Leben seiner Figuren spüren. Michel Serrault starb am 29. Juli in Honfleur.

**Hilde Sicks**, 86. Zum Publikumsliebbling des Hamburger Ohnsorg-Theaters wurde sie auch wegen ihrer Biestigkeit. Hilde Sicks verstand sich auf politisch nicht korrekte Rollen, ihre berühmte Haifischbar-Wirtin oder auch die Oma Anni aus den „Ohnsorgs“ konnte so schlagfertig wie schnippisch sein. In mehr als 250 Rollen war die resolut-liebenswürdige Sicks auf der plattdeutschen Bühne zu sehen, häufig als kesse Deern. Manchmal auch weniger leicht durchschaubar – wie in einer Bearbeitung des Filmstoffs „Harold und Maude“. Hilde Sicks starb am 31. Juli in Hamburg.

**Jeremy Blake**, 35. Der Freitod seiner Lebensgefährtin Theresa Duncan kam für ihn überraschend – und wurde zur nicht zu verkraftenden Katastrophe. Blake, dessen künstlerische Laufbahn gerade steil aufwärts ging, der in New York, Los Angeles und San Francisco in prominenten Museen ausgestellt wurde und zu den hoffnungsvollsten Nachwuchstalenten zählte, wollte offenbar ohne die geliebte Frau nicht leben. Auch wenn oder gerade weil die beruflichen Lebenswege beider sich in verschiedene Richtungen zu entwickeln begannen: Während sein Ruhm als künstlerischer Mittler zwischen Malerei und Film gerade aufblühte, begann der seiner fünf Jahre älteren Frau zu stagnieren. Bekannt hauptsächlich als avantgardistische Bloggerin, versuchte Duncan als Drehbuchautorin einen Einstieg ins Filmbusiness. Dass der nicht funktionierte, verstärkte bei dem als „golden couple“ bekannten Künstlerpaar bereits vorhandene paranoide Wahnvorstellungen. Es fühlte sich von der Scientology-Sekte persönlich verfolgt und beruflich verhindert. Jeremy Blake nahm sich eine Woche nach dem Tod Theresa Duncans das Leben. Er starb am 17. Juli am Rockaway Beach bei New York durch Ertrinken.



KIM KULISH / CORBIS

**Tommy Makem**, 74. Wer ihm zuhörte, musste sich als Ire fühlen, so leidenschaftlich und voller Stolz sang Makem seine Balladen – obwohl er selbst viele Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt hatte. 1961 wurde der Sohn einer irischen Folksängerin zusammen mit Joan Baez beim berühmten Newport Folk Festival frenetisch gefeiert. Später führte ein Fernsehauftritt mit Band in der „Ed Sullivan Show“ zu einer Einladung in die Carnegie Hall und kurz darauf ins Weiße Haus, wo die Gruppe Präsident John F. Kennedy ein Exklusivkonzert geben durfte. Als Reimport wurde Makems Musik in Irland zum großen Vorbild späterer irischer Folkgruppen wie der Dubliners oder der Pogues. So innig er sang, so ruhelos pendelte das Multitalent zwischen den Welten Irland und USA, den künstlerischen Genres Gesang, Theater, Schriftstellerei. Tommy Makem, dessen zwei Söhne als Makem Brothers die Familientradition des Folkgesangs fortsetzen, starb am 1. August in Dover, New Hampshire, an Krebs.



GLOBE PHOTOS / INTERTOPICS

**Michail Gorbatschow**, 76, Ex-Präsident der Sowjetunion, kam nach längerer Zeit mal wieder nach Berlin. Während er sonst gern zu wegweisenden Reden oder diversen Ehrungen in die deutsche Hauptstadt kommt, war er diesmal für die französische Nobelmarke Louis Vuitton angereist. Den Franzosen gelang es, den früheren Kreml-Chef für eine Werbekampagne für edles Gepäck unter dem Motto „reisende Persönlichkeiten“ einzuspannen. Die startet im Herbst in der amerikanischen „Vogue“ und hat Gorbatschow laut Branchenkennern mehrere hunderttausend Euro eingebracht. Als Kulisse dienen die



ANNE LIEBOVITZ / LOUIS VUITTON / AP

Gorbatschow in Louis-Vuitton-Werbung

Reste jener Mauer, zu deren Abriss er vor 18 Jahren beigetragen hat. Eigentlich macht sich der frühere Sowjet-Präsident in Sachen Werbung ziemlich rar. 1997 allerdings hatte er für „Pizza Hut“ posiert und dafür rund eine Million Dollar kassiert. Damals steckte er das Geld in den Bau seiner Stiftungs-Bibliothek. Fotografiert wird die Luxuswerbung, für die sich auch Berühmtheiten wie Catherine Deneuve ablichten lassen, von der Starfotografin Annie Liebovitz. Sein Honorar hat Gorbatschow auf das Konto seines gleichnamigen Moskauer Fonds überweisen lassen.

**Lei Yixin**, 54, chinesischer Bildhauer, bringt seine amerikanischen Kollegen zur Weißglut. Der in seiner Heimat als „Meister“ anerkannte und mit einem lebenslangen Stipendium versorgte, gleichwohl relativ unbekannt Künstler, hat aus den USA den Auftrag erhalten, die Federführung bei der Anfertigung einer monumentalen Statue des Bürgerrechtlers Martin Luther King zu übernehmen. Dass das neun Meter hohe Denkmal des Helden der Afroamerikaner von einem Ausländer gestaltet werden soll, bringt US-Künstler in Rage. Sie laufen Sturm gegen die Entscheidung der Stiftung King Memorial Foundation, die die für Washington geplante Skulptur mit Spendengeldern finanzieren will. Der zuvor statt Lei engagierte Bildhauer Ed Dwight erklärte, ihm sei zugetragen worden, die Stiftung habe den

Entschluss in der Hoffnung gefasst, dass die chinesische Regierung sich mit 25 Millionen Dollar an dem Ehrenmal beteiligen würde. Die Stiftung streitet dies ab. Lei selbst begegnet der ganzen Aufregung mit asiatischem Gleichmut und großem Selbstvertrauen: „Ich habe Martin-Luther-King-Statuen in Amerika gesehen, und keine davon war perfekt. Ich glaube, ich kann es besser.“

**Fred Thompson**, 64, Schauspieler, Ex-Senator aus dem US-Staat Tennessee und große Hoffnung der Republikaner als möglicher Präsidentschaftskandidat, läuft Gefahr, als Pantoffelheld gebrandmarkt zu werden. Seine Ehefrau, **Jeri Kehn Thompson**, 40, entpuppt sich nämlich mehr und mehr als treibende Kraft hinter



KEVIN WOLF / AP

Ehepaar Thompson

den Kulissen. Der Republikaner, der in Umfragen häufig auf Platz zwei hinter Rudolph Giuliani, dem ehemaligen New Yorker Bürgermeister, in der Gunst der republikanischen Wähler steht, hat seine Aufstellung zur Kandidatenwahl bisher nicht offiziell bestätigt. Dass er antritt, gilt aber als gesichert. Mrs Thompson hat bis dato die Gemüter vor allem durch ihre glamourösen Kleider und ihr vergleichsweise niedriges Alter bewegt. Nun ist publik geworden, dass die Blondine, die lange als hübsches Anhängsel betrachtet wurde, erheblichen Einfluss auf die Entscheidungen ihres Gatten nimmt. Letzte Woche wechselte der seinen Kampagnenmanager aus – und zwar auf Initiative von Jeri Kehn Thompson, die bereits andere Mitarbeiter für nicht kompetent genug befunden und kurzerhand gefeuert hatte.



RICHARD BAILEY / ICON INTERNATIONAL

**Hilary Swank**, 33, US-Schauspielerin, die sich für ihre Hauptrolle in dem Boxfilm „Million Dollar Baby“ (2004) fast neun Kilo Muskelmasse antrainierte und mit einem Oscar belohnt wurde, hat eine weitere Metamorphose angekündigt. Im Herbst will Swank sich ihre langen Haare abschneiden lassen – für einen guten Zweck. Die wandlungsfähige Darstellerin engagiert sich als Sprecherin für eine Kampagne zum Sammeln von Echthaar für Perücken, die krebserkrankten Frauen zukommen sollen. Statistiken zeigen, dass manche Frauen

Krebstherapien ablehnen, weil sie ihr Haar nicht verlieren wollen. Um möglichst viele Haupthaarspenderinnen zu motivieren, wird Swank mit gutem Beispiel vorangehen: „Ich glaube, es ist wunderbar, einer Frau eine Echthaarperücke zu geben, die ihr vielleicht helfen kann, die Chemotherapie mit Würde zu überstehen.“

**Oliver Wittke**, 40, Verkehrsminister von Nordrhein-Westfalen, hat die alte Weisheit, dass besondere Situationen besondere Maßnahmen erfordern, in die Tat umgesetzt. Am vergangenen Donnerstag tagte er in Berlin mit seinen Länderkollegen im Gebäude des Bundesrats. Die Verhandlungen um die Bahnprivatisierung dauerten bis 15 Uhr. Wittkes Wagen parkte in einem Hinterhof, doch der Minister kam nicht ran, weil die Tür zum Hof abgesperrt war. Zeit, einen Hausmeister zu holen, gab es nicht, denn sein Rückflug ging nur 30 Minuten später ab Tegel. Wittke suchte sich ein zum Hof gelegenes Fenster aus und kletterte vor den Augen erstaunter Beamter kurzerhand in den Hinterhof.

**Anthony Zambito**, 38, Spezialist für komplizierte Tätowierungen aus New York, wagt eine David-gegen-Goliath-Aktion. Der Tattoo-Künstler hat gegen die weltweit operierende Markenfirma Converse Klage wegen Copyright-Missbrauchs und



Zambito

widerrechtlichen Aneignens seiner Arbeit eingereicht. Zambito entdeckte während eines Urlaubs auf Barbados Converse-Turnschuhe, die ein Motiv schmückte, das er exklusiv entwickelt haben will: „Ich war wirklich frustriert.“ Zambitos Anwalt vermutet, dass die Designer von Converse ein Foto des großflächigen Tattoos auf Zambitos Homepage entdeckten und dann ruchlos kopierten. Der Träger der schmerzhaften Hautmalerei bezahlte immerhin 5000 Dollar für die Tortur, das Unikat im Laufe von vier Monaten eingestochen zu bekommen. Die in Frage stehenden Turnschuhe sind für 60 Dollar das Paar zu haben.

**Margrethe II.**, 67, dänische Königin, bekam unerwünschten Besuch in ihren königlichen Gemächern. Eine Prostituierte schlich sich – offenbar mit Hilfe eines ihr bekannten Wachmanns – ins Kopenhagener



Stripperin



Kendra, Holly, Hefner, Bridget

**Hugh Hefner**, 81, Gründer und Herausgeber des „Playboy“-Magazins, bastelt fleißig an seiner eigenen Legende. Er ist zu der Erkenntnis gekommen, dass der Schlüssel zu seinem Erfolg in einem Trauma begründet liegt. Als 16-Jähriger verknallte er sich in ein Mädchen – und bekam einen Korb. „Nach dieser Ablehnung habe ich mich neu erfunden“, so der sinnfrohe Greis, der mit den drei Grazien Kendra, 22, Holly, 27, und Bridget, 33, in Los Angeles lebt. Teenager Hugh begann Geschichten zu schreiben, Comicstrips zu entwickeln und mauserte sich zum „beliebtesten Jungen“ an der Schule, wie der Multimillionär heute meint. Damals begann, was er dann so konsequent als „Playboy“-Herausgeber fortsetzte: „Ich schuf eine eigene Welt, in der ich im Mittelpunkt stand.“ Noch immer ist Hefner maßgeblich an der Blattgestaltung des Kultmagazins beteiligt, den größten Teil seiner Freizeit verbringt er mit seinem Lieblingshäschen Holly. Heiraten will er jedoch nicht mehr: „Es gefällt mir nicht, wenn ich sehe, was während der Ehe mit Beziehungen passiert.“

Schloss Christiansborg, das auch das dänische Parlament und das Büro des Premierministers beherbergt, und posierte nackt auf Margrethes Thron, unter Gobelins im Rittersaal und mitten auf dem Konferenztisch im Saal des Staatsrats. Die insgesamt 29 Fotos, die zuerst im Internet und dann auch in einer dänischen Klatschpostille veröffentlicht wurden, will die 43-jährige Stripperin ganz allein mit Selbstausschluss gemacht haben. Ein Kopenhagener Fotoexperte überprüfte Schattenfall und Licht-

verhältnisse und bestätigte die Echtheit der teilweise obszönen Bilderstrecke aus dem Königspalast. Bei Hofe nahm man den Zwischenfall eher gelassen: „Ihre Majestät war zum Zeitpunkt der Fotoaufnahmen sicher nicht anwesend auf Christiansborg, sonst hätte dort eine wesentlich höhere Sicherheitsstufe geherrscht. Aber wenn wir Ausstellungen haben, kommt die Öffentlichkeit ja ziemlich unkontrolliert ins Haus“, erklärte Schlossverwalter Jens Greve und fügte hinzu: „Ich weiß nicht, ob die Fotos echt sind, aber immerhin sieht die Dame ja ganz ansprechend aus.“

**Fadela Amara**, 43, französische Staatssekretärin für Stadtentwicklung, die aus einer zwölköpfigen algerischen Einwandererfamilie stammt, wählt einen unbequemen Weg, um glaubwürdig zu bleiben. Statt die Luxuswohnung im Ministerium zu beziehen, die Amara kraft ihres Amtes zustünde, bleibt die streitbare Linke in einem Hochhaus in einem Pariser Vorort wohnen. Die Feministin ist die Gründerin der Organisation „Weder Huren noch Unterworfene“, die sich für Gewaltopfer in muslimischen Familien einsetzt und inzwischen internationale Beachtung gefunden hat. Mit ihrem Engagement erregte sie Präsident Nicolas Sarkozys Aufmerksamkeit. Amara ist wild entschlossen, die Banlieues, die vor zwei Jahren traurige Schlagzeilen machten, aus ihrem Elend zu befreien: „Ich spreche nicht von ein bisschen Farbe für die Fassaden.“ Ihre Entscheidung für die unattraktive Wohnsituation begründet die Politikerin, deren Büro eine eindrucksvolle Größe aufweist, schlicht: „Ich will mit dem echten Leben in Kontakt bleiben.“



Amara

Bildunterschrift aus der „Schwarzwälder Post“: „Schwarze hohe Stiefel machen sich in die Hose gesteckt gut – zu Röcken und Kleidern nicht minder.“

## Wassermassen haben England umschlossen

Aus dem „Westfälischen Volksblatt“

Aus der „Süddeutschen Zeitung“: „In einer Universalkultur öffentlicher Privatheit ist die Enthüllungscourage zur gratisnutigen Pose geworden.“

Aus dem „Westfälischen Anzeiger“: „Der Wehrdienst stellt für manch jungen Menschen eine interessante Alternative zum Zivildienst dar ...“

## Empfangen vom Mundgeruch der Imbissbuden

Aus der „Westfälischen Rundschau“

Aus der „Neuburger Rundschau“: „Toiletten und Oberflächen sollten mit Reinigungsmitteln und Kleidung heiß gewaschen werden, empfiehlt die Techniker Krankenkasse.“

Aus der „Frankfurter Rundschau“: „Die grell geschminkten Lieder hängen tief über den gelangweilten Augen, die vollen Lippen über der winzigen Stupsnase sind zum fordernden Kussmund gemalt.“

Aus „Der Patriot“: „Das absolute Fahrverbot für Fahranfänger während der zweijährigen Probezeit und junge Fahrer unter 21 Jahren tritt heute in Kraft.“

## Alttherapeutin sucht Voliere oder Stall im Raum Bochum zu pachten oder zu kaufen.



Aus dem Bochumer „Stadtspiegel“

Aus der Münchner „Abendzeitung“: „Die Schwereelosigkeit scheint aufgehoben zu sein, wenn die jungen bosnischen Männer in Mostar ihre Kunststücke vorführen.“

## Zitate

*Die „Frankfurter Allgemeine“ zum SPIEGEL-Streitgespräch „Familie macht glücklich“ mit den Familienpolitikerinnen Ursula von der Leyen (CDU) und Christa Müller (Die Linke) über Krippen und Zwangsbetreuung (Nr. 31/2007):*

Der unionsinterne Streit um das Betreuungsgeld geht auch in der parlamentarischen Sommerpause weiter. Der bayerische Ministerpräsident Stoiber (CSU) hat Bundesfamilienministerin von der Leyen (CDU) vorgeworfen, das von der CSU favorisierte Betreuungsgeld „ideologisch zu diffamieren“. In der „Süddeutschen Zeitung“ kündigte der CSU-Vorsitzende massiven Widerstand an, sollte Frau von der Leyen bei ihrer Linie bleiben. Darüber werde es eine „intensive Diskussion“ mit der CDU geben. In Bayern seien 70 Prozent der Bevölkerung für das Betreuungsgeld, für das die CSU bisher eine Höhe von 150 Euro im Monat propagiert. „Auch in der CDU steht eine große, schweigende Mehrheit hinter dieser Idee“, sagte er. Die Schwesterpartei sei gut beraten, diesen Mehrheitswillen zu respektieren. Zuvor hatte die Ministerin in einem SPIEGEL-Streitgespräch mit der familienpolitischen Sprecherin der Linkspartei im Saarland und Ehefrau Oskar Lafontaines, Christa Müller, davor gewarnt, dass das Betreuungsgeld den Teufelskreis der Bildungsferne stärke.

*Die russische Wochenzeitung „Argumenty i fakty“ zum SPIEGEL-Gespräch „Mit Blut geschrieben“ mit dem Literaturnobelpreisträger Alexander Solschenizyn über die verhängnisvolle Geschichte seines Landes und das Versagen der Reformen Jelzin und Gorbatschow (Nr. 30/2007):*

Alexander Solschenizyn hat der russischen Presse sehr lange kein Interview gegeben. Vor einigen Tagen hat die deutsche Zeitschrift SPIEGEL ein großes Gespräch mit Alexander Issajewitsch gedruckt. Seine Frau Natalja Solschenizyna erklärt, warum: „Die Frage muss nicht lauten, warum ein westliches Magazin, sondern warum zu diesem Zeitpunkt. Der Westen hat ein vollkommen falsches Bild von unserem Land. Als würden alle vor dem Kreml strammstehen. Das schmerzt Solschenizyn. Er ist ein Patriot. Er hat die Fragen von Ausländern beantwortet, um zu erklären: Ja, in Russland gibt es Negatives, aber auch Positives. Wir machen Fehler, aber wir versuchen, einen richtigen Kurs einzuschlagen. Wenn ihr (im Westen) fordert, dass wir so werden wie ihr, vergesst ihr, dass eure Demokratie schon Hunderte Jahre alt ist und wir (in Russland) noch heute keine Demokratie haben.“